Wien und Berlin
in
Parallele.

Nebst Bemerkungen auf der Reise von Berlin
nach Wien durch Schlesien
über
die Felder des Krieges.

Ein
Seitenstück zu der Schrift:
Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.

von
F. v. C — n.

UNIVERS. LIB. ... ERLANGEN

H. Ber.

Mit zwey Kupfern von Penzel.

Amsterdam und Cölln 1808,
bei Peter Hammer.

R. 5591 a

Vorrede.

Schon in meiner Jugend hatte ich ein wärmes Gefühl für Freyheit und Vaterland; dieß wurde in mir durch die alte griechische und römische Geschichte rege gemacht, die ich mit Begierde verschlang. Die Helden, besonders diejenigen, welche ihr Vaterland aus dem Nichts emporhoben (Epaminondas), waren für mich Muster. Mein Jünglingsalter fiel in die erste Periode der französischen Revolution, und sie ergriff mich, wie so viele andere. Ich sah das goldene Zeitalter durch sie herbeygeführt; ich sah die Menschen in ihre ursprünglichen Rechte wieder eingesetzt; ich sah der Entwicklungsfreyheit keine Schranken mehr vorgeschrieben und hoffte: daß die Revolution auch Deutschland bald ergreifen würde. Mein Lehrer war ein ernster, tugendhafter, erfahrener Mann, der die Welt kannte, in der er 50 Jahr sich getummelt hatte. Er bemerkte mein eifriges Studium der Zeitungen, Journale und alles dessen, was 1789, 1790 rc. die Pressen unermüdet ausspieen. Einst nahm er mich auf einen Spatziergang mit, und unter uns entstand folgendes Gespräch:

Mein Lehrer. Mein Sohn! Ich sehe mit Vergnügen, wie sehr Dich die Revolution ergreift,

die Frankreich in seinem Innersten erschüttert; es ist mir ein Beweis, daß Du Sinn und Gefühl für das Gute hast, welches Deine lebhafte Phantasie aus der Revolution für die Menschheit hervorgehen läßt.

Ich. Ja, mein Bester! diese große Weltbegebenheit hat mich ganz ergriffen, und ich sehe mit innigem Vergnügen den nahen Untergang aller noch übrigen Tyrannen, die Europa in Fesseln legten.

M. L. Du glaubst also wirklich, mein Sohn, daß die Tugend, die Vaterlandsliebe, der Patriotism die Revolution herbeyführten?

Ich. Was sonst? Haben Sie nicht die Reden eines **Mirabeau, Barnave, la Fayette** und anderer gelesen?

M. L. Bald wirst Du aus Deinem Traum erwachen! Nicht die Tugend, nicht Vaterlandsliebe haben diese Umwälzung aller alten Formen bewirkt, sondern das Laster und der Egoismus. Sie bedienen sich nur der Tugend als Maske, um ihren teuflischen Plan auszuführen, und tugendhafte, aber mehr gefühlvolle als verständige, Männer sind ihre Organe, um den großen Haufen und Gemüther, wie das Deinige, zu blenden. Nicht das allgemeine Wohl, sondern das ihrige ist ihr Endzweck. Sie wollen die jetzigen Machthaber vernichten, um sich an die Spitze des Staats zu stellen. Sie benutzten die Schwäche der Regierung, die erschöpften Finanzen und die Verdorbenheit des Adels, um alles unter einander zu werfen, damit sie ihre leeren Taschen füll-

ten. Sie sind die Diebe, die ein Haus anzünden, um in der daraus entstehenden Verwirrung ruhig stehlen zu können.

Der Erfolg wird Dir meine Meynung bestätigen. Die Welt ist zu verdorben, um eine demokratische Staatsverfassung ertragen zu können, deren Grundlage die Tugend der Staatsbürger ist. Kennst Du die alten Griechen und Römer? Sehen ihnen die revolutionairen Franzosen wohl ähnlich?

Du bist jetzt, mein Sohn, in dem Alter, wo Du Deine künftige Laufbahn bestimmen mußt; ich rathe Dir, sie im Preußischen zu wählen. Wenn es irgend noch für den Menschen Freyheit, seinen Geist zu entwickeln, giebt; wenn noch irgendwo Sicherheit der Person und des Eigenthums existirt, so ist es in diesem Staate, welchem ein so weiser, als gerechter und humaner Mann die Form gab, Friedrich der Einzige!

Ich folgte diesem Rathe, suchte preußische Dienste und fand sie.

Um in die preußische bürgerliche Verfassung recht schnell einzudringen, ließ ich mich bey der Justiz und dem Finanzwesen zugleich anstellen, und machte eine schnelle Carrière.

Ich hatte auf der Akademie das römische Recht fleißig studirt, und war in Jena durch ein Practicum in das Labyrinth der gemeinen deutschen Prozeßordnung eingeweiht worden; von allem diesen Kram konnte ich bey der preußischen Justiz nichts gebrauchen.

Es war noch nicht lange her, daß Friedrich, durch die Arnoldsche Geschichte veranlaßt, diesen Stall

des Augias gereinigt hatte; die guten Folgen davon waren mir sehr einleuchtend. Durch den gemeinen Prozeß schien man seit Jahrhunderten die streitenden Parteyen in ein Chaos von Formen verwickeln zu wollen, damit Richter und Advocaten reich würden. Durch die neue Prozeßordnung wurde die Ausmittelung des Factums von der Deduction des Rechts getrennt, und man konnte deutlich daraus erkennen, daß der Richter ernstlich zum Ziele der Aufklärung eile. Ich würde nie die Bahn verlassen haben, welche ich bey dem Justizcollegio betreten hatte, wenn ich nicht arm gewesen wäre, und das Finanzwesen mir nicht eine schnellere Versorgung versprochen hätte.

Ich fand in diesem Zweige der Landesadministration vortreffliche Anordnungen; aber es stockte alles in der Ausführung.

Mit einem wahren Feuereifer widmete ich mich dem Dienste und rügte ohne Schonung alle Mißbräuche, die ich fand; ich wurde von Berlin aus unterstützt, und der alte würdige Geheime Finanzrath Beyer, den ich heute noch verehre, bestärkte mich in meinem Diensteifer.

Durch ihn wurde ich schnell gehoben, und erhielt in einer andern Provinz einen größern Wirkungskreis. Jetzt mußte ich nun sehen, wie die Majorität unter der vorigen Regierung immer mehr daran arbeitete, das Wohl des Landes zu untergraben, die Gesetze zu umgehen und ihr eigenes zu substituiren. Ich kämpfte mit der Minorität stets dagegen; die Folge war Zurücksetzung — Hohngelächter. Unter Wölfen sollst Du heulen, das riefen mir meine Collegen zu, die unter andern Umständen ihre Pflicht gethan haben

würden. Bey der neuen Regierung schien Anfangs der Unordnung ein Damm sich entgegen zu werfen; aber die Mißbräuche hatten schon ein zu großes Terrain gewonnen; sie sprengten alle Dämme und überströmten die Ufer; jetzt mußte man mit dem Strom schwimmen oder untergehen.

Das größte Unglück für einen rechtlichen Mann war, daß, wenn der Minister auch redlich und mit Vorsicht vorschreiten wollte (und es fehlte nicht an solchen Männern); so konnte er nicht hindurch sehen durch so viele Gewebe, welche die Bosheit, Intrigue und Gewinnsucht um ihn herzogen; er brauchte Gehülfen, in der Regel waren diese eben so verdorben; aber die klügsten unter den übrigen. Diese stellten nun jeden rechtlichen Officianten im schlechten Lichte dar, und so wurden sie entfernt und außer Einfluß gesetzt. Manche von diesen konnten sich nicht mäßigen; sie wurden Schriftsteller, schilderten die Mißbräuche, welche sie gefunden hatten, mit schwarzen Farben, und nun steckte man sie ins Gefängniß und setzte sie ab.

Ich suchte mich aus dieser Sphäre hinaus zu arbeiten und einen Geschäftskreis zu erhalten, worin ich nur mechanische Arbeiten und keine Verantwortung hatte; dieß glückte mir vor dem Kriege in Berlin.

Mein Amt gewährte mir wenig Unterhaltung, und ich warf mich auch in das gefährliche Feld der Schriftstellerey. Einige Zeit lebte ich so glücklich und in der Ideenwelt, als plötzlich ein Heer von Unglücksfällen über mich einbrach. Ich verlor ein geliebtes Weib durch einen unvorhergesehenen Tod; die Hypochondrie hatte sich völlig meiner bemächtigt. Der Krieg brach

aus, und unter meinen Augen sah ich durch wenige Schläge einen Staat vernichten, der sonst so glücklich gewesen war; ich sah, wie die Bewohner sich um den Besitz der Ruinen wüthend bekämpften; wie sie alles verriethen, entweihten, entheiligten, alle Gefühle der Ehre verläugneten. Ich ergriff noch einmal die Feder, um gegen Mißbräuche zu kämpfen: der Kerker war mein Lohn. Ihm kaum entronnen, eilte ich hinweg von der Scene in das Land des Friedens. Was ich auf dieser Reise gedacht, gesehen und bemerkt habe, das enthalten die folgenden Briefe.

Inhalt.

I. Fragment aus der Lebensgeschichte des Verfassers. Seine Gefangenschaft, nebst Entlassung aus derselben. Einige Züge im Charakter der Berliner überhaupt. Schilderung der Freunde und Freundinnen des Verf. Reisegesellschaft von Frankf. a. d. Oder bis Crossen. S. 1—4

II. Crossen. Schilderung der Organisation Pohlens bey der preuß. Acquisition. Die Schlacht bey Jena. Insurrection in Pohlen; Der Freund des Verfassers flüchtet als südpreußischer Officiant. Empfindungen des Verf. am Grabe seiner Gattin. S. 5—12

III. Grünberg. Schilderung der unglücklichen Lage des Vaterlandes des Verf. bey den Verwüstungen des Kriegs. S. 12—15

IV. Sagan. Trauriges Schicksal dieser Stadt. Der regierende Bürgermeister wird eines ungegründeten Verdachts wegen vor die Militaircommission gestellt und durch die Humanität des Generals Monbrün gerettet. Ortsbeschreibung von Sagan. Geschichte einiger entlassenen, hier wohnenden preuß. Officiere. S. 15—17.

V. Glogau. Anekdote zwischen einem Voltigeur und einem Bauer. Verwüstungen bey und in Glogau. Auffallende Verwandlung verschiedener ehemaliger preuß. Staatsbeamten. Belagerung Glogaus. Major Pudlitz. S. 18—22.

VI. Schweidnitz. Anekdote von dem preuß. General P. in B. im siebenjährigen Kriege. Betragen der Franzosen, Bayern und Würtemberger in Schlesien. Adel und Kornwucher. Getreideausfuhr.

Belagerung von Schweidnitz. Muthmaßung des Verf. über den Plan Napoleons, Schlesien betreffend. Reise nach Breslau, ein Familiengemälde. Ueber Breslaus Fall. Aufenthalt mehrerer Prinzen in Breslaus Mauern. Prinz Jerome; (jetzt König v. Westphalen). Einige Charakterzüge von ihm. Proceß des Fähndrichs Wengersky. Der preußische Adel in Breslau. Bürgerbedrükkung; Schauspiel; Sucht, französisch zu schwatzen. Der Commandant von Schweidnitz, Herr v. Haak. S. 22 — 34

VII. Schmiedeberg. Empfindungen beym ersten Wiedersehen preuß. Truppen. Trauriger Anblick der Selbstranzionirten, die zum Isenburgischen Corps übergingen. Klagen in den Gebirgsstädten. S. 35 — 36

VIII. Trautenau. Naturschilderungen. Geständniß eines Irrthums, als der Verf. Böhmens Gränze betrat. Parallele zwischen den preuß. und östr. Zolldienern. Oestreichische Aengstlichkeit beym Einlaß der Fremden. Anekdote über die preuß. Polizey. S. 36 — 39

IX. Fortsetzung. Handelsverkehr in Trautenau. Producte. Ueber den Absatz der rohen schlesischen Leinwand im Innern von Oestreich. Der Kaufmann, Baron von Falk. Volkscharakter der Böhmen in religiöser und sittlicher Hinsicht. Ueber die Bauart in Böhmen überhaupt. Höchste Unreinlichkeit in Chrudim. Böhmische Kochkunst. Die Bewohner der Böhmischen Gebirge; ihr Charakter. S. 39 — 42.

X. Jaromirsch. Die Diligence. Postgeld. Vergleichung mit dem preußischen Postwesen. Politisches Gespräch zwischen einem östreich. Oberlieuten. v. der Infanterie, dem Lakey eines Obristen und einem Pfarrer. Militairische Position, welche Böhmen auf dieser Seite von den Quellen der Elbe an bis Pardubiz deckt. Stellung Kaiser Josephs 1778. Josephsstadt und Königsgräz. S. 42 — 47

XI. Czaslau. Schöne Natur; aber pohlnische Sitten und Lebensart. Landwirthschaft. Anhänglichkeit an ihre alte Landesverfassung. Versehen im Preußischen bey den Dismembrationen. Chrudim. Anekdote von Friedrich dem Großen. Schlacht bey Collin. Der

Ungarwein mit seinen Gattungen. Wallfahrt nach Prag zum grossen Fest des heiligen Johannes, und über den Zweck derselben. S. 47 — 57

XII. Iglau. Schlachtfeld, wo 1805 der Erzherzog Ferdinand dem Vorrücken der Bayern Einhalt that. Statistische Notizen von Böhmen. Vergleich zwischen Böhmen und Schlesien. S. 57 — 62

XIII. Znaim. Verwüstungen, die Spuren des Feldzugs 1805. S. 62 — 63

XIV. Stockerau. Lage. Zufriedenheit des Verf. mit dem wackern Postmeister in Etscheiwitz. S. 63 — 65

XV. Wien. Der Fürst Auersberg im Jahr 1805. Proceß des Obristen Göringer. Mack. Vergleichung zwischen Wien und Berlin. Einiges über die Speculationen der Berliner Buchhändler, und über die dermalige Berliner Literatur. S. 65 — 70

XVI. Fortsetzung von Wien, verglichen nach seiner Lage und Aussenseite mit Berlin; dort die üppige Natur, hier nur die Sandwüste Arabiens; dort die abwechselnden Gebirge, hier sandige Ebnen; dort die Donau, hier die Spree; dort alles das Werk der Natur, hier größtentheils das Werk der Kunst. Kurze Vergleichung des Praters mit dem Thiergarten; der Gärten zu Schönbrunn, das Belvedere, der Lichtensteinschen und Stahremberg'schen Gärten mit Charlottenburg und den Villen, die sich vom Potsdamer Thore bis zum Jägerhofe hinziehen. Wiens und Berlins Bauart. Reinlichkeit in Wien; Unreinlichkeit in Berlins Straßen. — Die Burgbastey. Josephs II. Statüe. Die Stephanskirche. Kaiserliche Todtengruft. Empfindungen des Verf. in derselben. Bekanntschaft daselbst mit einem alten Capuciner. Interessante Anekdote von Maria Theresia. Luther in Berlin auf dem Theater. Werner in Wien beym Frohnleichnamsfeste. Das Grabmal der Erzherzogin Christine von Canova in der Augustinerkirche. Gemäldegallerie daselbst. S. 70 — 81

XVII. Fortsetzung. Ausführl. Beschreibung des Praters in Wien; verglichen mit dem Thiergarten in Berlin. Feuerwerk im Prater. Avertissement eines Feuerwerkers. Der Augarten. Schönbrunn. Gloriette. Pezzl's Umgebungen Wiens. Die Menagerie. Der Leopard und der kleine Hund, sein Freund. Kängurus. Der Kahlen- und Leopoldsberg. Der gläserne Pavillon (bei Döll). Excursionen der Wiener auf den Kahlenberg. Restaurateur daselbst. Die fünf Theater in Wien. Bauart derselben. Beleuchtung. Garderobe. Schauspieler. Vorzug des Berl. Theaters, der Garderobe, der Schauspieler. Ein Urtheil über Iffland und Fleck. Vorzug der Wiener gegen Berlins Oper. Charakter der Wiener und der Berliner Theaterfreunde. Das Leopold und Josephstädter Theater. Bordelle in Wien. Benehmen der Freudenmädchen. Bekanntschaft mit einer im Leopoldsstädter Theater und Geschichte ders. Betragen der Berliner Freudenmädchen. Weinhäuser in Wien. Rau in Berlin. Wiener Speisezettel. Der goldene Adler; die Stadt Paris; die Sonne in Berlin. Insolenzen der Berliner. Jahn und Munier in Wien. Lohnbedienten in Wien — in Berlin. Caffeehäuser. Bäder. Redoute. Sammelplatz der Verliebten und Neugierigen. Polizeyaufsicht. Anekdote. Lesegesellschaften, Leihbibliotheken; Resourcen; Freymaurerey, terra incognita in Wien Kralovskysche Leihbibliothek in Berlin. Strenge der Censur in Wien. Berliner Censur. In Wien giebts keine Resourcen und Freymaurerlogen. Die Berliner Freymaurerlogen. S. 81 — 115

XVIII. Fortsetzung. Unterschied des Charakters der Berliner und Wiener. S. 115 — 119

XIX. Forts. Gelehrte Gesellschaften in Berlin. S. 120 — 121

XX. Fortsetzung. Polizeyanstalt in Wien und Berlin. Bemerkungen im Allgemeinen. S. 122 — 126

XXI. Fortset. über denselben Gegenstand im Einzelnen. Das Straßenpflaster; die Beleuchtung; Straßensäuberung; Armenanstalten; Lazarethe. S. 126 — 130

XXII. Fortsetz. Frohnleichnamstag in Wien. Werner; Feßler in Berlin. Lächerlicher Auftritt bey der Aufführung Luthers auf dem Berliner Theater. S. 130 — 133

XXIII. Oestreichische Regierungs- u. Landesverfassung. S. 133 — 142

XXIV. Forts. nebst einigen Vergleichungen der preußischen Regierungsverfassung. S. 142 — 150

XXV. Oestreich. und preuß. Militairverfassung. S. 150 — 158

XXVI. Oestreichs und Preußens Finanzsystem; Staatseinkünfte; Staatsschulden. S. 158 — 183

XXVII. Oestreichs Handel in Vergleichung mit dem preußischen. S. 183 — 191

XXVIII. Abreise von Wien nach Prag. Bekanntschaft des Verf. auf der Diligence mit einem Engländer. Gespräch mit demselben über Thaer und den Ackerbau der Engländer. Aeußerungen des Engländers über Lestok; den Prinzen Louis; über Bülow und Bärenhorst; den Erzherzog Carl; Bemerkungen über Oestreichs innere und äußere Kraft; Vorschläge sie zu beleben; Verbesserungen. Eine Stelle aus Bärenhorsts Betrachtung. Der Herzog von Braunschweig. Ueber die Verhältnisse zwischen England und den Continentalmächten. S. 192 — 214

XXIX. Schlacht bey Friedland. Des Verf. Abreise von Prag nach Johannisbad. S. 214 — 215

XXX. Entdeckung des Johannisbades. Umgebungen desselben. Reichhaltigkeit des Sprudels. Bestandtheile desselben. Bekanntschaft d. Verf. mit dem Rittmeister Schmidt vom Husarenregiment Großherzog Ferdinand; den Grafen Esterhazy, Zebrian, Stoßfaiteh u. a. Interessantes Gespräch über den Geist der östreichischen Truppen. Schilderung des Eigenthümers des Johannisbades, Hr. von Silberstein. Der Verf. erhält Ordre, seinen Posten in Schlesien wieder anzutreten; er weigert sich, dem französischen

Gouvernement den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Beantwortung der Frage: ob die preuß. Officianten jenen Eid mit gutem Gewissen ableisten konnten, und ob es nicht besser gewesen wäre, alle Civilbehörden, noch ehe der Feind kam, zu suspendiren? — Vergebens erwartete der Verf. seine Entlassung. Der Friede von Tilsit hat den Dingen eine andre Wendung gegeben. S. 215 — 237

XXXI. Schmiedeberg. Des Verf. Abschied von den biedern Oestreichern. S. 237—238

XXXII. Bestand des jetzigen östreichischen Militairs. S. 238 — 247.

XXXIII. Nachschrift des Verfassers. S. 248.

Sinnentstellende Druckfehler.

Seite 7. Z. 22. v. o. statt verkauft, l. gekauft
" 8. Z. 11. v. o. st. Augenblicke, l. Augenblick an
" 52. Z. 23. v. o. st. Antheilwein, l. Anthal Wein
" 90. Z. 7. v. o. st. ab, l. aus
" 94. Z. 19. v. o. st. Herrn, als Dorrbach l. Herrnals, Dorrbach.
" 109. Z. 7. v. u. st. ähnliche, l. andere
" 142. Z. 11. v. u. st. Blutninken, l. Blatnlacken
" 142. Z. 7. v. u. st. Pussolaischen und Sallachacken, l. Passetarschen und Sallaschacken
" 142. Z. 5. v. u. st. Ausnincken, l. Ausnlacken
" 142. Z. 3. v. u. st. die Mazarällen, Gornien, l. die Mazuracken und Goratten
" 146. Z. 24. v. o. Wenn hier steht: Ungarn hat 3,340000 Menschen, so ist dieß bloß von den Ungarn zu verstehen
" 163. Z. 19. v. o. st. 4 Mark, l. 4 Millionen Gulden
" 163. Z. 23. v. o. st. $5\frac{1}{2}$ Mark, l. $5\frac{1}{2}$ Millionen
" 165. Z. 16. v. o. st. 20 Fl. Procent, l. 20 Procent
" 166. Z. 7. v. u. st. Dominal, l. Dominical
" 166. Z. 5. v. u. st. Standobligationen, l. ständische Obligationen

S. 168. Z. 8. v. o. st. so lange Druck, und Preßfreyheit unter dem Joch seufzen, wie bisher der Catholicismus hätte modificirt werden sollen, l. so lange Druck- und Preßfreyheit unter dem Joch seufzen, wie bisher. Der Catholicismus hätte modificirt werden sollen
- 188. Z. 1. v. u. st. diese, l. diesen
- 191. Z. 1. v. u. st. es zu vernichten, l. sie zu vernichten
- 193. Z. 10. v. u. st. in die, l. in den
- 195. Z. 5. v. u. st. Adjeu nous marchons up Gloire, l. Adjeu nous marchons au Gloire
- 211. Z. 17. v. o. st. so einen, l. seinen

Frankfurt

Frankfurt an der Oder, den 2ten April 1807.

Sie, lieber S., denken wie ich. Ihr redliches Herz brennt eben so von reiner Vaterlandsliebe, wie das meinige; Sie haben Gefühl für wahre Freundschaft, die keine Rücksicht auf eigne Gefahr nimmt. Dies haben Sie mir bewiesen, als Sie zuerst in mein Gefängniß drangen, selbst als Anfangs Jedem der Zutritt versagt war. Ich denke noch immer mit Rührung daran, als mein dumpfer finsterer Kerker sich öffnete, und Sie in meine Arme fielen, mich an Ihr warmes Herz drückten, mir Trost zusprachen, mir Unterhaltung brachten, bey einer schmutzigen Lampe mit Kreide ein Schachbrett auf den halbverfaulten Tisch mahlten, und mein Lieblingsspiel (eine Partie Schach) mit mir spielten, worin ich um deshalb Sie stets matt machte, weil mein Geist von allen äußern Eindrücken frey war.

Es war ein schrecklicher Kerker, wohin die Boßheit meiner Feinde — (meiner Landsleute) mich gebracht hatte.

Mitten in der Nacht aus dem sanftesten Schlaf geweckt, aus meinem warmen Bett gerissen, wurde ich in ein kaltes feuchtes Loch geschleppt, wo Fieberschauer mich überfiel; hier blieb mir nichts übrig, als in das elende Bett mich zu werfen, welches der Gefangenwärter mir hinstellte, und dann die schwere Thür hinter doppelte Riegel warf; bald schlief ich ein, und erwachte am andern Morgen, ohne zu wissen, wo ich war, bis der schreckliche Gedanke mich überfiel:

Du bist im Kerker!

Neben mir wohnte eine Mutter, die ihre zwey Kinder vergiftet hatte; aus einem hohen Gitterfenster blickte ich

auf den Hof, wo ich die verworfensten Physiognomien sah: es waren Diebe und Mörder, die ihre Freystunde benutzten, die mir versagt war. Drey Tage und Nächte (die unglücklichsten meines Lebens) brachte ich hier zu, bis Sie, ein Engel des Lichts, mir erschienen. Nun schrieben wir an Clarke und Hülin, schilderten meine Lage — meine Unschuld; Sie drangen bis an die Quelle, und ich erhielt dann vorläufig die Freyheit, im Innern des Gefängnisses und in den Hof gehen zu dürfen. Nun besuchte ich meinen Leidensgefährten H., der aus gleichen Ursachen, wie ich, eingesperrt worden war, lernte seine interessante Frau und Cousine kennen, und jetzt wurde mir mein Arrest erträglich. Schrecklich war aber das Gefühl für mich, als man H. früher entließ als mich, und nun meine Einsamkeit wiederkehrte.

Doch, was erzähle ich Dir noch, was Du längst weißt: der Mensch spricht gar zu gern von seinem überstandenen Unglück.

Berlin war nun für mich kein angenehmer Wohnort mehr. Ich suchte mich zu zerstreuen, ich suchte und gab Gesellschaft, ich lebte den Freuden des Weins und der Liebe.

Schrecklich war für mich jedes Schlafengehen; ängstlich warf ich mich aufs Lager, in der Erwartung, wieder arretirt zu werden. Jeden Morgen beym Erwachen hatte ich Mühe mich zu überzeugen: ich sey frey!

Groß war meine Freude, als ich meinen Reisepaß nach Schlesien erhielt; noch größer, als ich mit dem Postwagen zum Thor hinausfuhr, und das furchtbare Berlin aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn verlohr.

Wohl dachte ich oft an euch, ihr Lieben, die ich verließ, S., G., K., B. und —! doch darüber schweige ich!

Verdorben sind in Berlin die Menschen im Allgemeinen, das ist wahr! Sie leben nur sich — den physischen

Genüssen, doch aber fand ich hier edle, wenn auch besondere Menschen. S. den enthusiastischen Verehrer der Kunst; K. den Mann nach der Uhr, bey dem alles nach der Schnur geht, der aber der wahre Freund des Freundes ist, und bey dem selbst die Ehrlichkeit auf dem Etat steht; B. den Statistiker, der sich außer Athem läuft, um eine Liste von den Gebohrnen und Gestorbenen in Constantinopel zu bekommen, um zu prüfen: ob der Türken mehr oder weniger in Europa werden. Von Dir, Freund, will ich gar nicht reden, Du, der Du, vom reinsten Patriotismus belebt, nur diesem huldigst. Bald hätte ich S. vergessen, der, nur vom Weltgeist getrieben, mich im Kerker damit tröstete, daß dieser mich hierher geführt hätte. Er ist besser als seine Theorie, und sein praktisches Leben ist oft der Contrast zu seinen Lehren. Ein glücklicher Hausvater, begleitet von einem guten Weibe und blühenden Kindern, lebt er nur in den Umwälzungen aller bisher bestandenen Staatsformen.

Soll ich noch von den Freundinnen reden? von der klugen K., die den Mann und die Freunde des Hauses zu unterhalten und zu beglücken weiß, ohne ihre Ehre als Hausfrau zu verletzen? von der reitzenden T., die durch Gesang, Unterhaltung und Tanz alle Männer an ihren Wagen fesselt? von der naiven und heiße Liebe athmenden S., die mir heute noch unvergeßlich ist?

Ich schwärme in der Erinnerung glücklich verlebter Tage; es ist Balsam für mein wundes Herz.

Der Postwagen both mir wenig Interessantes dar; doch einen französischen Commissair, der wegen verkaufter Feldkessel cassirt war, und das Geld dafür eingesteckt hatte. Es war ein jovialer Bursche, der von dem Schändlichen seines Vergehens keine Ahnung hatte. Er meynte: Seine Cammeraden übten noch mehrere Unterschleife, und sein Chef, Herr Migot, habe ja sieben Schiffe, mit Ha-

ser beladen, verkauft, die dem Kaiser gehörten. Da er keinen richtigen Paß hatte, wies ihn der Commandant von Frankfurt zurück, lachend verließ er das Haus, und jenseits der Oderbrücke stieg er, mir nichts dir nichts, wieder in den Wagen. Zwischen Frankfurt und Crossen fluchte er auf den märkischen Sand und die deutsche Langsamkeit, trillerte 20 Liedel und schlief ein.

Von meiner Reise bis Crossen weiß ich Dir wenig zu sagen. Allenthalben sah ich Spuren des Kriegs in diesem schon von Natur verödeten Lande. In Frankfurt stieß ich auf einen Jugendfreund; er war bleich und hager (sonst ein blühender Jüngling). Er diente im Regiment B. Durch Romanenleserey hatte er Kopf und Herz verdorben; majoren geworden, erhielt er sein Vermögen von 10000 Rthlr. in die Hände; in ein oder zwey Jahren war es in den Bädern und auf den Messen in Leipzig verspielt; jetzt zog er aus in die Welt und spielte die Rolle des Abentheurers; der Krieg hatte ihn völlig vernichtet. Abgerissen, abgezehrt schien er mir ein Bild des Jammers, und welkte seiner Vernichtung entgegen.

Es war hier gerade Messe, ich hatte meine Freude daran zu sehen, welch ein militairischer Sinn jetzt die Preußen zu beleben anfängt. Berliner Bürgergarden standen in voller Uniform in ihrem Gewölbe; mit der Elle in der Hand und den Degen an der Seite maßen sie ihren Kunden den Cattun.

Crossen.

So unbedeutend dieser Ort vielleicht Dir und andern seyn mag, so wichtig und interessant war er mir. Ich fand hier Freund X.; er war mein Universitätsfreund, jetzt ein vertriebener preußischer Officiant. Er erzählte mir seine Geschichte. Hier ist sie:

Ich war einer von den unglücklichen Officianten, die der König von Preußen nach Pohlen sandte, um diese neue ungerechte Acquisition organisiren zu helfen. Ohne es gesucht zu haben, wurde ich aus der Mitte der Meinigen gerissen und hundert Meilen weit in ein Land spedirt, welches man in der Gegend, wo ich vorher gelebt hatte, nur als den Aufenthalt der Bären und Wölfe kannte, indem die Führer dieser wilden Thiere, die sie für Geld sehen ließen, stets Pohlen waren.

Meine Verwandten nahmen Abschied auf ewig von mir, als ich abreiste, und an der pohlnischen Grenze küßte ich noch einmal den deutschen vaterländischen Boden und übergab mich meinem Schicksal mit Thränen.

In dem Collegio, worin ich angestellt wurde, fand ich aus allen preußischen Provinzen meine Gehülfen zusammengelesen. Da wir in Preußen keine allgemein geltenden cammeralistischen Grundprincipien haben, sondern der Schlendrian für jede Provinz eigne gebohren hat, so brachte ein jedes Mitglied auch seine eigene Lehrart mit.

Keinem fiel es ein: daß das Land, welches wir nach dem Ausspruch des Besitznahmepatents glücklich machen sollten, ganz andere Gesetze bedürfe, wie Pommern oder

Preußen, Westphalen oder Magdeburg, sondern ein jeder war so thöricht, seine Meynung durchsetzen zu wollen, die sich auf die Localverhältnisse der Provinz, worin er den Dienst gelernt hatte, begründete.

Die Sessionen glichen daher mehr einer Versammlung von Tollhäuslern, wie der würdiger Männer, welche erwählt waren, eine Provinz zu regieren. Da kein Kopf den Präsidentenstuhl einnahm, der in diesen Wirrwarr hätte Ordnung und Einheit bringen können, sondern der Leib eines ehemaligen neumärkischen Landraths, dessen Verwandtschaft mit dem damaligen Flügeladjutanten des Königs S. M. ihm diesen Posten verschafft hatte, und dessen Decision eines jeden Vortrags:

Ein Schon Recht!

war, so kannst Du Dir vorstellen, daß dies Collegium sich in Departements auflösete, worin ein jeder Rath verfügte, was ihm beliebte.

War keine Einheit in den Operationen des Collegii, so war noch weniger Freundschaft unter den Mitgliedern im Privatleben. Ein Jeder isolirte sich. Die berliner und ehemaligen churmärkschen Referendarien, Actuarien, Copisten 2c., welche der Zauberstaab des Ministers in Räthe verwandelt hatte, versuchten es, eine eigne Kaste bilden zu wollen, da sie in der Residenz den Stein der cammeralistischen Weisen gefunden zu haben glaubten.

Noch ärger war die Disharmonie, als die Weiber der preußischen Beamten erst ankamen; denn da eine jede ihre Suppe anders kochte, wie die Frau Nachbarin, und ihre Haare anders kräuselte, wie diese, da eine jede einen andern Dialekt hatte und andere Provincialismen aussprach, da war des Haders kein Ende mehr.

Diesem Wirrwarr machte die Insurrection ein Ende. Schade nur, daß die Registratur nicht in die Hände der Pohlen fiel, damit sie Patronen aus den Acten gemacht

hätten, wodurch unsere Schande bey der Nachwelt zugedeckt wäre, deren Geschichtschreiber einst diese Acten als Beweise einer unsinnigen Civilverwaltung im Druck erscheinen lassen werden.

Seit dem haben wir nun in einer wahren Apathie gelebt.

Die Möglichkeit leuchtete der Regierung gar nicht ein, daß die Pohlen uns einst aus dem Lande jagen könnten.

Wir richteten ihr Hypothekenwesen ein, damit sie recht bequem alles baare Geld aus den alten Provinzen aufleihen konnten; wir öffneten ihnen sogar die Banken, die Wittwen- und Invalidenkasse, damit aber die Juden ja nicht vorbeygegangen würden, und auch etwas verdienten, so machten wir sie zu Zwischenmäklern. Auf diese Weise hat der pohlnische Adel 20 Millionen Thaler aus den alten Provinzen gezogen.

Unsere Landeskinder ließen wir verhungern, und die Fabriken zu Grunde gehen, damit die Pohlen ihr Getraide frey auf der Weichsel über See verschiffen konnten, denn es hatten Männer von Einfluß Güther in Pohlen verkauft, sie mußten dabey etwas verdienen.

Es gab sogar einige wahnsinnige Schriftsteller, die diese Getraide-Exportation als sehr weise ausschrieen; wir lehrten den pohlnischen Bauer exerciren und machten ihn zum Soldaten, damit bey einer Insurrection er sogleich für seine Nationalität gegen uns zu Felde ziehen könne.

Die pohlnischen Regimenter legten wir in die schlesischen Vestungen, damit sie solche bald übergeben könnten. Kurz kein Anführer der erbitterten Pohlen hätte besser eine Insurrection einleiten können, wie wir es thaten.

Die Schlacht bey Jena war verlohren, und die Insurrection war da; ich bin mit meinen Collegen fortgejagt, und suche jetzt Brod in der Wüsten.

X. war verstummt, ich noch mehr, denn hier verlohr ich voriges Jahr ein treues Weib, ich machte meinen Freund aufmerksam darauf:

Sieh, lieber X., sprach ich zu ihm, dort auf jenem Kirchhofe unter den Rebenhügeln, an den Ufern der Oder, dort liegt sie, die mein ganzes Glück ausmachte, begraben.

Ein Jahr (das glücklichste meines Lebens) hatte ich mit ihr gelebt, als sie mir einen starken blühenden Knaben gebahr, der nach acht Tagen an Krämpfen starb.

Von diesem Augenblicke bemächtigte sich ihrer die schwärzeste Melancholie, und diese wurde noch vermehrt, als sie eine zweyte unglückliche Niederkunft hielt, bey der sie eine unreife Frucht zur Welt brachte.

Der innere Drang bey ihr, Kinder zu gebähren, und sie zu erziehen — dadurch ihre Bestimmung als Weib zu erfüllen, war so groß, daß ich sie oft in Thränen fand, wenn eine ihrer Jugendfreundinnen Mutter geworden war.

Bald wurde ihr Nervensystem so reizbar, daß die geringste Kleinigkeit sie affizirte, sie aufbrachte, und ärgerte.

Bey dem allen blieb sie sich in ihrer Liebe gegen mich gleich; ich war auf dieser Erde ihr Gott, ihr Alles; die kleinste Unpäßlichkeit, welche mir zustieß, brachte sie in Verzweiflung, dann warf sie sich auf die Knie mit Inbrunst, und bat Gott, sie früher von der Welt zu nehmen, als mich. Wurde ich in meinem Amte zu einem Geschäfte gerufen, wobey die geringste Gefahr war, so war keine menschliche Gewalt im Stande Sie von mir loßzureißen; Sie antwortete nichts auf alles, was man ihr sagen mochte, um sie zurückzuhalten.

So ängstlich wie sie sonst war, so heroisch setzte sie sich dann zu mir in den Reisewagen, und überstand alle

Beschwerden und Gefahren der Reise, ohne eine laute Klage; einst war ich mit ihr in wirklicher Wassersgefahr, wobey sie sich gleich blieb. Sie war außerdem eine Freundin ohne Gleichen, redlich und aufrichtig bis zur Uebertreibung; nie kam eine Lüge, auch nicht im Spaß, über ihre Lippen, nie eine Verläumdung. Sie war verschwiegen wie das Grab. Kurz sie war ein Muster in allen Tugenden eines Eheweibes.

Nach einer Reise zu einer ihrer liebsten Cousinen im Saalkreise zeigten sich bey ihr besondere Zufälle. Der Arzt wurde gerufen (ich mag ihn nicht nennen, er ist bekannt und Schriftsteller), und nachdem sie Arzney genommen hatte, brachte sie wieder eine unreife Frucht zur Welt. Dies gab ihr den letzten Stoß, von diesem Augenblick an nahmen ihre Kräfte täglich ab. Ich befürchtete ein schleichendes abzehrendes Fieber, machte aber umsonst den Arzt darauf aufmerksam, er hörte und sah nicht, und schlug endlich eine Badecour vor.

Das Bad war nicht weit von **Sophiens** Vaterstadt entfernt, der Gedanke dahin zu reisen, belebte ihre besten Kräfte, sie war Jahre lang nicht so heiter gewesen.

Vier Tage vor der bestimmten Abreise finde ich sie am Abend im Bette mit einem Fieber befallen, ich eile zum Arzt, er kommt, und erklärt diesen Fieberanfall für unbedeutend. Sie steht am andern Morgen wieder auf und geht aus; so geschah es auch bis zum Tage der Abreise, und ich konnte nichts an ihr bemerken, als einen öfteren Wechsel der Farbe des Gesichts. Ich fragte den Arzt auf Pflicht und Gewissen, ob meine Frau reisen könne und dürfe, er meynte: Es sey ihr nützlich. So stieg sie vergnügt, daß sie reisen durfte, mit mir in den Wagen, und fuhr ohne Anstoß in zwey Tagen nach Crossen. Es war zehn Uhr Abends als wir hier ankamen.

Wider mein Erwarten erklärte sie, nicht weiter fahren zu können: Sie fühlte sich sehr übel.

Sie legt sich zu Bett, und schläft ruhig bis an den hellen Morgen; jetzt wird der Arzt gerufen, er erklärt ihre Krankheit für unbedeutend, für eine Indigestion, er gibt Rhabarber, dies wirkt, und meine Frau bringt zwey Tage und Nächte in einem fast ununterbrochenen Schlafe zu.

Dann wacht sie auf, ruft mich an ihr Bett, faßt meine Hand, drückt sie fest, und spricht:

Lieber Mann ich muß sterben, der Tod eilt, ich fühle es.

Ich erstarrte, sandte einen Bothen an ihren ehemaligen Arzt in S., lasse den in Crossen anwesenden rufen. Er erklärt jene Rede für einen Traum, für ihn war keine Gefahr vorhanden. Er täuscht mich, und ich versuche es, meiner Frau ihren Wahn zu benehmen. Umsonst! Sie sagt mir:

Laß Dich, guter Mann, nicht täuschen, ich sterbe; erfülle meine Bitte, laß mir einen Geistlichen holen, und verlaß mich im Tode nicht.

Mehr um ihren Wunsch zu erfüllen, als daß ich Gefahr geahndet hätte, schicke ich zu einen Geistlichen; er erscheint.

Er fängt an, meiner Frau von ihren Sünden, die sie begangen haben könnte, vorzureden.

Darauf richtet sie sich im Bette auf, noch einmal wird ihr großes schwarzes Auge vom Feuer belebt, und mit starker Stimme spricht sie:

Mein Herr! mein Gewissen ist von allen Sünden frey, ich führte ein makelloses Leben, nur zwey Dinge thun mir leid: Ich bat oft Gott, da er mir keine Kinder gab, um den Tod, und als ich in Berlin jetzt meinen

Reisekoffer packte, kam ein armer Schüler und bat um ein Almosen, den ich hart abwies, weil er mich störte.

Der Priester empfahl sich, und meine Frau faßte meine Hand und bat mich, mit ihr zu beten. Zum letzten Male versuchte ich alle Mittel sie zu überzeugen, daß ihr Zustand nicht so gefährlich sey, als sie wähnte. Sie umarmte mich mit Thränen, und sprach:

Lieber Mann, ach ich möchte nun noch gern mit Dir leben, aber es ist nichts; täusche Dich nicht, verzeih mir, oft habe ich Dich geärgert, Krankheit war die Ursache.

Jetzt ließ sie die Arme sinken und schlief ein. Ein sanfter Schlaf ruhte auf ihr, bis um vier Uhr Morgens; ich Thor wähnte, sie würde gesund davon erwachen. Sieben Nächte hatte ich gewacht, ich warf mich auf ein Ruhebett, und schlief ein; um vier Uhr weckte mich die Wärterin, und gräßlich schallte Todes-Röcheln meiner Sophie in meine Ohren, außer mir warf ich mich vor ihrem Bette nieder, ihr mattes Auge erkannte mich, sie versucht es, die Hand mir zu reichen, sie vermag es nicht. Noch einmal blickt sie mich an, ihr Auge bricht, ihr letzter Hauch war ein sanftes Flüstern; sie ist ohne Zuckung verschieden, und ich liege vernichtet auf dem Boden.

Man bringt mich fort, mein Erwachen war das eines Verzweifelnden. Ich schildere Dir meine Empfindungen nicht. Kaum war sie todt, so erschien der Arzt aus S., und erklärte seine Kollegen für Quacksalber. Nach fünf Tagen ließ ich meine Sophie begraben, und ein einfaches Kreuz auf ihr Grab setzen, um es wieder zu finden, wenn ich es suchen würde.

Jetzt war ich nun in Crossen, und ich eilte mit X. auf den Kirchhof.

Ich warf mich hin auf das Grab meiner Sophie und sprach:

Engel des Lichts, wenn du es vermagst, blick auf deinen unglücklichen Mann, der hier an deinem Grabe weint. Verlassen von Allem, durch den Krieg umhergejagt, hat er keine Ruhestätte mehr. Wohl dir, daß du hinübergingst zur ewigen Ruhe, und die Verwüstung deines Vaterlandes nicht mehr siehst. Du würdest dies Unglück nicht ertragen haben, und dein Tod wäre nicht so sanft gewesen, als damals, wo niemand an den nahen Krieg dachte.

Grünberg.

In der traurigsten Stimmung kam ich hier an, das Grab meiner Sophie hatte mein Innerstes aufgeregt. Dazu kam noch meine verzweifelte Lage.

In Berlin hatte ich keine feste Bestimmung erhalten, sondern war vor zwey Jahren, wie Du weißt, hierher auf Commission geschickt. In Schlesien war mir mein Amt geblieben, und war durch einen Verweser bisher verwaltet worden.

Man empfing mich in Grünberg mit Freuden, da man meine Grundsätze kannte.

Doch jetzt höre ich auf von mir zu reden, was kann es der Welt interessiren, wie es einem vertriebenen preussischen Officianten ergehen mag; schon zu viel habe ich von mir gesprochen.

Besser! Ich schildere Dir die unglückliche Lage unseres Vaterlandes, welches der Krieg verwüstet.

Dem Feinde ist es nicht zu verargen, wenn er die eroberten Provinzen aussaugt, um seine Zwecke durchzusetzen, und alle schlechte Patrioten benutzt, um schneller ans Ziel zu gelangen. Ich verlange und erwarte es von Niemanden, daß er aufstehe und die Waffen ergreife, um

den Feind zu tödten; ich fordere es nicht, daß man konspirire, und die Pläne des Feindes vereiteln helfe. Dies ist nicht der Beruf des Bürgers, des Civilbeamten, der König will es nicht; hätte er es vor dem Einmarsch des Feindes in Schlesien gewollt, so hätte der Feind diese Provinz vielleicht nicht betreten.

Das verlange ich aber von jedem rechtlichen Preußen, daß er leide und dulde, sein Vaterland nicht verrathe, dem Feinde nicht in die Hände arbeite, und kein Staats-Eigenthum angäbe, das Unglück seiner Nachbaren nicht benutze, um auf ihre Kosten seine Taschen zu füllen. Die Schlesier sind eine gutmüthige Nation, es ist viel Humanität, viel Weichlichkeit in ihrem Charakter, es fehlt ihnen nicht an Talent und Genie, daher sind sie gastfrey, gesprächig, gelehrig, wißbegierig. Auf der andern Seite sind sie aber ohne Energie, schlaff, wechseln ihre Regenten ohne großen Kummer, wenn sie nur Ruhe und Frieden dadurch erreichen. Sie wurden daran seit Jahrhunderten gewöhnt. So finden sie sich auch jetzt geduldig in ihr Schicksal, dies wäre nun wohl zu loben, da sie es nicht zu ändern vermögen, wenn sie nicht auch so furchtsam wären, so daß sich große Städte und Dörfer von zwey oder drey Marodeurs oder wohl gar von inländischen Spitzbuben, die die französische Montirung anziehen, ausplündern lassen, ohne daß eine Klage über ihre Lippen käme, was gewiß nicht der Wille des Kaysers Napoleons ist.

Grünberg, sonst eine Fabrikenstadt, wo jährlich 25000 Stück Tuch fabricirt wurden, welches größtentheils nach Rußland versandt wurde, und wo man eben so viele Eymer Wein kelterte, hat seine Reben schon durch den harten Winter im Jahr 1802, 3 und 4 verlohren, und jetzt geht auch kein einziges Stück Tuch nach Rußland. Seine Einwohner müßten alle betteln gehen, wenn ein

dortiger Kaufmann nicht die Tuchlieferung für die große Armee übernommen hätte, wodurch einiges baares Geld im Umlauf erhalten wird.

Die Officiere des ehemals hier gestandenen Dragonerregimentes, welche bey Prenzlau gefangen und aufs Ehrenwort entlassen wurden, gingen hier demüthig unter den Bürgern in Civilkleidern einher; einer von ihnen, ein braver Mann, war mein Freund, ich fragte ihn:

Warum schlugst Du Dich mit Deiner Eskadron bey Prenzlau nicht durch?

Mein Gott! antwortete er:

Wir waren ja schon umringt, ehe wir wußten, daß Hohenloh kapitulirt hatte, und dann hättest Du unsere Pferde sehen sollen, Donquischots Rosinante war ein Tournierhengst dagegen. Ohne Ordre, ohne Zweck, waren wir in die Kreuz und Quere marschiert, hatten bey Jena ungegessen und ungefüttert unter dem Kartätschenfeuer des Feindes gehalten, ohne uns rühren zu dürfen, und unser ganzer Kraftaufwand war nur dahin gerichtet, auf Hohenloh, unserm Anführer zu fluchen und zu schelten. Die Welt, unsre Freunde, selbst Du, verdammt uns, ich weiß es, ich begreife es, wir müssen unsere Schande allenthalben hören, wir, die einst Gefürchteten, sind jetzt der Kinder Spott; aber Bruder, glaube mirs, wir leiden unschuldig.

Kann seyn, dacht' ich, du gewiß; ob alle deine Cameraden? das müssen ihre künftigen Thaten erst beweisen.

Mit Schmerz hatte ich Berlin verlassen, die Reise bis Crossen unter steten Spuren von Verwüstungen der Kriegsschaaren hatten mich nicht erheitert; Crossen hatte noch mehr Wermuth in den Kelch meiner Leiden geträufelt, und der Aufenthalt in Grünberg war nicht geeignet, in mir die Freude wiederkehren zu machen. Es ist bitter, Freunde im Wohlstande zu verlassen, und sie im Zustande

der Vernichtung wieder zu sehen. Armer S., armer K.! Eure Jugendjahre flossen unter den Mühseeligkeiten des Dienstes dahin; jetzt wolltet ihr genießen, und nun raubt ein unglücklicher Tag und der Blödsinn eurer Feldherren euch Ehre, Vermögen, Gehalt, und Aussicht des Besserwerdens in der Zukunft.

Sagan.

Ich nahm Abschied von meinen Freunden, und eilte hierher, wo ich fünf Jahr in den Armen meiner verewigten Sophie glücklich lebte, und ihre Verwandten betrübt und niedergeschlagen wiederfand. Eben erst war ein französisches Strafkommando hier gewesen, um die Stadt wegen eines Ueberfalls zu züchtigen, den ein preußischer Partisan ohne Zweck und Nutzen kurz vorher hier glücklich ausgeführt hatte.

Der Stadt kostete diese unnöthige Störung der Ruhe 10000 Rthlr., da man feindlicher Seits die Bürgerschaft fälschlich in Verdacht hatte, an dem Ueberfall Theil genommen zu haben. Man drohte mit Brand und Plünderung, stellte den dirigirenden Bürgermeister vor eine Militairkommission, wo man ihn zum Tode zu verurtheilen im Begriff war, wenn die Humanität des Chefs derselben, des General Mondrün, ihn nicht gerettet hätte.

Sagan, an dem reißenden Bober gelegen, verlohr durch den Tod des Herzogs von Curland und Sagan die Hauptquelle seines Wohlstandes, darauf fügte die große Ueberschwemmung von 1804 der Stadt einen Schaden von 114000 Rthlr. zu, und nun wüthet die Geißel des Kriegs in seinen Mauern.

Sagan, sonst das freundlichste Städtchen in Schlesien, ist jetzt der Sitz des Elends, und da, wo sonst kein Mangel herrschte, sprechen Hansen von Bettlern den Vorübergehenden an.

Jetzt hatten mehrere aufs Ehrenwort entlassene preussische Officiere hier ihren Wohnsitz erwählt. Alle ohne Ausnahme versicherten:

Daß nur Mangel an Harmonie unter den ersten preussischen Feldherren das Unglück des Staats herbeygeführt hätte, unter dessen Last er jetzt seufzt.

Einer dieser Officiere war sehr verstimmt, man fragte nach der Ursache, er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, endlich sagte er:

Ich komme von Soran, wo das preußische Militair der Kinder Spott geworden ist; es war Markt, ein Kerl mit einem Kukkasten zeigte den Kindern um einen Dreyer die Schlacht von Jena, und schrie: das is sik die Schlakt von Kena, da sitz der kroß Napoleon auf ein Schimmel, und führ sein brav Soldat in die Bataille; auf die andern Seite, das sind die preusisch Soldat, sehn Sie, wie sie lauf, da kommen die Chasseurs und jagen die preusch Cavallerie in die Flukt; sehen Sie sie jagen über Stock und Block.

Wir mochten unserm Freunde zureden so viel wir wollten, er blieb untröstlich.

Alle, die ihr von euren Renten lebt, und ohne Amt und Beschäftigung seyd, nehmt euren Wohnsitz in dem lieblichen Sagan. Ihr findet einen reinlichen Ort, gute und viele gebildete Menschen; die Nähe von Sachsen giebt diesem Grenzort manchen Reiz, und der Bober, zwar oft verheerend und Unglück bringend, giebt der Gegend angenehme Abwechselung.

Ich rechne die fünf Jahre, die ich hier verlebte, unter die glücklichsten meines Lebens. O möchtet ihr doch wieder-

wiederkehren, ihr goldnen Zeiten, wo ich in einem am Bober belegenen Garten mit eigener Hand pflanzte und säete, die Früchte meines Fleißes dann pflückte, und so manchen heitern Abend in der Gesellschaft der Freunde und meines Weibes glücklich verlebte. Ich wollte diesen Garten besuchen, ich fand eine Sandbank, der Bober hatte ihn in seine Fluthen begraben, und eine hundertjährige Eiche, unter deren Schatten ich so oft mich labte, umgestürzt, so daß ihre starken ausgerissenen Wurzeln mit den jetzt sanft rieselnden Wellen spielten.

Ueberraschend war mir dies Bild der Vernichtung, Thränen traten mir in die Augen, und ich sprach zu mir selbst:

Liebliches Sagan, auch dich finde ich vielleicht in deinen Ruinen begraben, wenn ich einst zu dir wiederkehre. Wenn vielleicht der Feind die Weichsel und die Oder verläßt, so wird er, um seinen Rückzug über den Bober zu decken, dich den Flammen übergeben.

Jetzt weckte mich der Kupferhammer in meiner Nähe durch wiederholte Schläge aus meinen Träumen; ich eilte in die Gesellschaft von Freunden, die meiner warteten, und verlebte, eingedenk der alten Zeit, noch einmal einen glücklichen Abend. Der Morgen übereilte mich, ich warf mich in den Wagen, drückte den gerührten Freunden die Hand, und eilte dem furchtbaren Glogau entgegen.

Glogau.

Schon auf halbem Wege begegneten mir die aus allen Kreisen zusammengerufenen Schanzarbeiter, um Glogau zu befestigen, damit es den vielleicht retirirenden Franzosen die linke Seite decke. In allen Gesichtern dieser Arbeiter sah ich den Mißmuth, den Kummer; Armuth und Dürftigkeit zeigten ihre halbbedeckten und mit Lumpen behängten ausgehungerten Glieder.

Sie schienen es wohl zu wissen, daß sie durch ihre Schaufeln ihrer Noth und dem Elende des Kriegs Dauer geben sollten.

Nahe vor Glogau hielt mein Kutscher in einer Dorfschenke, wo sich eine Schutzwache befand. Zugleich mit mir trat ein stammhafter gutgenährter Bauer aus der Gebirgsgegend ein, der noch keinen Franzosen gesehen haben mochte: denn dahin sind wenige gekommen.

Er trug einen mit Mundvorrath voll gestopften Quersack über dem Rücken, in den er den Voltigeur bequem hätte hineinstecken können; dieser gab sich aber ein martialisches Ansehen, klopfte auf den Sack und fragte:

Was is sik in die Sak?

Der Bauer, an allen Gliedern zitternd, antwortete mit bebenden Lippen:

Ka — Ka — Kartoffeln!

Der Voltigeur lachte und ging trillernd davon. So sehr kann die Furcht den Menschen einnehmen. Hätte ein groſser Volksführer dieser Fleischmasse eine Seele eingeblasen, vielleicht hätte er dann drey solcher Voltigeure in seinen Sack gesteckt.

Ein Grausen überfiel mich, als ich die Thürme Glogaus erblickte; nie hätte ich diesen Ort leiden können, so wie mir jede Vestung zuwider ist. Jetzt war er mir doppelt widerwärtig.

Entblößt von allen sonst um die Stadt gezogenen Linden- und Pappeln-Alleen, fiel mein Auge an dem Thore zuerst auf den nackten Kirchhof, den sonst hundertjährige Eichen einschlossen, und das Innere dem Blick des Vorübergehenden entzogen.

Die Gräber mit ihren Steinen und Kreutzen, welche hier dem Auge grell sich darstellten, harmonirten ganz mit den zerschlagenen Dächern, Giebeln und Fenstern der Stadt.

Zu meiner linken Seite warf die untergehende Frühlingssonne ihre letzten Strahlen auf einen Galgen, an dem ich die Cadaver derjenigen vermißte, die auch in diesen Gegenden die Landesverräther gemacht hatten.

Ich kehrte in dem schwarzen Adler ein, und aus dem Gastzimmer schallten mir Gelächter und Freudenruf entgegen. Champagner und Punsch flossen hier in Strömen und ich Thor wähnte: Es sey eine Siegesnachricht von unserer Armee eingegangen, vergessend, daß ich unter Feinden war.

Doch bald gingen mir die Augen auf ob der großen Freude:

Lieferanten und Commissairs feyerten hier den Abschluß eines Contracts, wozu das Land die Gelder hergegeben hatte. Vive l'Empereur! schrien die Franzosen, welches die Schlesier in ihrer breiten Mundart, Viva Lampar! wiederholten, der sich wohl nicht sehr darüber freuen würde, dachte ich.

Es war alles berauscht. Ich ging hinein, und fand hier weyland Officianten in Ochsenhändler und Hammeltreiber, Tütenkramer in Grossirer, Beamten in Roß-

kämme verwandelt, die sich gegen mich ein hochachtbares Air zu geben wußten, indem sie mit beyden Händen in ihre weiten Hosentaschen griffen, und mit dem Golde klapperten, welches sie verdient hatten. Einige Juden, die bey solchen Gelegenheiten sich wie die Frösche im Schlamm stets sehr wohl befinden, liefen ab und zu, um Münze in Gold zu verwechseln, wobey sie nach einem jeden Gange das Agio steigerten.

Außerordentlich war die Höflichkeit der Lieferanten gegen die Commissairs, und jene würden eine Ehre darin gesetzt haben, diesen die Posteriora zu küssen, wenn sie es verlangt hätten. Besonders war einer unermüdet, die Gnadenbezeugungen zu rühmen, welche er von der französischen Generalität empfing, die seinen Wohnort passirt hatte.

Der eine hatte ihn zum Handkuß gelassen, den andern hatte er bey der Tafel bedient, der dritte hatte seiner Tochter einen Kuß gegeben, und ich erwartete immer, er würde sagen:

der vierte hat bey meiner Frau geschlafen.

Voll Verdruß verließ ich dieß Saufgelag und eilte zu Freund H., der mit nassen Augen mich in seine Arme schloß.

Du wirst hier vieles verändert finden, sprach er: Vor dem Kriege waren wir alle Patrioten, aber bey der Belagerung wurde ihre Anzahl schon kleiner; nach der Uebergabe mußte man schon die Brille aufsetzen, um welche zu finden. Nun kamen Gefallsucht, die Geldgier, und mitunter die Noth, und vereinigten sich, um allem Patriotism ein Ende zu machen.

Da fehlte es an Subjekten, welche französisch sprachen; die wenigen, welche also vorhanden waren, thaten sich etwas darauf zu Gute, und benutzten ihre Zunge und ihre Feder als Modus acquirendi.

Mancher unsrer galanten Damen hatte der Krieg ihre Liebhaber geraubt, mußten sie nicht wieder ihr Netz aushängen, besonders da die Franzosen keine Kostverächter sind?

Ich würde den Glogauern Unrecht thun, wenn ich nicht manchen braven Mann unter ihnen anerkennen wollte.

Manche unter unsern Einwohnern haben auch viel verdient, da hat z. B. C. die Sack-, D. die Hemde-, E. die Branntwein-, F. die Sattel-, G. die Pferdelieferung übernommen; et sic porro. Es heißt wohl: Schickt euch in die Zeit!

Wie seyd ihr mit dem Gouverneur zufrieden? Sehr wohl! Der General Verrier ist ein braver Mann, und überhaupt von dieser Seite ist nicht zu klagen, aber unter uns selbst, da sind die Heuchler. Doch genug davon!

Ich ging mit ihm um das Glacis der Vestung, und sah, wie unsere Feinde die schwächsten Punkte unersteigbar zu machen verstanden; ich sah die in den übrigen Vestungen eroberten Kanonen und Mörser zu Hunderten aufgefahren. Ich sah Tausende von Bauern Pallisaden eingraben, wozu das schönste Holz benachbarter Forsten verschnitten war. Ich sah Glogaus Bürger (es war Sonntag), gebildete und ungebildete, alle diese Dinge angaffen, ohne daß sie Fieberfrost überfallen hätte; denn wenn Napoleons Glücksstern untergehen und Glogau belagert werden sollte, so ist es gewiß, daß die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt wird.

So ist aber der Mensch, er steht auf einem Vulkan, und merkt es nicht; er zittert aber vor einem Phantom, was ihm die Fingerspitzen nicht verletzen würde.

Daß Napoleon ein ganz anderer Feldherr ist, wie die unsrigen, das zeigte er auch bey Glogau. Er steht noch sechszig Meilen von der Oder in einer festen Position

umgeschlagen, und deckt schon den unerwarteten Rückzug. Die unsrigen gingen 36 Meilen weit dem Feinde entgegen, ohne im Rücken die geringsten Deckungsmaaßregeln auf den Fall des Rückzugs genommen zu haben. H. erzählte mir vieles von der Belagerung und Vertheidigung Glogaus, was ich vorher nicht geglaubt hätte; auch hier haben auf der einen Seite die Kühnheit, auf der andern Seite die Feigheit den Sieg errungen. Diese war in den Obern, nichts in den Subalternen. Einer der Anführer war brav, der Major Pudlitz; er wurde überstimmt. Ich eilte weg von Glogau über Liegnitz nach Schweidnitz.

Schweidnitz.

Unterwegs begegneten mir einige Wagen mit Blessirten, es mußten wohl Todte dabey seyn, die man unten hingelegt und sich darauf gesetzt hatte; denn ich bemerkte einen Fuß, der sich durch die Leitern Luft gemacht, dessen großer Zehen am Rade streifte, was niemand zu bemerken schien.

Was müssen das für brave Soldaten seyn, dachte ich! (Es waren Würtemberger) Die Vernunft hat in ihnen alles Gefühl besiegt; sie wissen selbst die Todten zu benutzen, sie machen sich bequemere Sitze aus Cadavern!

Es ist doch eine große Sache mit der Vernunft! Die Thiere im Stande der Wildheit scheuen sich vor einem todten Körper von ihrer Gattung, und selten zerstört eine Gattung sich selbst. Der vernünftige Mensch aber wüthet in seinen eigenen Eingeweiden, und wer hunderttausende todtschlagen kann, den nennt man einen Helden! Hof-

fentlich werden wir noch so vernünftig werden, daß wir unsere eignen Kinder auffressen. Es fiel mir bey dieser Gelegenheit eine Anekdote von einem weyland preußischen General ein, der den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Es war der General P. in B.

Der Inspecteur fragte ihn einst: Sie haben wohl lange gedient?

„G. Seit 1756; bey der Colliner Schlacht war ich der 10te Junker, unser Regiment war eins der ersten bey den Anhöhen; rund um mich herum streckten die Kartätschen meine Vordermänner nieder, da lachte ich recht in meinem Herzen, als ich sie so da liegen sah, denn ich dachte: das wird ein Avancement geben, es kann nicht fehlen, du wirst Officier. Richtig, so gedacht so geschehen, nach der Schlacht wurde ich Fähndrich, hä, hä, hä! Ich wäre heute nicht General, wenn das nicht geschehen wäre. Hä, hä, hä!

Es ist doch ein eignes Verdienst (dachte ich bey diesem General), wo neun fallen, als zehnter übrig zu bleiben — um einst General zu werden. — Es ist Gottes Finger! Die Hunde haben es am weitesten in der Vernunft gebracht unter den Thieren; sie tödten sich auch unter einander, wenn sie um den Besitz eines Knochens oder einer hitzigen Hündin kämpfen. Die Menschen stehen ihnen darin weit nach, denn die schlagen sich oft todt, ohne selbst zu wissen warum.

Fragt jetzt so manchen der Fechtenden, ob sie es wissen? Die Franzosen? Ja die wissen es, Sie hören es ja aus den häufigen Anreden ihrer Generale, und aus den Bülletins. Aber die Deutschen? Nein, die wissen es nicht. Sie fragen nur immer nach guten Quartieren, wo es viel zu fressen, zu saufen und zu brudern giebt. Sage Du ihnen hundertmal: Napoleon bekämpfe durch sie in Schlesien den englischen Universalhandelsdespotism, die

merkantilische Universalmonarchie, sie verstehen Dich nicht, selbst nicht einmal der Officier.

Ich fragte in jedem Dorfe, welches ich passirte, welche Truppen sich am menschlichsten betrügen? die Antwort war stets: Erst kommen die Franzosen, dann die Bayern und endlich die Würtemberger, das sind die schlimmsten. Mein Gott! rief ich: das sind ja Glaubensgenossen. Ja, sagte eine naive Wirthin: sie glauben nur an volle Schüsseln und volle Beutel; denn sie haben stets hungrige Magen und leere Taschen, und wo sie nichts finden, da schlagen sie uns den Glauben auf den Buckel. Zuerst kamen die Bayern ins Land (fuhr die Wirthin fort) und wenn wirs ihnen nicht zu Danke machten, dann riefen sie immer:

> Wartet nur, Lumpenpack, wenn die Franzosen erst kommen, die werdens euch schon lehren, wie man Soldaten behandeln muß.

Nun kamen die Franzosen; wir glaubten, sie würden uns auffressen, aber du lieber Gott du du, es waren recht gute Männel; gaben wir ihnen nur ein wenig warme Suppe und Weißbrod, so waren sie gleich zufrieden. Mit uns Weibsen, da dalkerten sie nur gar zu gern; lenu, daran sind wir nicht gestorben, und als sie weg waren, sagte ich zu meinem Mann: Ach, wenn wir nur immer Franzosen kriegten, mit denen nehme ich es allein auf.

Wo ich gereiset bin, besonders an den Militairstraßen, habe ich zwar gefunden, daß der Unterthan durch Lieferung von Getraide, durch die Contribution und Vorspannfuhren stark mitgenommen wird, dennoch wurde allenthalben die Sommersaat bestellt, und das Getraide war gegen sonst wohlfeil. Dies ist es aber, was den Adel und die Kornwucherer (jetzt Synonime) am mehrsten drückt, und das Irrige aller der Schriftsteller über

den Kornhandel beweiset, die der Freyheit desselben über das Meer das Wort reden.

Wie wäre es wohl möglich, daß jetzt in diesem Kriege das Getraide wohlfeil wäre, wenn die Ausfuhr über See nicht gehemmt wäre, und die Kornjuden ihre Speicher nicht hätten öffnen müssen?

Indem ich Dir diesen Brief schreibe, erhalte ich eine Epistel vom Freund B. Er sagt:

Wenn Sie mein Rom und London gelesen haben, werden Sie mit mir zufrieden seyn. Es ist zu bedauern, daß unsere Cabinette so unwissend sind, und die Wahrheit gar nicht hören wollen. Meine Ideen von Universalmonarchie sind gewiß keine gemeinen und unrichtigen.

Meine gegenwärtige Beschäftigung ist, der Feudalaristokratie den Garaus zu machen u. s. w.

Schon oft habe ich Dir meine Grundsätze vom Adel mitgetheilt; jener Brief führt mich darauf zurück:

In jener alten Zeit, wo die Menschen (die republikanischen Griechen und Römer) ihre demokratischen Staatsverfassungen begründeten, da waren sie noch natürlich, mäßig, tugendhaft und weise; mit ihrer höhern Cultur, die stets Verdorbenheit im Gefolge hatte, gingen ihre Tugenden und auch ihre Staatsverfassungen, die lediglich auf jene gebaut waren, zu Grunde.

Unsere Vorfahren, die Deutschen (ein wildes, rohes Volk), kannten keine Regierungsform; die stärkste Faust hatte immer Recht. Die Religion brachte sie auf der einen Seite unter den Zwang des göttlichen Gesetzes, auf der andern entstand unter ihnen das Gefühl der Ehre, auf Ruhmbegierde begründet, die ihre Tendenz darin fand, durch kühne Thaten, die Muth und Kraft erforderten, zu glänzen.

Der, welcher sich diese Vorzüge aneignete, wurde Führer der andern.

Aus diesen bildete sich nun eine Kaste (der Adel), der natürlich alles anwendete, seine Vorzüge zu verewigen, zu vererben und auf die Nachkommen zu bringen, in denen ein jeder Vater fortzuleben glaubt.

Der Feudalismus wurde dadurch gebohren.

Seit den letzten 50 Jahren ist nun diese alte Eiche hohl geworden, und ihre Stammwurzel ist verfault; sie hat sich nur noch durch die unter der Oberfläche der Erde leicht hinlaufenden Wurzeln erhalten, und ihre halbverdorrten Aeste treiben nur dürftige Zweige und Blätter.

Was macht man mit einer solchen abständigen Eiche? Man reißt sie nieder und wirft sie ins Feuer, damit die junge Baumsaat aufkomme.

Unter dieser giebt es nun wieder schlanke und verkrüppelte Stämme; der Orkan durchwirbelt dann den Forst, und was sich nicht halten kann, fällt um. Nach hundert Jahren sehen wir hier dann Schiffsbau- und Brennholz.

Unser Adel war ohne Ehre; das Volk schlug ihn also nieder.

Die Revolution in Frankreich warf die ganze Masse, Adel, Geistlichkeit und Volk, in einen Siedekessel, worin die größte Gleichheit herrschte.

Die Gährung hat aufgehört; jetzt sehen wir die Ausbeute.

Jetzt wird die Gleichheit der Ansprüche auf Vorzüge bald aufhören; die, welche sich solche angeeignet haben, werden sie für sich und ihre Familie zu erhalten suchen.

Der neue Adel ist wieder da.

Wohl ihm, wenn ein neues Princip der Ehre ihn leiten möchte.

In Deutschland wird es eben so gehen; denn seine Bewohner verdienen es sammt und sonders, einmal neu gesotten zu werden.

Von Humanität, von Liebe, von Rechtlichkeit, als Basis der Regierung, wollen wir nicht reden.

Härte auf der einen, Furcht auf der andern Seite, diese müssen jetzt unser verdorbenes Geschlecht beherrschen.

Der Regent muß von Eisen, sein Arm von Bley seyn: wo sein Fuß hintritt, da müssen Städte, Dörfer, Saaten und Felder zertreten und zerknickt werden.

Sollte der Weltgeist nicht die jetzigen Verwüstungskriege darum herbeygeführt haben, um alle Industrie, alle Cultur, allen Kunstfleiß zu vernichten, um die Menschen zur Natur zurückzuführen, und um deshalb diese jetzt heillose Brut in Masse in den großen Siedekessel zu werfen?

Für die Deutschen wäre dies besonders gut, wenn Oestreich, Preußen, Bayern, Würtemberg ꝛc. in eine einzige Masse in einen Kessel kämen; das Unreine würde vom Reinen getrennt, das Schlechte würde verdampfen, und endlich ein Teig aus ihnen werden.

* * *

Bey Liegnitz — bey Strigau fuhr ich über die Schlachtfelder der Preußen und Oestreicher; es war Nacht, die Gegend mir bekannt, der Mond beleuchtete sie; ich fand noch einige Schädel und ausgewitterte Beinknochen. Ich nahm sie mit in den Wagen, denn ich war ausgestiegen, und betrachtete sie mit Wehmuth.

Also darum habt ihr euch gewürgt (dachte ich), damit der Ausländer euch besiegte?

Unnützer Kampf!

Gab die große Theresia dem großen Friedrich die Hand, so saßen Deutschlands vereinigte Herrscher auf dem Thron von Europa!

Das verhinderten die Pfaffen: denn in Friedrichs Seele lasen sie deutlich ihren Untergang.

Schweidnitz, wohin ich des Morgens kam, liegt hoch; schon von weitem sah ich seine Ruinen.

Indem ich meine Betrachtungen darüber anstellte, flog unter meinen Augen mit brüllendem Donner die Ziegel-Flesche in die Luft; der Pulverdampf senkte sich auf die Stadt nieder.

Ich kam näher und sah den Erfolg:

Da lagen die schönen Werke mit ihren gewölbten Batterien, durch Friedrich's Weisheit entstanden, von seinem Enkel dem Unverstande und der Feigheit anvertraut, in Trümmern.

Mich tröstete darüber nur ein Gedanke, den ich Dir zur Prüfung mittheilen will:

Wenn Napoleon (so raisonnirte ich) die stärkste Vestung des Landes schleifen läßt, so ist es keiner Frage unterworfen, daß Schlesien auf alle Fälle dem Hause Preußen einverleibt bleibt.

Wollte Napoleon diese Provinz mit Pohlen verbinden, und diesem neuen Königreich einen Regenten aus seinem Stamme geben, so würde Schweidnitz für die Zukunft die südlichen Grenzen dieses Staats geschützt haben.

Dem König von Sachsen übergeben, bewirkte es den nämlichen Zweck.

Wollte man sagen:

Napoleon wird Schlesien an Oestreich abtreten, und Gallizien dafür wieder erhalten; er hat sich aber die Zerstörung aller Vestungen des Landes vorbehalten, um, wenn er künftig mit Rußland Krieg führen will, nicht in seiner rechten Seite bedroht zu werden, so glaube ich auch daran nicht. Oestreich würde unter dieser Bedingung Gallizien nicht abtreten, und sein Wort ist jetzt

(nach der Wiederherstellung seiner Armee) wahrlich nicht ohne Bedeutung.

Also Preußen behält Schlesien, das ist gewiß.

Wenn aber dieser Staat jetzt ein treuer Alliirter Rußlands seyn, und die Zukunft noch oft die Franzosen und Rheinbündner den Russen entgegen führen wird, dann dürften die vorliegenden Preußen, durch Erfahrung belehrt, das durch Natur und Kunst befestigte Schlesien wohl nicht abermals ohne Truppen, die Vestungen ohne Provision, ohne Besatzung, ohne Commandanten gelassen haben.

Deshalb also werden hier die Vestungen geschleift und Glogau nur erhalten, um den Rückzug und Uebergang über die Oder zu decken.

Schwerlich dürfte Schweidnitz je wieder hergestellt werden; und sollte der König neue Vestungen anlegen wollen, so dürften die Punkte dazu am Bober, und nicht an Böhmens Grenzen liegen.

Ich schweige von der Vertheidigung dieses Orts, der wenigstens sechs Monat Widerstand leisten und hinter sich eine neue Armee in Oberschlesien und Glatz entstehen lassen konnte.

Ich fand hier und erneuerte alte Bekanntschaften, die ich im vorigen Jahre im Arm des Friedens im Bade zu Warmbrunn gemacht hatte.

Diese Bekanntschaft hatte mich auch mehr nach Schweidnitz hingezogen, als der erstickende Dampf seiner gesprengten Werke. Meine Freunde und Freundinnen freuten sich meines Wiedersehens, und unter den letztern gaben mir Louise und Karoline recht deutlich ihre Sehnsucht zu einer Partie nach Breslau zu erkennen. Dort wollte die eine einen Bruder besuchen, in die Commödie gehen und die Veränderungen anschauen, welche die Stadt seit der Belagerung erlitten hätte. Karoline

aber hatte nie die Hauptstadt des Landes, das berühmte Breslau, gesehen. Sie machte der bloße Gedanke, dahin zu kommen, schon überglücklich.

Gern machte ich den unschuldigen Kindern dies Vergnügen, zuvor war aber die Aengstlichkeit der Mütter zu bekämpfen, denen auf dem Wege von Schweidnitz bis Breslau nur Unglück und Gefahr vorschwebte. (Es sind sieben Meilen.) Bald schreckten sie die hin und herziehenden Truppen, bald ein mögliches Gewitter, dann die Verführung ab, der die lieben Töchter in der Hauptstadt ausgesetzt seyn könnten. Endlich, nachdem eine der Mütter sich mitzureisen entschloß, nachdem man drey Tage und drey Nächte eingepackt, das Hauswesen besorgt, von allen Freunden Abschied genommen hatte, als ginge es um die Welt, fuhren wir an einem heitern Morgen aus den Ruinen von Schweidnitz nach Breslau. Die Mädchen voll froher Erwartung, die Mutter voll ängstlicher Sorgsamkeit über das, was ihr begegnen, und was sie zu Hause vergessen haben könnte; ich voll Gleichgültigkeit gegen alles, nur nicht gegen Louisen und gegen Florens Reichthümer, die sie über das Thal [illegible]rgossen hatte, in dem wir nach Breslau eil[illegible]n.

Lange blieb der letzte der Sudeten, der Zotenberg, in unserer Nähe, das Haupt in Nebel gehüllt. Die Geißel des Kriegs hatte keine Spur zurückgelassen, die der Frühling nicht verlöscht hätte. Die Ruinen von Schweidnitz blieben uns im Rücken.

Unser Wagen rollte auf der geebneten Kunststraße in sieben Stunden nach Breslau, nachdem wir in einer Bauernschenke ein frugales Mahl eingenommen, und meine jungen Reisegefährtinnen sich satt gelacht hatten. Wenn ich Dir sagen sollte, worüber? so müßte ich sie fragen, und wahrscheinlich wüßten sie es jetzt selbst nicht mehr.

O der glücklichen Jugend, die, uneingedenk der Gefahren, die sie umgeben, harmlos ihr Daseyn vertändelt, bis sie das Alter zu einem Stande in der menschlichen Gesellschaft hinwegrafft, wo Kummer, Sorgen und Qualen ihrer warten! Freut euch und jubelt, ihr Mädchen! rief ich ihnen zu, so lange der Lenz des Lebens euch noch beglückt; lacht, tändelt, tanzt, schäkert und liebt, denn mit geflügelter Eile rollt euch die Zeit in ein Meer von Sorgen hinab!

Meine Louise und Karoline ließen sich dieß nicht zweymal sagen, und machten im Wagen einen solchen Lärm, daß die Mutter, die ihr Mittagsschläfchen hielt, davon mehrmal aufgeschreckt wurde.

Ich wollte meinen Gleichmuth beybehalten und über die Wiederherstellung der preußischen Monarchie nachdenken, aber vergebens: sie ließen mir keine Ruhe, bis ich mitlachte und jubelte.

So fuhren wir scherzend durch die demolirten Werke von Breslau nach einem Gasthofe in der Stadt, wo zwey alte Freunde mich empfingen. Ich eilte mit Freund H. in seine Wohnung und hörte zu meinem Erstaunen über die Belagerung von Breslau folgendes:

Auch Breslau fiel ohne Noth, sprach H., und es wäre besser gewesen, es dem Feinde freywillig zu überlassen, das aber, was es in seinem Innern verbarg, nach Glaz zu bringen. Statt dessen fiel es dem General Lindener ein, der jetzt seiner Verdienste wegen ausgewechselt worden ist, diesen weitläufigen, 60000 Menschen fassenden, Ort vertheidigen zu wollen. Dies geschah, indem man ohne alle Noth unklugerweise alle Vorstädte anzündete, damit die Feinde sich recht bequem hinter den stehen gebliebenen Mauern verstecken konnten.

Man wußte sehr gut, daß der Fürst Pleß in der Nähe war; statt aber einen Ausfall zu wagen, wodurch

das schwache Belagerungscorps im Rücken genommen wäre, blieb man innerhalb der Wälle. Lange vorher, ehe capitulirt wurde, wäre die Stadt übergeben worden, hätte der Major Lepel vom Regiment Thiele nicht Protest eingelegt.

Jetzt haben wir mehrere Prinzen in unsern Mauern, die als solche gebohren oder dazu gemacht sind.

Die Ersten des schlesischen Adels mit ihrer Familie versüßen nach Möglichkeit dem Prinzen Jerome seinen Aufenthalt, und wenn er es wirklich verdient, daß man ihm viele Ergebenheit bezeigt, worüber in Breslau nur eine Stimme ist, so bleibt es doch ein Räthsel, wenn dies jene Menschen und ihre Frauen thun, welche vorher den Namen Napoleon nicht aussprechen konnten, ohne mit den Zähnen zu knirschen.

Ihre Huldigung kommt aus einem falschen oder gewinnsüchtigen Herzen, denn dem heutigen Adel ist es nicht um Ehre, und daß er seinen einmal geäußerten Grundsätzen getreu bleibe, sondern nur um Geld zu thun.

Findet Jerome an manchem hübschen Gesicht Gefallen, die ihm Haufenweise sich darbieten, so ists kein Wunder und sehr verzeylich; Einfluß haben sie aber nicht auf ihn, dies beweist der Prozeß des Fähndrich Wengersky, der, zum Tode verurtheilt, durch die Fürsprache der Weiber nicht frey wurde, für den Jerome aber um Schonung bey seinem Bruder bat, als zwey wackre Männer seine Unmündigkeit (er war vierzehn Jahre alt) klar ins Licht stellten. Daß Jerome seinem Stande würdig denkt, beweist der Verweiß, den er einem seiner Officiere von altem Adel gab, der sich nicht schämte, mit einer Lustdirne öffentlich sich zu zeigen: Wie! fragte der Prinz, ists möglich, daß Sie, der die Grundsätze der Ehre mit der Muttermilch eingesogen haben sollte, sich so vergessen konnten?

Die

Die rechtliche Klasse in Breslau (die Bürger), das sind die Gedrückten; der fluchwürdige Adel, jetzt in den Abschaum der Nation umgeschaffen, deren Vorbild zu seyn von jeher seine Bestimmung war, sucht auf alle Weise und durch die niederträchtigsten Hülfsmittel jede Last von sich wälzen.

Unter den Feinden selbst findet diese Brut die größte Verachtung; in manches Franzosen Busen schlägt ein edles Herz, das, ohne ergriffen zu werden, die Greuel nicht ansehen kann, deren sich diese Elenden bedienen, welche man jetzt zu einer Kaste zählt, die vor Jahrhunderten nur ein Princip der Ehre kannte.

Nie hat der französische Adel sich so weggeworfen, als der unsrige, und doch ging er zu Grunde; wie sollte der unsrige bestehen können?

Ich verließ Freund H., denn ich mochte nichts mehr hören, und eilte wieder zu meinen fröhlichen Mädchen.

Sie hatten meiner lange gewartet; es ging zur Comödie.

In unserer Loge saßen zwey Breslauerinnen; ich glaube, sie waren aus Israel, und sprachen Deutsch-Französisch.

Gott weiß, warum sie mich, der ich hinter ihnen stand, für einen Franzosen hielten; ich hörte aber, daß die eine zu der andern sagte:

Taisez vous! mon deriere parle aussi francois.

So sehr ich mich über dies Französischsprechen ärgern mußte, so sehr wurde ich jetzt zum Lachen gestimmt, besonders da der General E. in Berlin, der hier wegen seines Französischsprechens berühmt war, einst das nämliche zu einem Freunde am Tische von seinem hinter ihm stehenden Bedienten sagte.

Am andern Tage führte ich meine Freundinnen in einen Garten spatzieren; wir hatten aber wenig Freude an

den Ruinen von Breslau. Auf dem Rückwege begegnete uns eine Frau mit ihrer Familie aus Schweidnitz auf dem Markte, und nun hättest Du die beyderseitige Freude des Wiedersehens mit ansehen sollen; der Willkommen wurde mit Küssen ohne Zahl und vielen Knixen gefeyert, des Fragens war kein Ende: Wie es in Schweidnitz stände, und wie Breslau gefiele; endlich nahm man mit vielen Complimenten Abschied, und die Fremde aus Schweidnitz bat uns dringend, ihrem Mann doch sagen zu lassen, daß sie glücklich in Breslau angekommen sey. Ich glaube, wir ständen noch da, wenn nicht ein Haufen Franzosen sich um uns versammelt, und ein lustiger Voltigeur, als er das viele Küssen sah, auch Lust bekommen hätte. Er streckte die Arme nach Carolinen aus, und machte uns dann schnell flott.

Als ich von Breslau zurückgekehrt war, begegnete mir der Commandant Herr von Haak, der noch heute in der preußischen Uniform hier zum Skandal der Bürger, die ihn verfluchen, umhergeht; da konnte ich mir die schnelle Capitulation von Schweidnitz leicht erklären.

Dummheit, Grobheit, Feigheit, Faulheit, diese vortrefflichen Eigenschaften verkündigt seine Doggen-Physiognomie auf den ersten Blick.

Daß der Fürst Pleß ihn in seinen Posten ließ, dies beweißt wenigstens seine Menschenkenntniß nicht.

Schmiedeberg.

Hinweg von dieser Verwüstung trieb es mich ins Riesengebirge, als würde ich gejagt, und an einem schönen Maytage verließ ich die Stadt. Ueberraschend war mir vier Meilen weiter das erste Wiedersehen preußischer Truppen in Landshut, die von Glatz und Silberberg aus, dem Riesengebirge entlang, bis Löwenberg stets Streifzüge machen. Ich hätte den ersten Jäger, den ich sah, umarmen mögen, so schlug mir das Herz, und Thränen entquollen meinen Augen. Ein halbes Jahr hatte ich unter französischen Truppen und denen des Rheinbundes mich umhergetrieben, und nun war ich endlich wieder unter Preußen. Freylich waren es nicht mehr die alten Preußen; manche waren wahre Warnungstafeln.

Es wirkt nichts heftiger auf das gemeine Volk, als solche große Erfolge, wie die verlohrnen Schlachten an der Saale, die Uebergabe so vieler Vestungen, und die fast gänzliche Auflösung der preußischen Monarchie.

Die zurückkehrenden Selbstranzionirten, besonders die zum Isenburgischen Corps gingen, hatten ein Aeußeres, daß jedem, den sie begegneten, ein Grauen anging; schändlich sahen sie aber aus, als man ihnen Gewehr gab, ehe sie neugekleidet waren. So sah ich in Berlin einst in der Caserne in der Commandantenstraße zwey Isenburgische Rekruten sich im Exerciren üben. Es waren wahre Carrikaturen.

Es ist doch ein unüberwindliches Gefühl, das für Vaterland und vaterländische Sitten; der, dem es die Brust nicht hebt, ist in meinen Augen ein Verworfener.

Groß war die Unzufriedenheit in den Gebirgsstädten; ihr Handel, ihre Fabriken vernichtet, von zwey Seiten in Contribution gesetzt, vom Feinde und Freunde (da beyde hier ihren Aufenthalt wechseln), von baarem Gelde entblößt, sehen sie ihren völligen Untergang, wenn der Friede nicht bald erfolgt, furchtbar herannahen.

Ihr Trost, ihre Hoffnung, ihre Erwartung ist jetzt stets auf Oestreich gerichtet, dessen drohende Demonstration am Saum der Sudeten bis Töplitz sich hinzieht. Täglich lassen sich die Unglücklichen durch falsche Nachrichten täuschen und belügen: Die Oestreicher seyen in Sachsen eingefallen.

Unmöglich konnte es mir hier lange in einer Gegend gefallen, wo ich fast jeden Sommer in den Bädern so glückliche frohe Tage verlebt hatte; wo ich mir viele Freunde verschafft, und an ihren gesellschaftlichen Freuden Theil genommen hatte.

Trautenau.

Ich eilte hinweg hinter die Berge, wo der Frieden nach Schiller als ein blühender Knabe am Bache liegt, auf die Südseite der Sudeten.

Hier öffnete sich mir ein weites Feld der Beobachtung, denn nie hatte ich Oestreichs Grenzen betreten. Nicht frey war ich vom Nationalhaß, den der Preuße schon mit der Muttermilch (leider!) gegen Oestreich einsaugt.

Ich erwartete alles (bis auf die Gegend) schlecht, lächerlich, roh, abergläubisch, bigott zu finden, und hatte eine Schreibtafel mitgenommen, um meine satyrisch-witzi-

gen Schilderungen vom östreichischen Aberwitz sogleich hineintragen zu können.

Jetzt hatte ich den Paß erstiegen, berühmt durch Friedrichs Heerzüge. Auf meiner rechten Seite hing das beschneyte Haupt der Kuppe über mir, und unten im Thal verbargen sich, die letzten Häuser von Ober-Schmiedeberg in einer Felsenkluft. Links sah ich die sich immer höher thürmenden Glatzeschen Gebirge, und vor mir verbarg Gebüsch meinem Auge Böhmens Grenze. Mein steter Begleiter war ein rauschender Bach unten im Thal.

Jetzt ging es Berg auf, Berg ab, bis endlich mein Führer mir das böhmische Grenzzollamt zu Königshahn zeigte, wo ich meinen Paß und meine Sachen revidiren lassen sollte.

Furchtbar hatte man mir die Grobheit der Zollbedienten und ihre Strenge geschildert, und da der östreichische Tabak stinkt, mir gerathen, den meinigen gut zu verbergen. Ich hatte daher einige Pfund Rollknaster in kleine Stücken geschnitten, und alle meine Taschen damit angefüllt. So erschien ich ängstlich vor dem Grenzzoll-Inspektor, und fand einen artigen, gebildeten Mann; er revidirte ohne Schwierigkeiten meinen Paß, unterdeß die Unterbedienten in den Coffer nur hineinsahen, unterrichtete mich über die zu nehmende Reiseroute, wo niemand mich weiter incommodiren würde, und wünschte mir glückliche Reise. In fünf Minuten war ich expedirt.

Für diesesmal, dacht ich, hast du keinen Anlaß zum Tadel gefunden, und möchtest diese Männer so vielen unserer Thorsteher empfehlen, die in jedem Rattennest den Reisenden anhalten, mit wichtiger Amtsmiene an den Wagen treten, und fragen:

Haben der Herr etwas Accisbares?

Im Oestreichischen geschieht dies nur an den Grenzen und in den Linien um Wien.

Wenn man im Preußischen visitirt wird, und man drückt dem Visitator nicht gleich ein Namhaftes in die Hand, so dreht er gewiß im Coffer mit seinen groben Fäusten alles um und um, so daß man von neuem zu packen genöthigt ist. Hier geschah dies nicht, und mein Douceur gab ich nachher.

Was die östreichische Aengstlichkeit in Rücksicht des Einlasses der Fremden anbetrifft, so finde ich sie lobenswerth und nicht zu tadeln. Abgesehen von den Kriegsunruhen ist es ja nur zu bekannt, daß das System der Auskundschaftung fremder Staaten die neueste Mode geworden ist.

Wohl uns, hätten wir diese Polizey-Aufsicht den Oestreichern lange nachgemacht! statt dessen war aber bey uns der lächerliche Gebrauch, daß in jedem Städtchen, wo Militair lag, die Schildwache den Einpassirenden examinirte, und dann ein Mann von der Wache zum Commandanten eilte, und den Angelangten meldete, um die Neubegier der Frau Gemahlin zu befriedigen. Ob der Angekommene verdächtig war, darauf kam es nicht an, sondern wenn man nur wußte, wie er hieß. Man konnte sich auch in jeder Stadt als Reisender einen andern Namen und Titel geben, das war ganz einerley.

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit noch mit Schadenfreude eines lächerlichen Auftritts:

Einst saß ich bey einem sehr neugierigen, und auf den Friedensdienst sehr strenge haltenden Garnisonschef zu Tische, als die Thorwache melden ließ:

Ist einpassirt ins S. Thor Dreiviertel auf zehn Uhr ein Jude aus K., ein Handwerksbursche aus G., der Prinz Anton aus Dresden.

Schnell sprang mein Wirth auf, und sprach: Verzeihen Sie, der Dienst ruft mich. Scherpe und Degen waren bald angelegt, zur Meldung beym Prinzen eilte er

im Doppelschritt; aber wüthend kehrte er wieder, denn der Fremde war ein Fähndrich vom Regiment Prinz Anton. Mit dreyßig Fuchteln wurde die Taubheit des wachthabenden Unterofficiers bestraft. Am Tage war zwar dem Reisenden dieses lächerliche Examiniren schon lästig, aber wehe ihm, wenn er in der Nacht vor den Thoren so eines Städtchens erschien, denn nun war die Wache abgegangen, und er mußte durch den Thorsteher das kleine Thor sich öffnen lassen, und von der Hauptwache sich den Schlüssel verschaffen, damit er gemeldet wurde, und der Wache ein Biergeld geben konnte.

In Oestreich wird man nur an den Grenzen in den Vestungen und Residenzstädten examinirt, in den kleinern incommodirt man niemanden.

Hinter Königshahn stieß ich auf die Cantonirung der Husaren von Erzherzog Ferdinand.

Doch ich sage Dir jetzt nichts über die Civil- und Militairverfassung Oestreichs. Von Wien aus will ich Dich darüber unterrichten.

Trautenau.

Ich übernachtete hier, es ist der erste Grenzort. Ich war hinabgestiegen in Böhmens Thäler, und schüttete jetzt den blutigen Staub von meinen Füßen. Ich hatte die Thäler jenseits der Berge verlassen, wo Mars seine blutige Fackel schwang. Hier ruhte ich sanft die erste Nacht in den Armen des Friedens, mit mir so viele andere, die geflohen waren, da man in diesen Tagen den Feind erwartete.

Trautenau hat vielen Verkehr mit roher Leinwand. Diese wird (feine und grobe) hierher zu Markte gebracht; die Schlesier sowohl als die wenigen Kaufleute

im Innern, welche Appreturanstalten haben, kommen dahin, sie zu holen.

Die Schlesier, besonders in Schmiedeberg und Landshut, haben seit langer Zeit die Früchte ihrer höheren Cultur genossen. Sie kauften von den Böhmen die rohe Leinwand, gaben ihr Appretur und sandten sie ins Ausland.

Die Böhmen haben feineren Flachs, besseres Garn, feinere bessere Leinwand, wohlfeileres Holz, gutes helles Bergwasser zu den Bleichen, und reichere Capitalisten unter ihren Kaufleuten, wie die Schlesier, aber sie haben keine Köpfe. Sie haben für das Innere des Landes grossen Absatz, und ein Debouche nach Außen an Triest, aber sie wissen es nicht anzufangen.

Sollten einst in Trautenau, Arnau u. a. a. O. einige tüchtige, reiche und unternehmende Kaufleute sich etabliren, so ist es um den schlesischen Handel geschehen, besonders wenn der Krieg noch lange dauern, und die Elbe gesperrt bleiben sollte.

In diesem Augenblick geht wenig Leinwand roh nach Schlesien, sondern es ist darnach große Nachfrage im Innern von Oestreich; woher das kommt, kann man nicht enträthseln.

In Trautenau ist ein Kaufmann, Namens Falk, der sehr reich ist. Die Bürgerlichen haben aber in Böhmen einen unüberwindlichen Hang, Barone seyn zu wollen, und adliche Güther zu besitzen; so hat Herr Falk auch Güther gekauft, und lebt mehr für diese als für den Handel.

Unter den Böhmen ist er ein ausgezeichnet gebildeter Mann, gastfrey und gesittet.

Kaum hat man die Berge erstiegen, welche Schlesien von Böhmen trennen, so sieht man andere Gesichter, andere Kleidung, andere Bauart, andere Sitten.

Ob zwar auch in Schlesien noch viele Catholiken wohnen, so bemerkt man doch nicht in ihrem Aeußern die Bigotterie, wie an den Böhmen.

Dort hat die Regierung ihr entgegen gewirkt, hier hat sie solche gepflegt und genährt.

Die Kleidung, besonders die der Weiber, ist in Böhmen dazu gemacht, den schönsten Körper zu entstellen. Tief ins Gesicht gehende Kappen, an denen hinten zwey große gesteifte weiße Schleifen wie Windmühlenflügel prangen; lange Taillen und Kommisöler, an denen hinten ein durch Schaafpelz gepauschter dicker Rand gleich einem Höker angebracht ist; kurze mit Schaafpelz gefütterte Röcke und rothe Strümpfe, verunstalten jedes weibliche Wesen. Kommt man nach Grotböhmen, so haben sie nach pohlnischer Sitte den Kopf in große weiße Tücher gehüllt, und können als Vogel-Scheuchen ausgestellt werden.

Die Bauart nähert sich immer noch der pohlnischen. Es sind niedrige von Schrootholz zusammengezimmerte Giebelhäuser.

Je weiter man kommt, je größer wird der Schmuz, und man glaubt endlich den höchsten Grad pohlnischer Schweinerey gesehen zu haben; ich wurde aber in Chrudim durch einen Anblick überrascht, der alles übertraf, wa ich in dieser Art in Pohlen je angetroffen habe. Ich ging hier in ein Speisehaus; aus dem Zimmer führte eine Thür in den Hof, in welchem ich eine schöne Aussicht erwartete, da die Stadt auf einer Anhöhe liegt. Kaum öffnete ich die Thür, als ein pestilenzialischer Gestank mir entgegen kam; der Hof war mit Knochen und allem Unrath der Küche bedeckt, worunter sich auch der der Cadaver einer Katze befand.

Ich hatte viel von der guten östreichischen Küche rühmen hören, in Böhmen fand ich sie nicht.

Ich glaubte mich hier wieder nach Pohlen versetzt zu sehen.

Talgichte Fleischsuppen, zähes Rindfleisch, die Bräten im Ofen halb gekocht, mit einer wäßrigten Sauce begossen, waren meine tägliche Speise.

Das böhmische Gebirge von der schlesischen Seite wird von Deutschen bewohnt, die sich aber mit dem Slavischen Blut ihrer Nachbaren, der Stockböhmen, vermischt haben.

Diese Vermischung hat ihr Geschlecht nicht verbessert. Der Böhme hat den Deutschen hier zu sich hinabgezogen, und die Religion hat geholfen ihn noch zu verschlechtern.

Die hiesigen Deutschen sind ein widriges Volk. Im Saatzer und Leutmeritzer Kreise sollen sie besser seyn.

Dennoch herrscht unter ihnen und den Stockböhmen eine große Antipathie, die sich bey allen Gelegenheiten äußert.

Böhmen hat drey Millionen Einwohner, von denen die mehrsten Slaven sind, und noch heute ihre Muttersprache (der pohlnischen ähnlich) reden.

Sie sind tückisch, kriechend, und hochmüthig, nach Umständen unreinlich, wie die Pohlen. Man schätzt an ihnen ihr musikalisches Talent und ihre Lebhaftigkeit.

Jaromirsch.

Ich setzte mich in Trautenau auf die Diligence, und fand hier niemand als den Conducteur, der von Geburt ein Bayer war, und lange im Militair gedient hatte.

Auch in Oestreich ist also (dacht ich) die Sitte, die invaliden Soldaten auf dem Postwagen zu versorgen. Diese Diligence fährt von Czaslau von der großen Kaiserstraße, (welche von Prag nach Wien führt) ab, und

nimmt ihre Tour über Chrudim, Pardubiz, Königgrätz, Jaromirsch, Trautenau, nach Arnau an die Grenze.

Von Trautenau bis Czaslau fährt man in zwey Tagen, und bleibt in Königgrätz über Nacht; es sind vierzehn Meilen und vier Stationen, dafür zahlt man 8 Fl. Postgeld, die Station 6 Kreuzer Trinkgeld und einen Fl. an den Condukteur, in Summa 9 Fl. 24 Xr.

Das Papiergeld verlohr 50 Procent, mithin zahlte ich 4 Fl. 42 Xr. preußisch, oder 2 Rthlr. 14 Sgr.

Im Preußischen zahlt man für 14 Meilen pro Meile 8 Gr., dies macht 4 Rthlr. 16 Gr. Für sieben Stationen in Summa 14 Gr. Trinkgeld, und etwa 12 Gr. für den Schirrmeister, also in Summa 5 Rthlr. 18 Gr.

Im Preußischen hat man auf den Nebenposten unbedeckte, auf den Hauptstraßen bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, schlecht gepolstert und äußerst unbequem sind. Im Oestreichischen hat man auf den Nebenstraßen halb bedeckte commode sogenannte Wiener Wagen; auf den Hauptstraßen eine viersitzige in Federn hängende bequeme, zu sechs Personen eingerichtete Chaise. Im Preußischen werden die Beywagen jede Station gewechselt, und die Güther auf denselben dem Winde und Wetter ausgesetzt. Im Oestreichischen bleiben die Beywagen (z. B. von Wien nach Prag) die nämlichen, sie werden mit Matte und mit einer ledernen Decke für den Regen geschützt.

Daß also die östreichischen Posten dem Reisenden mehr conveniren, wie die preußischen, das habe ich und mein Beutel empfunden.

Da ich einmal vom Postwesen rede, so fahre ich weiter fort und melde Dir: daß ich von Czaslau an Extrapost nehmen muß.

Ich zahle dafür jede Post à zwey Meilen 3 Fl. Fuhrgeld. Für einen bedeckten bequemen halben Wagen 1 Fl.

und 1 Flor. Trinkgeld, in Summa 5 Flor. oder 2⅔ preußisch, das sind 1 Rthlr. 16 Gr.; es ist eins, ob ich noch eine oder zwey Personen mitnehme. Im Preußischen zahlt eine Person für zwey Pferde zwey Meilen 1 Rthlr. 16 Gr., für den Wagen (i. e. eine Karre) 12 Gr., Trinkgeld 6 Gr., Schmiergeld 4 Gr., in Summa 2 Rthlr. 14 Gr., und wenn man etwa einen Knaben mitnimmt, muß man drey Pferde bezahlen. Die östreichischen Postillone fahren auf der großen Straße sehr schnell; von Czaslau bis Wien, 16 Posten oder 32 Meilen, fährt man in 36 Stunden

In Oestreich sind die Postmeister und ihre Leute sehr artig, in Preußen sind sie grob. In Preußen sind die Schirrmeister äußerst höflich, in Oestreich sind sie ganz besonders grob. Ich traf vorzüglich einen solchen Grobian, der ehemals Cürassier gewesen war.

So viel über die Posten.

Die Wege sind außer den Kayserstraßen, besonders im böhmischen Gebirge, furchtbar, auf jenen fest, aber hin und wieder holprich; in Oestreich, fünf Posten von Wien, vortrefflich.

In Jaromirsch fanden wir nicht gleich Pferde, da man es auf den Nebenposten nicht so genau nimmt, besonders da diejenige, worauf ich mich befand, eine ganze Nacht ruhte. Der Postmeister war so artig mich in ein Weinhaus zu führen. Hier befanden sich: der Stadtpfarrer, ein Doktor Juris, und ein Zolleinnehmer; bald nachher kamen hinzu:

Ein Oberlieutenant von der Infanterie in Gesellschaft des Bedienten seines Obersten.

Man sah mir bald an, daß ich ein Preuße war, und der Herr Kammerlakey machte, als östreichischer Patriot, es sich zur ersten Pflicht, wacker auf die Preußen zu schimpfen. Er sprach:

Ich hóbs kesogt, und sog es noch enmohl: der Präiss is holter a Spitzbub gegen das Haus Oestreich und bleibts auch. Denn schauns: Die Königin hatte sich in den General Duroc verliebt, und wenn unser Laite die Schlocht bey Austerliz gewunnen hätten, dann wären die Praissen hölter in Böhmen eingefallen. Ich wais 's kanz gewifs: denn mein Herr Oberst hots gesogt.

Der Stadtpfarrer erwiederte hierauf:

Daß er sehr einfältig raisonnire; denn wenn das wahr wäre, so würden die Preußen wohl eher nach einer verlohrenen Schlacht, als nach einer gewonnenen, in Böhmen eingefallen seyn. Ueberdies sey es unschicklich, so von einer ganzen Nation zu reden, von der ein Fremder in der Gesellschaft sey.

Sehr naiv sagte darauf der Lackaye:

Nu, wenn ich wos unrechts gesogt hob, so hob ichs ols ein tummer Kerl gesogt.

Da hat er ganz recht, antwortete der Stadtpfarrer, nahm Hut und Stock, drückte mir die Hand und ging.

Ich ließ mich auf nichts ein, und es befremdete mich nur: daß der Officier in der Gesellschaft eines so dummen Kerls seyn konnte.

Ich erkundigte mich in der Folge hierüber, und hörte: daß bey der Cavallerie und Artillerie dies nie, bey der Infanterie hin und wieder (außer Ungarn) wohl möglich seyn könne.

Ich dachte mir dabey:

Haben die preußischen Officiere oft einen falschen Ehrgeitz gehabt, so fehlt den Oestreichern wohl der rechte.

Ich hatte Zeit und Muße, mir die militairische Position anzuschauen, die Böhmen auf dieser Seite von den Quellen der Elbe an bis Pardubiz hin deckt.

Das Riesengebirge endigt sich mit einem Walde auf der böhmischen Seite, durch den die Landstraße geht, und der das Königreich genannt wird.

Von hieraus übersieht man die große Ebene von Böhmen, welche auf der linken Seite, von den Gebirgen der Grafschaft Glatz, weiter hin von den mährischen begrenzt wird, deren Abdachung nach Chrudim, Czaslau, Collin bis Prag hinläuft.

Gleich unten im Thal fließt die Elbe, welche rechts unter der Schneekuppe entspringt, durch die hohen Gebirge sich einen Weg bahnt, dann beym Kloster Kukus vorbey nach Josephsstadt, Königgrätz und Pardubitz einen großen Bogen macht, und sich dann wieder nach Mollnik wendet.

Ihre Ufer sind durchaus steil, und die ganze Gegend um Josephsstadt und Königgrätz (wo die Aupa mit der Elbe sich vereinigt) ist durch diese Ströme in einen Morast umgeschaffen, der sogleich völlig unter Wasser gesetzt werden kann, wenn man will. Beyde Vestungen sind aber nur 2 Meilen von einander entfernt. Im Jahr 1778 hatte Joseph seine Armee von Hohenelbe im hohen Gebirge hinter der Elbe bis Pardubitz hingelagert, und der König Friedrich hatte die diesseitigen Anhöhen besetzt. Der Angriff preußischer Seits war hier unmöglich, und wenn der König die östreichsche Armee tourniren wollte, so mußte er einen Einbruch in Mähren versuchen.

Josephsstadt ist eine vom Kaiser Joseph ganz neu nach den besten Mustern angelegte Vestung, worin bloß Soldaten und Bürger, die nur für diese vorhanden sind, sich befinden.

Königgrätz wurde von der Maria Theresia neu befestigt. Beyde Vestungen reichen sich die Hand, und was die Natur nicht schon gethan hat, dem hat die Kunst nachgeholfen.

Friedrich, der so oft über Trautenau und Nachod in Böhmen eingefallen war, konnte von dieser Seite nicht mehr vordringen, seitdem jene beyden Vestungen existirten; die Böhmen nannten daher Josephsstadt: Friedrichhalt.

Es fiel mir bey diesen festen militairischen Linien, die mit den preußischen in Schlesien wetteifern, der niederschlagende Gedanke ein:

daß selbst die größten Köpfe, ein Friedrich, ein Joseph, für die Zukunft sehr oft falsche Pläne machen.

Oestreich und Preußen, deutsche Provinzen, größtentheils von Deutschen bewohnt, bezeichnen ihre militairischen Grenzen durch furchtbare künstliche, der Ewigkeit trotzende Fortificationen, unterdeß der Feind beyder in die offenen Provinzen einbricht, ohne jene zu berühren.

Es fiel wohl beyden nie ein: daß Frankreichs Schaaren je Ollmütz bedrohen, Glatz, Neiße und Cosel belagern würden.

So ist es, und sehr oft spottet der Weltenregierer der Vorkehrungen der Menschen.

Czaslau.

Von Jaromirsch hierher fährt man beständig in dem fettsten Boden, bis auf einen kleinen Strich Landes bey Königgrätz, der sandig ist. Es waren schöne Maytage, wo ich diesen Garten betrat; die Bäume blühten, die Fluren prangten mit dem üppigsten Getraide; hinter mir schlossen die Sudeten (ihr Haupt in Schnee und Nebel gehüllt) furchtbar den Horizont.

Hier ist alles schön, nur nicht die Menschen und ihre Umgebungen. Ich dachte mich sogleich in Pohlens Wüsteneyen versetzt, wenn ich den fruchtbaren Boden, mit

Hütten bedeckt, sah, die den pohlnischen völlig gleich sahen. Ist ihr Aeußeres nicht einladend, so ist es das Innere noch weniger; alles ist hier mit Schmutz überladen, und man scheint mehr für die Hausthiere, als für sich selbst gesorgt zu haben. Hat die Gegend auch wenig Holz, so sind doch die Gebäude von Schrotholz aufgeführt, ganze Städte (Chrudim) mit Schindeln gedeckt, die Zäune sind von Holz. Gärten findet man wenig, oder es sind Grasplätze, auf denen verkrüppelte Pflaumenbäume, der Natur überlassen, wachsen.

Schon 20 Jahre sind es, daß Josephs aufgeklärter Sinn die Fesseln zerbrach, womit man den Leibeignen an den Boden gebunden hatte.

Ich war überrascht, davon so unbedeutende Folgen zu sehen.

Die großen Besitzungen sind größtentheils zerschlagen, die Naturaldienste aufgehoben; dem Dominio blieben nur die Forsten, die Jagd, die Braureyen, die Jurisdiction und andere unbedeutendere Gerechtsame, vielleicht auch hin und wieder Vorwerke, welche sie durch eigene Züge bestellen lassen; die Brache schien mir aber größtentheils bestellt, und gemeine Hüthungen habe ich nicht bemerkt. Ich fand vortreffliche Pferde, aber schlechtes Rindvieh; und die Schaafe, deren ich nur wenige in kleinen Haufen sah, waren von der schlechtesten Race.

Es wäre von mir sehr anmaßend, wenn ich über die böhmische Landwirthschaft absprechen wollte, dazu gehört eine jährige Bekanntschaft; und eine Reise auf der Landstraße von Trautenau nach Wien ist nicht dazu geeignet, ein Urtheil zu begründen.

Ich sage daher bloß:

Es schien mir die Wirthschaft in Böhmen in ihrer Kindheit zu liegen.

Der

Der Bauer hat gar nicht das Ansehen, als treibe er sein Fach mit Ueberlegung, sondern er handelt nach der von den Alten überkommenen Sitte, ohne an die Beweggründe viel zu denken.

Sprache, Religion und Landessitte halten ihn in der Entwicklung auf; er bleibt in den Banden des Gewöhnlichen.

Man erzählte mir:

daß man häufig dem Bauer die Freyheit aufdringen mußte.

Man setzte bey der Dismembration einen Canon und ein Aequivalent für die Dienste fest; aber es kamen Fälle genug vor, wo ganze Dörfer in ihrer alten Verfassung zu bleiben verlangten. Man ließ sie darin, setzte ihnen aber so bey der Dienstleistung zu, daß sie Gott dankten, nachher das Dienstgeld zahlen zu dürfen.

Ich finde dies so klug gehandelt, als den heute noch Statt findenden Gebrauch:

daß jeder Bauer die Wahl hat, entweder das Dienstgeld, oder den Naturaldienst leisten zu dürfen.

Im Preußischen hat man darin ein großes Versehen begangen, daß man in Fällen der Dismembration dem Bauer keine Wahl ließ.

Ich bin sehr, wie Du weißt, für eine feste Bestimmung der bäuerlichen Obliegenheiten, aber keineswegs für die zu kleinen Besitzungen.

Die Schaafzucht muß dabey zu Grunde gehen. (Die Gesammtheerden taugen nie etwas.) Jeder Krieg zertritt diese kleinen Güther, und läßt den Besitzer nicht mehr aufkommen, und eine Hungersnoth wird oft nicht durch die Natur, sondern durch speculative Wucherer herbeygeführt, so wie es 1805 in Böhmen der Fall war.

Wucherer hatten hier die kleinen Getraideüberschüsse dieser vereinzelten Besitzungen aufgekauft, und nun bestimmten sie den Marktpreis.

Auf jedem Markte war Getraide zu haben, aber zu ungeheuern Preisen; der Strich kostete zuletzt 50 Flor. Papiergeld. Dies sind ungefähr zwey berliner Scheffel, und der Floren galt damals 10 ggr., der berliner Scheffel also 10 Rthlr. 8 gr. Ein Preis, bey dem viele verhungerten.

Bey großen Landgüthern kann dies nicht so leicht der Fall seyn, da die Consumtion der Verkäufer und ihr Bedürfniß zum Verkauf größer ist.

Chrudim ist ein offener Ort; der Schutzgott St. Salvator prangt auf dem Markt, mit Gold überladen.

Von Friedrich dem Großen hörte ich hier folgende Anekdote:

Die Geistlichkeit besitzt hier einen Schatz an einem kostbaren St. Salvator. Friedrich wünschte ihn zu sehen, man zeigte ihm eine Copie; er sagte kalt zu den Herren: Zeigen Sie mir nur das Original, ich nehme es nicht mit.

Mit Angst geschah es zuletzt.

Nachdem der König seine Neugierde befriedigt hatte, beschenkte er die Kirche sehr reichlich.

Du weißt, wie abgöttisch ich unsern Friedrich verehre; es thut mir wohl, in ihm nicht bloß den großen Geist, den Helden, sondern auch den Menschen zu sehen.

Ich hatte nachher noch öfters Gelegenheit, meinem Herzen wohl zu thun, wenn ich die Feinde von Friedrichs Heerzügen in Böhmen erzählen hörte.

Von Chrudim nach Czaslau fährt man über Anhöhen, und eine Meile von dem letzten Orte geht es einen steilen Berg hinab, den man besser zu Fuße hinab steigt. Ich stieg hier mit meiner Reisegesellschaft vom Wagen (es waren Böhmen), wovon der eine, ein Greis, alle drey schlesische Kriege erlebt hatte.

Ein fruchtbares Thal dehnte sich vor uns aus, in der Mitte Czaslau, rechts Kuttenberg und Collin, links das alte Schloß Lichtenberg und die Anhöhen von Deutschbrodt.

Da sehen Sie (sagte der Alte) eine merkwürdige Gegend. Zweymal floß hier das Blut der Oestreicher und Preußen bey Czaslau und Collin. Die erste Schlacht, welche Ihr König gewann, führte den Frieden herbey; die letztere, welche er verlohr, dehnte den Krieg auf sieben Jahre aus. Sehen Sie einmal rechts, fuhr er fort, jene Anhöhen um Collin, welche zu erstürmen die Tollkühnheit des General Manstein's nothwendig machte. Friedrich verlohr die Schlacht, und zog sich über die Elbe nach Jungbunzlau zurück. Dort sehen Sie ein Dorf, in welchem seine Husaren die Kirche zwecklos abbrannten. Die Leidenden klagten es dem Könige, und er versprach Ersatz. Er hat Wort gehalten. Es erhebt sich jetzt in jenem Dorfe ein prachtvoller Tempel, für Friedrichs Geld erbaut; in ihm setzten die dankbaren Bewohner dem großen König ein Denkmal. O es war ein großer Mann, Ihr Friedrich! sprach der Greis. Mit thränenden Augen sah er nun gen Himmel und fuhr fort:

Friedrich! Joseph! Warum vereinigte die Vorsehung nicht eure Hände zur Begründung einer festen deutschen Verfassung? Doch hienieden ist alles gut, was geschieht!

Was ich bey diesen Worten fühlte, das kannst Du nur mit empfinden.

Ich hatte in Chrudim zu Mittage gegessen, und zwar sehr gut, was in Böhmen selten ist; eine feurige rasche Wirthin servirte den Tisch. Ihr Aeusseres, ihr Dialect, alles verrieth das Ausland. Ich sah Sie an und fragte: Auch eine Böhmin?

Gott soll mich in Gnaden bewahren, antwortete sie schnell. Ich bin eine Flammänderin; mein Vater war ein Franzose, die Liebe führte mich zu einem Oestreicher, als sie unser Land mit Krieg überzogen, und das Schicksal, oder vielmehr der Teufel, nach Böhmen. O Herr! wenn Sie die Menschen hier kennen sollten, sie würden Sie auch sagen: Es sind Kalmucken, heimtückische Menschen, die niemanden gerade ins Gesicht sehen können, wie die Sauen leben, und ihren eigenen Koth essen. Ja, wenn die verwünschten Bancozettel nicht wären, morgen müßte mein Mann die Wirthschaft verkaufen, und wir gingen nach meinem lieben Flandern, von dem sie nun in einem unaufhaltbaren Flusse eine ganze Stunde sprach, unterdeß ich mit ihrem Manne eine Flasche alten Ruster ausstach.

Bey diesem Ruster fiel es mir ein, Dir etwas über den Ungarwein zu schreiben, den ein Jeder gern trinkt, und von dem so unrichtige Ideen umlaufen. Wenn in Berlin und weiterhin ehemals der Ungar nicht kirschbraun, fett und süß war, dann war er nicht gut; erst nach der pohlnischen Acquisition sind die Berliner auf den rechten Geschmack gekommen.

In Schlesien hat man selbstgemachte Ideen von Ober- und Niederungarn, von Kufen- und Antheilwein, in Umlauf gesetzt, wovon man in Oestreich und Ungarn nichts weiß. In Pohlen unterscheidet man nur herben und süßen. In Böhmen, Oestreich und Ungarn unterscheidet man nur das Gewächs nach den Gegenden, und ob es Ausbruch oder Nachlese, ob der Wein alt oder jung ist. In Pohlen trinkt man den besten, in Oestreich, besonders in Wien, den schlechtesten Ungarwein.

Oestreich und Böhmen hat eigene Weine, unter denen der Möllnicker, Grenzinger und Klöster Neuburger, welche letztern an den Abhängen des berühmten Kaldenberges wachsen, sich besonders auszeichnen.

Kommt man nach Ungarn, so findet man zuerst den Schömlauer, Ofner, Erlaner ꝛc.; dann folgen Ruster, St. Georgen, Meneſcher, Maslas und Tockayer. Im Auslande, wo alles Tockayer zu trinken wähnt, erhält man ihn selten ächt: denn selbst um Tockay wächst der Wein nicht, der diesen Namen führt. Hier sind nur die Keller, wo er aufbewahrt wird. Er wächst auf einem Flächenraum von 5 Quadratmeilen in der Herrschaft Tockay im Hampliner Comitat. Bey jedem Ungarwein zieht man den vorzüglichsten Saft von überreifen Trauben (Essenz) früher ab, als das übrige gekeltert wird. Von den trocknen Beeren preßt man den Ausbruch. Beyde dienen dazu, die verschiedenen Sorten für das Ausland zu präpariren: denn hier erhält man nie ein reines, mit anderm Wein nicht gemischtes Gewächs.

Besonders dient die Maslas-Essenz dazu, deren es 5 Abstufungen giebt, Weine von geringeren Sorten trinkbar zu machen. Je nachdem man diese schlechter oder besser machen will, je nachdem gießt man weniger oder mehr von der Essenz hinzu.

In Pohlen geschieht diese Mischung nur mit Ungar zum Ungar.

In Schlesien, in Berlin und weiter hin setzt man aber spanische Weine (Ximenes) zu, um die Fettigkeit und das Süße hervorzubringen.

Im Oestreichschen nimmt man aber leider sauren Oestreicher als Masse, und gießt Ungar hinzu; deshalb trinkt man hier den schlechtesten Wein.

Wer unvermischten Ungar (diesen Götterwein) trinken will, der lasse sich Maslas-, St. Georgen- oder Ruster-Ausbruch unmittelbar kommen, lasse ihn abarbeiten, und trinke ihn erst nach Jahren. Dann kann er sagen, er habe Ungar getrunken.

Der Oestreicher überladet den Magen so mit Säure und Schleim, daß ich, als ich ihn trank, Magnesia löffelweise zu mir nehmen mußte, um diese Säure zu sättigen.

Uebrigens ist dieser Krätzer sehr wohlfeil, und in Wien kann man für 1 Fl. welchen bekommen, der einem jungen Rheinwein ähnelt, wofür ich aber auch herzlich danke.

Durch Czaslau geht die große Kaiserstraße von Prag nach Wien, dennoch hat dieses Städtchen ein schlechtes Ansehen und einen noch unreinlichern Gasthof.

Ich wollte hier die große Diligence abwarten und mit dieser nach Wien fahren; da ich aber gleich nach Mittag hier ankam, so blieb mir Zeit, die Colliner Anhöhen zu besuchen. Ich will Dir nicht wiederholen, was hier geschah. Friedrichs Werke, die Charakteristik des siebenjährigen Krieges und andere, haben alles längst bekannt gemacht, was man wissen muß, um zu begreifen, warum der König diese Schlacht verlohr, wozu die Disposition ganz vortrefflich war. Dennoch kann ich nicht unterlassen, anzuführen: daß viele hier noch lebende Augenzeugen der Behauptung Retzos widersprechen:

> Nicht Manstein, sondern der König selbst, sey Schuld an dem Verlust der Schlacht gewesen, da er die Armee, ehe sie auf den rechten Drehpunkt angekommen gewesen sey, habe Front machen lassen. (Confer. Characteristik des siebenjährigen Kriegs.)

sondern sie sind der früher angenommenen Meynung:

> daß Manstein dies unzeitige Frontmachen gegen die Anhöhen durch seinen Angriff auf die Croaten veranlaßt habe.

Insofern Retzo ein Sachverständiger ist, sollte man wohl glauben, daß er es am besten wissen müsse.

Voll von dem Ruhm, den die Preußen (ungeachtet sie die Schlacht verlohren) hier einerndteten; in Gedanken verlohren an dem Punkt, wo Friedrich Figuren mit dem Stock in den Sand zeichnete, hörte ich von weitem einen Choral singen. In der feyerlichen Stimmung, worin ich mich befand, machte der Gesang einen starken Eindruck auf mich; ich ging ihm entgegen.

Auf der Kaiserstraße sah ich einen bunten Zug, Männer, Weiber, Mädchen, Kinder, in verschiedenen Trachten mir entgegenziehen. Der Anführer (ein Schulmeister) ein kleines Kreutz in der Hand, eröffnete den Zug, und gab den Ton zu dem Gesang. Es waren Wallfahrter, die nach Prag zum großen Fest des heiligen Johannes reiseten.

Ich mischte mich unter den Haufen: denn ich habe stets gern das Volk in der Nähe kennen lernen mögen, und nahm mit ihnen den Weg nach Prag.

Es waren Böhmen, Hannacken und Oestreicher.

Ich sprach mit vielen. In allen fand ich noch den alten religiösen Sinn; das göttliche Gesetz ging ihnen über alles, und vereinigte sie zu einem Zweck, zu einem Volke, obzwar in Sitten, in der Sprache, in ihrem Körperlichen ganz verschieden.

Ich überzeugte mich, daß dieser sie alle belebende Sinn von der Regierung noch heute zu ihrem Zwecke so verbraucht werden könne, als es sonst in so vielen Religionskriegen geschehen ist.

Unter dem Haufen fand ich eine Dirne aus Oestreich von 16 Jahren, die sich unter den übrigen auszeichnete. Einen schlankeren Wuchs, ein schöneres Fleisch, ein schmachtenderes Auge habe ich nie gesehen: ihre Kleidung trug dazu bey, ihre Reitze zu erhöhen, und sie nicht, wie es die böhmische Tracht thut, zu verunstalten. Ich schloß

mich an sie, und fing mit ihr ein Gespräch über den Zweck ihrer Wallfahrt an.

Sie erzählte mir: ihre Mutter werde durch ein kaltes Fieber geplagt, sie habe daher feines Garn gesponnen, um es dem heiligen Johannes zu bringen, damit er der Mutter das Fieber abnähme.

Die höchste Unschuld, reiner kindlicher Sinn war in diesem Mädchen, und sie fesselte mich so, daß ich Diligence und alles vergaß, und nicht von ihrer Seite wich.

Sehr bald gewann ich ihr Zutrauen: denn sie war allein, ihre Gesellschaft ihr fremd.

Es wurde unterwegs ein Nachtquartier genommen, und das unschuldige Kind legte sich unbefangen an meine Seite auf ein Strohlager hin, und war, ermüdet von der Reise, bald eingeschlafen.

Mich mied der Schlaf: denn ein wollüstiges Feuer ergoß sich durch meine Adern, der Puls verdoppelte seine Schläge.

Was mir auch die Vernunft und das Moralprincip zurufen mochte, die Natur behauptete ihre Rechte. Ich konnte nicht länger widerstehen, ich schloß das Mädchen in meine Arme, meine Küsse brannten auf ihren Lippen und störten sie aus dem Schlafe auf.

Sie sträubte sich wenig, als ich aber meinem Ziele mich näherte, da wies sie mit Ungestüm mich ab, und sprach:

Ach Gott! der heilige Johannes würde gewiß meiner Mutter das Fieber nicht abnehmen, wenn ich ihm morgen beichten müßte, daß ich diese Nacht mit einem Mann zu schaffen gehabt hätte.

Ich war getroffen: du hast Recht, mein Kind, erwiederte ich, sprang auf vom Lager, eilte aus dem Hause und nach Czaslau zurück, nahm Post und fuhr nach Wien.

Ermüdet von der ungewohnten Fußreise schlief ich bald ein, und das Bild jenes Mädchens beschäftigte meine Phantasie wachend und träumend.

Iglau.

Von Czaslau bis hier an Mährens Grenzen fährt man wieder im Gebirge, und auf der Anhöhe hinter Deutschbrodt verliert man das beschneite Riesengebirge aus dem Gesicht. Die Gegend bleibt immer, gleich der verlassenen, abwechselnd und interessant. Erst in Mähren verläßt man den fetten Waitzenboden, der von Jaromirsch bis an die Grenze stets anhält. Mähren hat dagegen mehr einen lehmigten oder einen guten Kornboden.

Zwischen Stecken und Iglau betrat ich das Schlachtfeld, wo 1805 der Erzherzog Ferdinand dem Vorrükken der Bayern Einhalt that.

Der Postillon hatte der Aktion mit beygewohnt, und und kannte das Locale.

Die Bayern hatten links der Kayserstraße einen Thiergarten inne, den sie zu verlassen und nach Iglau sich zurückzuziehen genöthigt wurden.

Der Erzherzog, jetziger Großherzog von Würzburg, den die Oestreicher ihrem Carl an die Seite setzen, hatte sich bekanntlich mit einigen tausend Mann Cavallerie von Ulm nach Böhmen durchgeschlagen, und hier wieder 25000 Mann gesammelt, als er mit diesem Corps die Bayern schlug, und dann an die Donau rücken, und die linke Seite der großen französischen Armee umgehen wollte. Carl war mit der großen Armee im Vorrücken über Oedinburg nach Wien, und nur noch acht Posten von diesem Ziele entfernt, als die Nachricht von dem abge-

schlossenen Waffenstillstande die Armee, voll von guten Hoffnungen, wie ein Blitzstrahl traf.

Nimmt man an:

Dieser Waffenstillstand wäre nicht abgeschlossen, Carl bis Wien, Ferdinand bis Stockerau an die Donau gekommen, die Preußen wären in Bamberg eingerückt, und die geschlagenen Russen hätten hinter Olmütz sich gesammelt, ihre Reserven in Schlesien und das preussische Corps unter Gravort an sich gezogen; die Russen, Schweden und Engländer in Hannover hätten eine Diversion an den Rhein gemacht,

so kam Napoleon in eine schlimme Lage, ungeachtet er die Schlacht bey Austerlitz gewann.

Frägst Du, warum dies nicht geschah? Warum die Russen bey Austerlitz schlugen, statt sich zu befestigen und das Vorrücken der Preußen abzuwarten? so weiß ich darauf nichts zu antworten:

Als daß der Wille des Herrn geschehen muß, und dem Weltenregierer nicht zu widerstehen ist.

Iglau ist eine Fabrikenstadt, und zählt 10255 Menschen. Da diese Stadt an Böhmens Grenze liegt, so will ich Dir über diese Provinz für Freund B. einige statistische Notitzen mittheilen, die Du ihm recht warm hinüber tragen magst.

Böhmen enthält 951 Quadratmeilen. Diese Provinz ist wohl die am höchsten liegende in Oestreich, von hohen Bergen durchaus umschlossen. Der Boden ist thonartig, mehr ein fetter Waitzen- als Kornboden. Böhmen ernährt seine Einwohner, und führt auch noch viel Getraide aus; der Saatzer und Leitmeritzer Kreis, an der sächsischen Grenze von Deutschen bewohnt, enthalten unstreitig die fruchtbarsten Fluren.

Die Sudeten, welche Böhmen von Schlesien und Sachsen trennen, mit dem Fichtelberg in Franken und mit dem Erzgebirge in Sachsen zusammenhängend, haben Ueberfluß an Holz, Kohlen und Metallen, und ernähren in ihren Thälern Fabrikanten in Leinen, Baum- und Schaafwolle. Reichenberg enthält die besten Tuchfabriken — und Arnau, Trautenau, treibt beträchtlichen Leinenhandel.

Ansehnliche Flüsse besitzt Böhmen an der Elbe, Moldau und Eger. Es fehlt nicht an Fischen, besonders Forellen und Karpfen.

Böhmen bringt auch Wein hervor; der mellniker rothe dem Burgunder ähnelnde Wein ist berühmt; doch sagt das Clima dem Getraide und Obst mehr zu.

Menschen zählt Böhmen 3,012,614.

Auf der Quadratmeile leben 3168.

Große und mittlere Städte hat Böhmen an

Prag mit 80000,

Reichenberg mit 18000 Menschen;

die übrigen enthalten wenigere.

In Böhmen wohnen Czechen, Deutsche, Juden; der ersteren sind die mehrsten; sie sind slavischer Arkunft und sprechen ihre eigne Sprache.

Der Werth des ganzen adlichen Besitzstandes wird in Böhmen auf 180 Millionen Gulden angeschlagen, nach einer Taxe, die 30 Jahr alt ist.

Den Adel theilt man in den Grafen- und Herrenstand, oder in den rudolphinischen stiftsmäßigen, und neuer entstandenen.

Die Städte werden eingetheilt:

In vier königlich privilegirte Städte vom ersten Range.

In vier andere königl. Städte, die unter dem Landesgubernio stehen, auf den Landtagen aber nicht Sitz und Stimme haben.

In 26 unter dem Landeskammeramte stehende.

In neun unter dem königl. Unteramte stehende Leibgedingstädte, welche einer jeden gekrönten Königin gehören.

In fünf unmittelbare unter dem Gubernio stehende Bergstädte.

In 17 befreyte und 23 andere Bergstädte, die Vorrechte vor den Herrenstädten haben; diese werden in Schutzstädte und unterthänige eingetheilt.

Die Leibeigenschaft ist in Böhmen i. J. 1781 aufgehoben. Der Bauer ist zwar noch da, wo er den Frohndienst beybehielt, zu dessen Ableistung verpflichtet, seine Pflichten sind aber durch Urbarien bestimmt.

Den Charakter des Böhmen habe ich Dir, glaube ich, schon geschildert, es ist der slavische, in soweit Slaven dies Land bewohnen, hinterlistig und heuchlerisch, verschlossen unter Fremden, an seinen Völkerstämmen leidenschaftlich hängend, zur Freude für Tanz und Musik geschaffen, gelehrig und rasch von Entschluß, zu neuen Sitten schwer zu bewegen, daher am Alten hängend, muskulös, aber häßlich, das Weib ganz vorzüglich mißgestalten und schmutzig. So ist der Böhme slavischer Abkunft.

Ganz vorzüglich legt man sich auf die Baumzucht, und die dortige ökonomische Gesellschaft läßt jährlich 50 Gulden an diejenigen drey Obstbauern vertheilen, welche sich besonders auszeichneten.

Darunter ist besonders der Dechant zu Podiebrad, Hr. Rößler, zu zählen, der 30000 Stück Obstbäume von ausgesuchten Sorten besitzt. Der Fürst Kinsky nimmt von seiner Herrschaft Zloniz jährlich 15000 Flor. für Obst ein.

So verschönert auch der Freyherr v. Wimmer die Gegenden um Prag durch Obstkultur.

Böhmen hat einen ansehnlichen Flachsbau. Es werden allein 30000 Tonnen russischen Leinsaamens gesäet.

Ein Produkt, was Böhmen ganz vorzüglich hervorbringt, ist der Hopfen, der ganz besonders gut im Saazer Kreise wächst. Unsere Schlesier sind sehr begierig, böhmische Hopfenpflanzen zu bekommen, deren Ausfuhr scharf verboten ist.

Silber liefert Böhmen aus den Mienen zu Kuttenberg und Joachimsthal jährlich 2400 Mark; Zinn 3200 Centner.

Ich schweige vom Eisen, von Marmor und Edelsteinen, und führe nur Mineralwasser und Glaswaaren an; wegen letzteren ist Böhmen in Europa berühmt, und Carlsbad allein gewinnt der Provinz jährlich 50000 Dukaten.

An Manufakturwaaren nehmen Garne und Leinwande den ersten Platz ein. Man spinnt hier das Garn so fein, daß oft ein Stück, dessen Faden 16800 böhmische Ellen lang ist, nur sechs Quentel wiegt.

Böhmen enthält 320000 Spinner in Leinengarn, 85000 Fabrikanten und 40000 Stühle in diesem Artikel. Die fabrizirte Leinwand beträgt 9810900 Stück zu zwanzig Millionen Gulden an Werth. Bleicher existiren 2800. Im Ellenbogener Kreise giebt es 17000 Spitzenklöppler. In Baumwolle wird gearbeitet zu Prag, Kuttenberg, München, Grätz, Pirkstein, Reichstadt, Josephsstadt, Locharitz, Niemes, Eger 2c.

Privilegirte Tuchfabriken giebt es zwey zu Neugedein und Osseg, und neun zu Oberleutensdorf, Manetin, Leippa, Neuöttingen, Zbozy und Reichenberg; in diesem Orte befinden sich aber noch 750 Tuchmachermeister, die jährlich 30000 Stück Tuch machen. Die vier Fabriken daselbst liefern 6000 Stück. Spinner in Schaafwolle sind 70000, Tuchmacher 13000, Walker 295, Tuchscheerer 699, Zeugmacher 4769 vorhanden.

Jetzt mag Freund B. mich mit seinem statistischen linirten Taschenbuch ungeschoren lassen, kein Wort mehr

darüber; ich sehe es, wie er vor seinem Pulte auf dem gepolsterten Bock reitet, und jene Zahlen sauber einregistrirt, unter denen manche erlogen seyn mag.

Ich halte sehr wenig auf solche trockene Zahlen, mir muß das Ansehen des Landes schon über seinen Nationalreichthum Aufschluß geben.

Vergleicht man Böhmen mit Schlesien, so findet man leicht, daß die Natur in Rücksicht der Vegetation und des Bodens mehr für jene als für diese Provinz that. Da aber die Menschen in Schlesien mehr entwickelt sind, wie in Böhmen, so ist auch die Cultur dort höher, wie hier; daraus mögen die thörigten Physiokraten, die den Menschen wieder zum Erdenklos heruntersetzen wollen, lernen, daß der Boden ohne Menschenhände und Industrie ein Unding ist und bleibt, und daß man die letztere heben muß, um den Ackerbau emporzubringen.

Znaim.

Von Iglau bis hier sah ich allenthalben die Spuren des Feldzugs von 1805. Hier hatten die Bayern gehaust, und sich wahrscheinlich für manches Ungemach gerächt, was die Oestreicher zehn Jahre lang in ihrem Lande ausgeübt hatten. Dörfer lagen noch in ihrem Schutt; in den Gasthöfen an den Landstraßen waren die Fenster zerschlagen, und wie die Viertelmeilen-Zeiger an der Chaussee von Frankfurt nach Berlin, so standen die Bettler hier an der Landstraße, und ihr erstes Wort war einstimmig: Der Krieg! der Krieg!

Dagegen können sich die Bayern darauf gefaßt machen: daß, wenn die Oestreicher ihnen einst wieder einen Besuch machen sollten, kein Stein auf dem andern

bleiben wird. Denn vom General bis zum Tambour belebt die Oestreicher nur ein Gefühl:

Rache an Bayern

zu nehmen, dessen König, wie sie wähnen, sie wider alles Recht verließ u. s. w.

Ich schweige darüber, meyne aber:

Daß wenn Deutschland seine Kostgänger, deutsche Fürsten genannt, einst einmal los werden, und einen zweyten Napoleon an seine Spitze erhalten sollte, wir dann von Frankreich nichts zu fürchten haben würden.

In Znaim fiel mir Wallenstein ein; das Schloß, wohin er sich zurückzog, und wo Eggenberg ihm zuredete, in des Kaisers Dienst zurückzukommen, lag mir zur Seite auf einer Anhöhe, als ich in die Stadt fuhr.

Hätte Preußen doch jetzt einen Wallenstein, der es vom Untergange retten könnte, dachte ich; aber es wollte mir keiner einfallen der Muth, Verstand, und Vermögen so vereinigt besäße, wie jener.

Stockerau.

Hinter Znaim kam ich in Etschelsdorf ins Oestreichische. Ich hatte mir in Böhmen durch sauren Wein und schlechtes Essen den Magen so sehr verschleimt, daß mir aller Appetit erloschen, und die Zunge mit Blasen angefüllt war. Ich nahm in Znaim eine Portion Magnesia und Rhabarber, fuhr dann eine Station weiter, und mein Appetit hätte sich nie zur schicklichern Zeit wieder einfinden können, als hier.

Ich merkte es nur zu bald, daß ich in Oestreich war. Der Postmeister, ein stattlicher Mann mit einem festen

Blick, empfing mich ohne große Höflichkeit, aber, nach alter deutscher Sitte, mit einem festen Händedruck, wobey er seine mit Gold gestickte rothe Mütze etwas lüftete.

Im Gastzimmer fand ich den Tisch gedeckt; die Frau Postmeisterin besorgte bald den meinigen.

Sie hatte drey erwachsene Töchter und einen Sohn; ich bat, mich an den Familientisch aufzunehmen; ich wurde zwischen Mann und Frau placirt und mein Vis a vis war das jüngste der Mädchen, deren Blick mich nur zu oft im Essen störte.

Schon oft hatte ich von der Schönheit der Oestreicherinnen gelesen, aber diese überraschte mich. Was soll ich sie Dir erst beschreiben? Du findest ihr Seitenstück in Berlin doch nicht.

Eben so schön, wie das Mädchen, war auch der Sohn des Hauses; ein wahrer Apoll.

Das Essen war vortrefflich, der Ofner stärkend und rein; die Gerichte waren nicht bloß gut zubereitet, sondern die Natur hatte schon Kraft und Würze hineingelegt. Rindfleisch aus Ungarn, fett und zart; Kalbfleisch, fest und kräftig; Spargel, goldgelb und süß 2c. — Ungern verließ ich diese Station; auf keiner in Böhmen und Mähren hatte es mir so wohl gefallen.

Von hier fuhr ich über Hollabrunn nach Stockerau in einem Garten; die Anhöhen waren mit Weinreben garnirt, die Thäler wechselten das schönste Grün der üppigen Wiesen mit dem dunklern prangender Kornfelder. Die vielen Dörfer, durch welche ich fuhr, waren ohne Ausnahme gut gebaut, die Häuser alle mit blendend weissem Kalk geweißt, womit das Grüne der Linden contrastirte, welche in jedem Dorfe eine Allee bildeten

Die Menschen, welche mir begegneten, waren wohlgebildet, und durch Armuth nicht entstellt. Das Betteln

hörte

hörte ganz auf. Auch hier hatte der Krieg gewüthet, aber seine Spuren waren schon verloschen.

Stockerau liegt an einem Arm der Donau, und vor mir hatte ich die Berge, welche die hohen Ufer auf der andern Seite bilden und mit dem Leopoldsberge ausgehen.

Ich übernachtete hier, um nicht zu spät in den Linien vor Wien anzukommen. (Es sind noch vier Meilen.)

Wien.

Die aufgehende Sonne weckte mich auf, schnell war ich angekleidet und reisefertig. Es war einer der schönsten Maymorgen, als ich Stockerau verließ und nach Wien eilte. Ich fuhr zur Seite der Donau in einem engen fruchtbaren Thal; nie habe ich schöneres Getraide und üppigeres Gras gesehen, als hier der fruchtbare Boden emportreibt.

Endlich öffnete sich das Thal und die prächtige Kaiserstadt, in Nebel gehüllt, lag vor mir; der Nebel verschwand und die Sonne vergoldete die Spitze des colossalen Stephansthurms. Jetzt ging es in gerader Linie zum Tabor, und ich mußte über mehrere lange Brücken der schnellfließenden Donau fahren. Unter ihnen war die erste diejenige, welche der Fürst Auersberg im J. 1805 abbrennen lassen sollte, aber die Franzosen unerlaubterweise hinüber gehen ließ. Er ist deshalb vom Hofe auf seine Güther verwiesen und seiner Ehrenstellen beraubt; auf diese Weise ist das vom Kriegsrecht gefällte Urtel der dreyjährigen Vestungsstrafe gemildert.

In Wien erzählte man mir das Factum folgendergestalt:

Der Fürst hatte gemessene Ordre, den Feind nicht über die Brücke zu lassen, sondern sie bey seiner Annäherung

abzubrennen; weshalb sie mit Pechkränzen behängt war.

Er befand sich eine Meile weit davon in seinem Quartier, und ein Obrist (Göringer) hatte das Commando an der Brücke.

Dieser, im Begriff die Brücke anzuzünden, erhält schriftliche Ordre vom Fürsten, es nicht zu thun, und die Franzosen gingen hinüber, indem sie jenen mit einer Waffenstillstands-Nachricht getäuscht hatten.

Bey der Untersuchung läugnete der Fürst die letzte Ordre ab, und Göringer wurde eingezogen. Der Oberauditeur Josephi wußte diesem geschickt alle Schuld aufzubürden, und den Fürsten zu entschuldigen, ungeachtet Göringer in seinem Verhör wacker über Cabalen geschrien, und auf seine Richter geschimpft hatte.

Er besaß aber ein liebenswürdiges Weib. Diese eilte nach Wien, warf sich dem großen Carl zu Füßen, und bald nahm der Prozeß eine andere Wendung; der Obrist blieb im Dienst und in Ehren, der Fürst wurde condemnirt, und Josephi bekam eine Criminaluntersuchung, die noch nicht beendigt ist.

Dadurch, daß die Franzosen die Donau passirten, bewirkten sie den schnellern Rückzug der Russen vom linken Ufer bis nach Austerliz.

Der Mann, der mir obiges erzählte, sagte mir über Mack folgendes:

Dieser Mann leidet unschuldig. Die Cabale stürzte ihn ins Unglück. Er war von geringem Stande, und Laudon empfohlen; er war einer seiner eifrigsten Schüler. Jener empfahl ihn dem Kaiser auf seinem Todtenbette. Als General-Quartiermeister war er es, der 1793—94 die für die Oestreicher glänzende Campagne in den Niederlanden machte, deren große Erfolge

die Unwissenheit des Herzogs von York bey Dünkirchen vereitelte.

Von den Großen verfolgt und gehaßt, hielt sich Mack bloß durch seine Unentbehrlichkeit.

Im J. 1805 war die stärkste Armee dem Erzherzog Carl in Italien anvertraut, dem gegenüber Massena eine ungleiche Macht aufgestellt hatte. Nur 60000 Mann gab man Mack in Deutschland, und ihm gegenüber stand der Held des Jahrhunderts mit dem Kern der Truppen.

Carl kannte das Terrain an der Donau, weniger in Italien, und es schien, als habe der träumende Hofkriegsrath diese Maaßregeln bloß so genommen, damit die Truppen so geschlagen würden, wie sie geschlagen worden sind.

Nun tournirte Bernadotte die Armee durch seinen Marsch durchs Anspachische; der Erzherzog Ferdinand verließ die Armee mit dem Kern der Cavallerie, und Mack capitulirte, wie es bekannt ist.

Man sagt, Mack habe nur drey Entschuldigungsgründe angeführt:

a) Die bestimmten Befehle, bis Ulm vorzudringen;
b) Den Marsch der Franzosen durch Anspach, den er nicht vorhersehen können;
c) Den Befehl des Kaisers selbst, der ihn zur Capitulation autorisirte.

Sein Urtel ist gesprochen, aber nicht bekannt: denn Franz hat es unvollzogen in seinem Schreibpult liegen lassen.

Ich will Mack nicht vertheidigen, aber man höre auch ihn als andern Theil, da Sachverständige und Layen ihn unbarmherzig mitgenommen haben.

Glück hat er jetzt darin: daß über die Schnitzer der preußischen Generale der seinige vergessen ist.

Ich glaube: er sollte, statt zu capituliren, sich ins Tyrol werfen. Doch, wer kennt vielleicht alle die geheimen Ursachen, die diesen Mann an den Pranger stellen, dem selbst seine Feinde Feldherrntalente nicht absprechen. Der Beweis davon liegt auch wohl schon darin, daß Mack es vom Gemeinen im östreichschen Dienste bis zum Feldzeugmeister brachte.

Am Tabor wurde ich examinirt und revidirt, beydes ohne Chikane; meinen Paß nahm man mir ab, und gab mir einen Interimsschein, mit dem ich mich auf der Polizeystube meldete, wo man mir die Dauer meines Aufenthalts nach Maaßgabe meines böhmischen Gubernialpasses bestimmte.

Mit Mühe kam ich in einem Gasthofe (in der Ente) unter, nachdem ich bey vier andern vergebens angeklopft hatte.

Der meinige machte keine freundliche Miene; er war schmutzig, und mein Zimmer im 2ten Stock schlecht meublirt.

Ich war froh, daß ich einquartiert war, warf mich in andere Kleider, nahm einen Lohnbedienten, und fing sogleich an, die Stadt zu durchstreifen.

Von nun an, Freund, werde ich Dir Wien in allen seinen Vollkommenheiten und Mängeln schildern und mit Berlin vergleichen.

Mit Berlin, welches Du für den Sitz alles Schönen, Edlen, Erhabenen und Vortrefflichen hältst, da Du, ich glaube, es nie verließest: denn Du hieltest es ja für eine weite Reise, wenn wir einst nach Potsdam fuhren; damals machtest Du 8 Tage vor unserer Abfahrt solche Reiseanstalten, wie C o l u m b u s, als er zum ersten Male Europa verließ, um einen vierten Welttheil zu suchen.

Sollte ich in manchen Dingen Wien erheben, und Berlin herabsetzen, so thu mir wenigstens den Gefallen,

meine Briefe nicht sogleich in Fidibusse zu verwandeln und Deine stets dampfende Tabakspfeife daran anzuzünden: denn ich möchte sie nach meiner Rückkehr gern noch einmal lesen, und vielleicht erhalte ich von einem auswärtigen Buchhänder meine Reisekosten ersetzt, wenn ich sie ihm zum Verlag gebe.

Die Berliner Buchhändler ruhen jetzt, wie ich höre, auf ihren Lorbeeren, und geben sich nicht mit solchen ephemeren Broschüren ab, wie diese Briefe sind.

Hat das Buch nicht einen berühmten Namen auf seinem Tittelblatt, einen Johannes Müller, Fichte, Humbold u. a., so sind sie nicht so dumm, es zu verlegen und sich Maculatur zu erzeugen.

Ich weiß, welche Mühe der berühmte Merkel hatte, einen Verleger zu seinen sämmtlichen Werken zu bekommen; wenn Frölich sich nicht ihrer erbarmte, so wären sie verlohren gegangen; und kein einziger wollte sich mit des gelehrten Langens Werken befassen, der doch wahrlich durch seinen Telegraph der Welt beweiset, was er vermag.

Wäre nicht noch der Buchhändler Schmidt und der gemeinnützige Buchdrucker Littfas in Berlin, wahrlich die Berliner Litteratur müßte zu Grunde gehen, und die Gelehrten würden mit Sack und Pack ausziehen.

So aber erscheint doch noch ein Beobachter an der Spree. Die ächten Berliner thun zwar so, als fänden sie dieß Blatt gemein, lesen es aber doch gar zu gern, wenn es unbemerkt geschehen kann.

Selbst die Dichtkunst schreyt in Berlin nach Brod: denn wie schwer wird es manchen Dichter, seine Lustspiele, und Müchlern seine Gedichte abzusetzen. Der Komus ging in einem Jahr zu Grabe, und die Kriegslieder von Müchler hat kein preußischer Soldat gesungen.

Daher hat eure Gesellschaft der Humanität zur rechten Zeit einen Preis von 10 Ducaten auf die beste Schilderung der Fortschritte in der Litteratur seit 1740 gesetzt: denn jetzt geht diese offenbar rückwärts.

Bald hätte ich aber den gelehrten **Krug** vergessen, dessen preußischer Nationalreichthum einen so starken Absatz erlebt hat; eine zweyte Auflage wird aber jetzt schwerlich erscheinen, da der Krieg so manches runde Sümmchen aus seinem Werke ausgewischt hat.

Dagegen werden eine Menge Schriftsteller aufstehen, welche den Verlust aufs Haar berechnen werden, den die preußische Monarchie durch den nächsten Frieden an Provinzen erleiden wird.

Wien.

Meine Schilderungen von Wien und Berlin muß ich schon der Ordnung wegen mit der Lage und den Außenseiten anfangen: denn Du weißt, welch ein Freund von solchen Classificationen ich bin. So höre denn:

Wien liegt in einem fruchtbaren Garten, von hohen Bergen umschlossen, unter denen der Schneeberg in Steyermark (6 bis 8 Posten von Wien) sein stets beschneites Haupt majestätisch emporhebt.

In diesem Garten fließt einer der ersten Ströme Deutschlands (die Donau), welche nahe an der Stadt unter dem berühmten Leopoldsberge sich in mehrere Arme theilt, und eine Menge kleiner Inseln bildet, auf denen die üppigste Vegetation vorhanden ist; sie sind sämmtlich mit dem fettsten Grase bedeckt, und mit Laubholz bewachsen. Hier legten die Wiener mit Recht ihre Spaz-

ziergänge an: hier findet man den Augarten, den Prater, Brigitten-Au u. s. w.

Die Donau, als ein Bergstrom, ist reißend und die Luft reinigend; sie bildet nicht Moräste, sondern eilt über Kiesel hinweg nach Ungarn.

Berlin liegt dagegen in den Sandwüsten Arabiens; man mag nun hineinkommen, von welcher Seite man will, aus Ost oder West, aus Süd oder Nord, so wird man von den keuchenden Postpferden in einem Sandmeer fortgeschleppt; im Sommer brennt die Sonne auf diesem Sande doppelt stark, und einige von Raupen abgefressene Kieferstämme geben den einzigen dürftigen Schatten, der zu finden ist. Von Bergen findet das Auge weit und breit keine Spur, und wo man etwa Wasser findet, da ist es ein Sumpf, um den eine Schaar von Kiebitzen ihren angenehmen Gesang erhebt. Was man auf den Feldern erblickt, sind einzelne Kornhalme, deren Saamen die Vögel hier verlohren zu haben scheinen.

Noch interessanter wird die Scene, wenn sich ein Sturm erhebt, denn da kann man ganze Felder mit Frucht und Saamen in der Luft wirbeln, und an einem andern Ort wieder niederlegen sehen.

Jetzt sind zwar Kunststraßen gebaut, aber ihre dürftige Nachbarschaft ist geblieben.

Man freut sich, wenn man endlich die Thurmspitzen von Berlin entdeckt; jetzt kommt aber nahe an der Barriere dem Reisenden ein pestilenzialischer Geruch entgegen, denn die Berliner laden allen ihren Unrath nahe vor den Thoren ab; an der Straße von Frankfurt ist es auch damit noch nicht genug; sondern hier hat der Schinder selbst seine Werkstätte aufgeschlagen: jeder kann sich also vorstellen, welch ein liebliches Gemisch von Gestank die Excremente von Berlin, und das Aas seiner crepirten Hausthiere, dem Reisenden hier entgegen duften.

Hat man im Thore die unleidliche Revision der Accisebedienten überstanden, und dem wachthabenden Officier seine hundert Fragen beantwortet, damit er die öffentliche Neugier befriedige, (denn zu weiter dienen sie nichts) so sieht man sich in die Mitte ärmlicher Hütten, Wiesen und Felder versetzt (es wäre denn, man passirte in die Thore der Friedrichsstadt ein); oft sieht man aber nichts, denn der kleinste Zephyr erregt einen so unerträglichen Staub, daß man die Augen fest zudrücken muß.

Auch Berlin hat einen nicht unbedeutenden Strom, der an seinen Ufern Spaziergänge hervorgebracht hat, es ist die Spree; ihr zur Seite liegt der berühmte Thiergarten, Mohabit, Strahlau, Charlottenburg. Sein Bett ist aber ein Morast, und so sind es auch seine Umgebungen.

Die Lage von Wien und Berlin ist alsó gar keiner Vergleichung fähig. Für Wien that die Natur alles, für Berlin nichts.

Als ein Freund der Wahrheit muß ich aber bekennen: daß (die Sünden der elenden Berliner Polizey abgerechnet) die Menschen in und um Berlin alles thaten, der stiefmütterlichen Natur nachzuhelfen; in Wien wenig oder nichts!

Es ist nicht möglich, aus einem Walde auf einem morastigen Grunde mehr zu machen, als aus dem Thiergarten gemacht ist, und weder im Prater oder im Augarten ist eine Villa vorhanden, die mit einer von denen verglichen werden könnte, die vom Potsdamer Thore an bis zum Jägerhofe sich hinziehen. Kein Dorf um Wien hält eine Vergleichung mit Charlottenburg aus, und alle Gärten, welche in und um Wien die Kunst anlegte, weder Schönbrunn, noch Belvedere, noch der Lichtensteinsche oder Stahrembergsche, sind mit denen um

Berlin zu vergleichen, da jene alle, im steifen alt-französischen Geschmack angelegt sind.

Wien besteht bekanntlich mehr in seinen Vorstädten, als in der Stadt selbst; diese ist noch in Wall und Graben eingeschlossen, und es ist wahr, daß die Basteyen in Spaziergänge verwandelt, eine angenehme Aussicht gewähren. Man geht auf ihnen rund um die Stadt, übersieht alle Vorstädte, je nachdem man herumkommt, und die reizende umherliegende Gegend. Die Linden in Berlin sind dagegen auch einzig in ihrer Art, und ich weiß nicht, welchen beyden Spaziergängen ich den Vorzug geben soll.

Die Stadt Wien ist aus kolossalen Steinmassen aufgeführt, in verwirrten Haufen stehen die dem Himmel trotzenden Häusermassen da. Die Straßen sind enge, in ihnen ist ein ewiger Schatten; die Stuben in den Häusern sind ängstlich finster.

Wien hat keinen öffentlichen Platz, denn weder der Graben, noch der Stephans- oder Josephsplatz ist einmal mit dem Schinkenplatz in Berlin zu vergleichen. Alle zusammengenommen, kommen dem Lustgarten in Berlin nicht gleich.

Wien hat keinen Pallast oder ein öffentliches Gebäude aufzuweisen, welches man mit dem Schloß, oder mit dem Opern- und Zeughause, mit dem Heinrichschen Palais und andern in Berlin zusammenstellen könnte. Mit einem Worte: Wien ist in Rücksicht der Bauart, der Regularität und Breite der Straßen mit Berlin gar nicht zu vergleichen, und wird dadurch weit übertroffen.

Dennoch hat Wien einen Vorzug auch in dieser Hinsicht, den man in Berlin völlig vermißt.

Das Pflaster in Wien ist aus Quadersteinen aufgeführt, und man findet hier keine stinkende und unreine

Rennsteine, wie in Berlin, da diese dort sämmtlich verdeckt sind.

Es ist schändlich, wie wenig in Berlin in diesem Punkt von der Polizey geschieht.

In die Rennsteine leert man die Nachtstühle und allen Unrath der Küche aus, und wirft crepirte Hausthiere hinein, die einen unleidlichen Gestank verbreiten. In Wien sind die Straßen so rein, wie die Gänge eines weitläufigen Hauses. Unaufhörlich fahren Wagen umher, die allen Unrath aufladen, andere, auf denen sich große Wasserfässer befinden, um die Straßen zu besprützen, und allen Staub zu löschen.

Dagegen watet man in Berlin stets im Koth oder im Staube.

Die Vorstädte in Wien sind zwar nicht gepflastert, sondern es sind die Hauptstraßen bloß mit Kieß überfahren, aber auch hier wird stark gesprützt, welches jetzt in Berlin selbst unter den Linden nicht mehr geschieht.

Wien stellt noch heute eine Vestung vor, dazu wurde es vorzüglich nach der letzten Belagerung der Türken erklärt. Jetzt würde die Vertheidigung der Stadt der Tod ihrer Kinder, ihrer Vorstädte seyn, und ihre Wälle sind besser dem sich erholenden Bürger als dem Soldaten geweiht, deshalb sieht man hier auch keine Kanone mehr.

Selbst in den ersten Tagen des Frühlings, wo alle andere Spaziergänge mit Koth bedeckt sind, ist die Bastey ein angenehmer Spaziergang, wo man trocknen Fußes geht, vor allem Gefahre, vor Staub und vor Gedränge sicher ist.

Die Demolirung würde Wien nicht verschönern; nun so mögen die hohen Wälle immer stehen bleiben. Der interessanteste Platz ist auf diesem Spaziergange, die Burgbastey, oder der Paradeplatz, der mit jungen Bäumen bepflanzt ist, wo man stets Gesellschaft und auch das Som-

merhaus eines Caffeewirths findet, wo man Erfrischungen erhalten kann.

Hier ist es selten leer, und man hat die ganze Fronte der kaiserlichen Burg vor Augen. Damit man sich ungefähr eine Idee von der Geringfügigkeit der öffentlichen Plätze Wiens machen könne, führe ich nur an, daß der größte (der Hof) eine Länge von 71, eine Breite von 52 Klaftern enthält.

Wien hat keine einzige alte Statue, die mit der des Churfürsten auf der langen Brücke in Berlin zu vergleichen wäre.

Die jetzt auf dem Josephsplatz von Franz II. aufgestellte, noch verdeckte Statue Josephs II., stellt diesen Kaiser zu Pferde dar. Sie ist im römischen Costüm mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte geformt. Alles ist von Metall, ungefähr 18 Fuß hoch, das Fußgestell ist schwarzer Granit. Fußgestell und Statue sind 36 Fuß hoch. Zauner war der Bildner dieses Kunstwerks, einer Kaiserstadt würdig, das einzige, welches sie in dieser Art hat.

Freylich kann sich Berlin eines solchen Andenkens seiner Erschaffer, eines Friedrich Wilhems I., eines Friedrichs nicht rühmen, und es ist fast unglaublich, daß Friedrich Wilhelm II., der 60 Millionen Thaler im Schatze, vielleicht 20 an Geld und Kostbarkeiten in Friedrichs Chatulle fand, dazu jährlich an sechs Millionen Ueberschüsse aus den Generalcassen erhielt, dann in neun Jahren 36 Millionen Thaler Schulden machte, mithin in diesem Zeitraume 170 Millionen, mehr denn 19 Millionen jährlich, verpraßte, weder seinem Großvater, noch seinem Onkel Friedrich ein ihnen würdiges Monument errichtete.

Er baute in Potsdam eine Villa, deren klumpichte Flügel heute noch keine Fenster haben, und ließ das Bran-

denburger Thor errichten, auf dem ein Siegeswagen von Klempner Arbeit prangte, dessen Napoleon sich jetzt wahrscheinlich bloß pour la rarité du fait bemächtigt hat.

Franz II. aber, dessen Finanzen bekanntlich zerrüttet sind, der keinen Schatz, sondern Schulden mancherley Art fand, errichtet Joseph, der doch immer noch kein Friedrich war, ein ihm würdiges Denkmal.

Was mich in Wien von Sehenswürdigkeiten besonders angezogen hat, das war die Stephanskirche und die kaiserliche Gruft; alle anderen öffentlichen Gebäude, wenn bloß von diesen die Rede ist, halten keine Vergleichung mit den Berlinern aus.

Die Stephanskirche mit ihrem kolossalen Thurm ist im reingothischen Styl erbaut; der erste östreichische Herzog Heinrich Jasomirgott legte dazu 1144 den Grund, 1147 war sie vollendet; 1258 brannte sie wieder ab, wurde wieder erbaut, und brannte 1265 abermals ab.

Seitdem wurde sie wieder erbaut, und in den folgenden Jahrhunderten stets erweitert und verschönert.

Sie ist von Quadern aufgeführt, und hat an den Außenwänden viele Figuren und steinerne Gänge von Steinhauerarbeit nach gothischer Art.

Das Dach ist 18 Klaftern hoch, und mit einer eignen Art von roth-, grün- und weißglasirten Ziegeln gedeckt, die kein Regen auflößt, und im Sonnenlicht einen starken Widerschein geben.

Die Länge beträgt 342 Fuß, die Breite 222, die Höhe 79. Doch willst Du das Weitere darüber lesen, so nimm

Pezels Beschreibung Wiens

zur Hand.

Mir war an dieser Kirche der Thurm das Wichtigste, er ist 434 Fuß hoch, und seine Spitze ersteigt man auf 700 Stufen.

Hinauf mußte ich auf diese Zinne, und mit manchem Seufzer erklomm ich diese von Menschenhänden künstlich aufgethürmte ungeheure Höhe.

Hier ruhte ich endlich aus, und sah auf die prächtige Kaiserstadt stolz hinab.

Es ist ein Anblick, den keiner auszudrücken im Stande ist. Man muß ihn selbst genießen.

Erlaß mir die Schilderung. Auch von Berlins Thürmen, auf den Gensdarmesmarkt, hatte ich oft einen jenem ähnlichen Anblick; aber hier fehlen die Berge, welche die Gegend um Wien einschließen, das fruchtbare Donauthal (die March), der Schneeberg, der die Scene gegen Süden hin beschließt, die tausendarmige Donau mit ihren Inseln und Inselchen.

Wenn sich das Auge von Berlin abwendet, so streicht es auf Sandwehen, Morästen, kiefern Haiden und Steppen umher, und zieht den Blick bald auf Berlins nächste Umgebungen zurück. An einem Morgen war ich hoch über der Erde, und nun stieg ich vom Stephansthurm unter die Erde, in die kaiserliche Gruft zu Leichen hinab, die oft Deutschland in Schrecken setzten, und von der glänzendsten Höhe, auf der sie standen, doch hinab zu den Vätern in diese Gruft wandern mußten.

Gern sehe ich die Ueberreste der Kaiser und Könige in ihren Grüften; hier sind sie wieder Menschen geworden, diese Götter der Erde, und haben mit dem Bettler einerley Schicksal.

So stand auch der große Napoleon den 22. Octbr. 1806. am Grabe Friedrichs in der Garnisonkirche zu Potsdam, und erinnerte sich daran, daß er — Mensch sey.

Er wies mit dem Finger auf den Sarg seines großen Vorgängers, und sagte den Umstehenden die merkwürdigen Worte:

Ces sont les tristes restes de la Politique prussienne.

Ein Kapuziner mit einem grauen Barth führte mich hinab zu den Gräbern der Kaiser Deutschlands. Kaum war ich in die Gruft hinabgestiegen, als ein lichter Raum mich aufnahm, in deren Mitte ein doppelt erhabener Sarkophag mich überraschte, auf den die Büsten einer Maria Theresia und Franz II. aus Bronze einander gegenüber standen.

Hier lagen sie wieder im Tode vermählt, die im Leben ihre Zweige auf so viele Thronen Europa's ausbreiteten.

Hier lag die große Kaiserin in Staub, die mit Kraft und Weisheit ihr Erbe gegen so viele Feinde tapfer vertheidigte und befestigte.

Umgeben war sie von ihren Kindern in kupfernen Särgen, zu ihren Füßen standen zwey römische Kaiser, Joseph — Leopold, an den Seitenwänden mehrere Prinzen und Prinzessinnen aus ihrem Stamm; den Beschluß machte die kürzlich erst hierhergekommene Gemahlin Franz II.

Tiefer hinein dehnten sich in einer langen Reihe auf beyden Seiten die Särge der römischen Kaiser aus den vorigen Jahrhunderten aus; es waren in allem hier 61 Särge an einander gereiht, alle aus kaiserlichem Stamme entsprossen.

An Ferdinand III. eisernem Sarge mußte ich weilen und ausrufen:

Du, der du so unnützerweise so vieles Blut in Deutschland deinem Götzen, dem Wahn der einzig-wahren römisch-catholischen Religion opfertest, auch deine Gebeine ruhen hier unter den Vorfahren und Nachkommen, und harren der Auferstehung und Vergeltung entgegen.

Der alte Capuziner, der mich begleitete, kannte den Lebenslauf aller nach der Geschichte, und wußte aufs Haar eines jeden Geburts- und Todestag herzusagen. Ich sprach zu ihm:

Würdiger Vater, wissen Sie mir von dieser hier (auf Maria Theresiens Leiche zeigend) keine interessante Anekdote zu erzählen?

O ja, erwiederte er: eine für tausend.

Sehen Sie, diesen Sarkophag, der jetzt ihre Gebeine umschließt, ließ sie bey ihren Lebzeiten an der Seite ihres Mannes erbauen. Alle Wochen kam sie am Freytage nach dem Tode ihres Gemahls 13 Jahre lang hierher, kniete an dem Fußgestelle des Sarkophags, betete mit Andacht, und auf dieser Stelle habe ich ihre Thränen jedesmal fließen sehen.

Ja wohl, dacht ich, ein Zug für tausend; welche Ehefrau wird es dir, erhabene Kaiserin! in deiner Treue, in deiner Liebe gegen deinen Mann nachthun? Auf dem Throne, als Herrscherin über Millionen, standen dir die schönsten Männer des Hofes, des Landes zu Gebote, und würden sich durch deine Liebe geehrt gefühlt haben; treu im Leben warst du auch treu deinem Gatten im Tode, und dieser einzige Zug beweist die Größe, die Stärke deiner Seele, unvergeßliche Theresia!

Eine Stephanskirche mit ihrem Thurm und eine königliche Todtengruft suchst Du, Freund, in Berlin vergebens; ich kenne keine Kirche in Berlin, die (außer der catholischen) es werth wäre, daß man sie ansähe; sie sind finster, schmuzig, mit einem Wort unästhetisch. Deshalb wollten ja auch voriges Jahr einige Dir wohlbekannte Gelehrte, Dichter und Narren, einen ästhetischeren Gottesdienst auf dem Theater einführen; deshalb kam Luther auf die Bühne, was er wohl bey Lebzeiten nicht erwartet hätte. Den Eindruck, den die Weyhe der Kraft

machte, kann ich Dir mit zwey Worten dadurch versinnlichen, wenn ich Dir erzähle: daß, als Iffland mit grosser Inbrunst und Andacht das Gebet sprach, und Amen sagte, eine Stimme von der Gallerie, Bravo! rief.

Diese neue Clike der Rosenkreuzer macht in Berlin auf die Juden den mehrsten Eindruck; denn da diese jetzt nichts anders als das Schöne anbeten, wenn es nicht viel Geld kostet, so wollen sie nun alle catholisch werden, da Werner ihnen gesagt hat: der römisch-catholische Cultus sey der einzige ästhetische.

Im Vorbeygehen muß ich Dir doch berichten, daß ich Wernern hier gefunden habe, als er in tiefster Andacht dem Frohnleichnamsfeste beywohnte, welches er wahrscheinlich nächstens besingen wird; und dann sehe ich wohl noch in Berlin, wenn die, nie Gefahr ahnende, alte Regierung dahin zurückkehrt, eine Procession auf dem Theater, und diese, der am Frohnleichnamstage in Wien nachgebildet, muß den Zug in der Jungfrau von Orleans weit übertreffen.

Meinetwegen möchte der Catholicismus wiederkehren, wenn er nur nicht die günstige Entwicklungsfreyheit des Menschen zügelte, die doch seine Bestimmung ist. Auf alle Weise lächerlich ist es aber, wenn Werner und Compagnie ein Publikum, wie das Berliner, durch einen neuen ästhetischen religiösen Cultus bessern, und zur Tugend zurückführen wollen.

Wien hat ein Kunstwerk von Canova in der Augustinerkirche, es ist das Grabmal der Erzherzogin Christine, welches Du auch wohl kaum in Berlin so finden dürftest. Lies darüber Pezels Beschr. Wiens nach.

Ich war im Belvedere, wo nichts sehenswerth ist, als die Gemähldegallerie; mir wurde aber nur die Ansicht der italienischen Schule, denn die übrigen waren wegen eines Baues abgenommen. Ich könnte hierüber

nun

nun einige Bogen von den Vorzügen und Fehlern dieser oder jener Stücke anfüllen, damit will ich aber so wenig Dich als mich incommodiren: denn ich gestehe Dirs aufrichtig: ich bin weder Mahler, Musiker, noch Bildhauer; alle diese schönen Künste machen auf mich großen Eindruck, ich bleibe nicht ungerührt vor einem Gemählde von Raphael, oder bey einer Symphonie von Gluck und andern Meistern; aber über den ästhetischen Werth eines solchen Kunstwerks absprechen, das will ich lieber so vielen in der Welt jetzt umher reisenden ästhetischen Narren überlassen, die sich anmaßen, gefühlvollen Naturmenschen vorschreiben zu wollen, was schön sey oder nicht.

In allen Reisebeschreibungen habe ich stets die Capitel von Kunstsachen überschlagen: denn ich kann mir nichts Einfältigeres denken, als die Beschreibung eines Kunstwerks zu lesen, was man nicht sieht. Die Regeln in der Kunst sind für den Künstler, sein Produkt ist für den Zuschauer vorhanden. Jene Regeln bringen wahre Künstler mit auf die Welt, und der, welcher das nicht thut, wird ewig ein Copist bleiben.

Wien.

Jetzt will ich Dich, der Du im Thiergarten lustwandelst, einmal in den Prater, in den Augarten, nach Schönbrunn, auf den Kalden- und Leopoldsberg führen, und da wirst Du einigen Unterschied gegen Lichtenberg, die Hasenhaide und den Gesundbrunnen bey Berlin finden.

Der Prater.

Dieser Eichenwald (denn weiter ist er nichts) liegt auf der großen Donauinsel, der die Leopoldstadt und den Augarten von der Stadt trennt. Es ist ein schöner üppiger Wiesengrund von einem der schönsten Flüsse Deutsch-

lands eingeschlossen, worauf die Natur der Kunst schon Jahrhunderte vorgearbeitet hat, indem sie das schönste Laubholz hier gedeihen ließ, worin die Kunst Alleen und geebnete Spatziergänge anlegte. Dieser Wald ist nicht ohne Rothwildpret, welches so zahm ist, daß es sich oft aus der Hand füttern läßt. Seit dem Jahr 1766 ist der Prater erst ein öffentlicher Spatziergang für alle Stände geworden; vorher stand er nur drey Sommermonate den Kutschen offen. Joseph richtete diesen Wald zum öffentlichen Belustigungsort ein, so wie den Augarten.

Der Prater hat vier Hauptalleen, welche alle an die Donau führen, von wo man rechts einen angenehmen Weg an den Ufern derselben bis zum Lusthause machen kann, der aber gewöhnlich gefahren wird und eine halbe Meile weit ist.

Die zwey Alleen, welche von der Leopoldstadt links liegen, werden wenig besucht; die dritte führt zum Feuerwerksplatz, und die vierte ist diejenige, worin sich die elegante Welt vorzüglich zeigt. Zwischen diesen Alleen sind Tabagien ohne Zahl angelegt, wo man Billards, Kegel- und vorzüglich das Ringelspiel findet, welches nie ohne Musik gespielt wird. Da die Wiener dies Spiel besonders lieben, so kannst Du Dir vorstellen, welch ein Gemisch von Tönen in der Luft schwirrt, wenn alle diese großen und kleinen Carousfels besetzt sind. An der großen Hauptallee, die sich in drey Theile für Fahrende, Reitende und Gehende theilt, nehmen die Kaffeehäuser kein Ende; ihre Zahl ist Legion, und vor jedem ist ein beschatteter großer Rasenplatz mit vielen hundert Tischen und Stühlen besetzt, die an Sonn- oder Feyertagen selten leer werden.

Vom Anfang der Allee an bis ans Ende zu den Ufern der Donau zählte ich am zweyten Pfingsttage 750 Equipagen, die sich langsam folgten, und wovon die eine

noch brillanter war, wie die andere; die Allee der Spazierenden ist dann so voll, daß man sich durchdrängen muß, und wenn man nun die Menge von Musikanten dazu nimmt, so entsteht ein so eignes Gemisch von Tönen, und ein Getöse, was sich nicht beschreiben läßt.

Im Prater kann man essen und trinken, was dem Magen gelüstet, warm und kalt, Wein und Erfrischungen aller Art.

Hier ist der Ort, wo man Liebschaften anknüpfen und Bekanntschaften machen muß, worüber ich Dir einen eigenen Brief schreiben werde.

Mit dem Thiergarten ist der Prater gar nicht zu vergleichen.

Der Prater ist eine Wiese, auf der man vier schattigte Alleen findet; der Thiergarten ist ein Wald, in dem unendliche Abwechslung durch die Kunst hervorgebracht ist, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Park Partien enthält, die man selten findet; so ist die Gegend der Insel, die Aussicht aus Belle Vue auf die Spree nach Moabit und Berlin, nach Charlottenburg und Spandau einzig in ihrer Art.

Was aber die Kempfschen, Vertoschen, Weberschen, Clausenschen Anlagen betrifft, wo man Unterhaltung, Musik, Speise und Trank sucht und findet, so kommen sie gegen die im Prater so wenig in Betracht, als die Alleen von den Zelten zum brandenburger Thore. Die Eleganz der Tabagien, der Equipagen, der Lustwandelnden und ihre Menge, können in Wien und Berlin im Prater und Thiergarten gar nicht verglichen werden.

Der Prater ist nie voller, als wenn ein Feuerwerk angesagt wird.

Ich bin auf die komischste Art von der Welt um dies Vergnügen gebracht worden; dies will ich Dir erzählen.

Das folgende Avertissement las ich im Speisehause:

Heute (wenn es die Witterung zuläßt,) werde ich die Ehre haben,

mein diesjähriges erstes Feuerwerk abzubrennen,

unter dem Titel:

Der Frühling in seiner Annehmlichkeit, oder Florens Triumph.

Nach überstandenen langen, rauhen Wintertägen ist endlich der so sehnlich gewunschene, mit seinen Reizen alles belebende Lenz wider eingetreten, und verschaffet auch mir die Gelegenheit, einen schönen Frühlings-Abend mit einem anpassenden, so prachtvollen, schönen als künstlichen Kunstfeuerwerke zu verherrlichen.

Ich sparte weder Mühe noch Kosten, um den verehrungswürdigsten Feuerwerks-Gönnern diesen ersten Frühlings-Abend nach Möglichkeit unterhaltend und angenehm zu machen, dahero ich auch zu diesen Feuerwerk lauter solche Gegenstände wählte, die vollen Bezug auf die gegenwärtige Frühlings-Reize haben, in der sichern Hoffnung, daß sie durch ächte Ausführung meiner Absicht ganz entsprechen werden, die lediglich in dem bestehet, ein hochansehnlichstes verehrungswürdiges Publikum nach all meinen Kräften zu unterhalten, und andurch Hochdasselbe zu überzeigen, wie sehr ich mich bestrebe, dessen so lange genossenen Gnade, Wohlwollens und Schutzes noch immer mich würdiger zu machen.

Auf diese Gnade und Güte voll Vertrauens wage ich es also, ein hohes und verehrtestes Publikum zu diesem

heute den 12. May abzubrennenden Feuerwerk einzuladen, mit der beygefügten gehorsamsten Zusicherung, daß es gewiß eines der schönsten, niedlichsten und unterhaltendsten Feuerwerks-Vorstellungen seyn werde, daherv ich mir auch schmeichle, daß es dem gütigen Zuspruch des geschätztesten Publikums nicht entgegen stehen werde, wenn ich mir die Erlaubniß erbitte, auf das erworbene gütige Zutrauen des verehrtesten Publikums rechnen, und daher die in diesem Feuerwerke vorkommende Vorstellungen nicht weitwendig beschreiben zu dürfen, weil dieselben von der Art sind, daß eine weitschichtige Beschreibung vielmehr lange Weile verursachen, als den Werth der Sehenswürdigkeit erheben würde.

In dieser Voraussetzung will ich also in Kürze nur melden, daß dies sehenswerthe Feuerwerk aus folgenden Stücken bestehen werde:

Erste Fronte.

Die Entwicklung des Brillantfeuers.

Ein aus lauter fixen und beweglichen Brillantfeuer zusammengesetzter und sich öfters abändernder Brillant-Dessein.

Zweyte Fronte.

Florens Göttergabe.

Dies ist eine Flugzeichnung im schönsten Kolloritfeuer, und ich hoffe, daß sie dem gegebenen Titel vollkommen entsprechen, und das Lob der sehenswürdigsten Ueberraschung erreichen werde.

Dritte Fronte.

Die sich entwicklende Bogengänge Florens.

Ein überaus künstlicher Brillant-Desain in schönsten und heftigsten Feuer, wodurch eine unerwartet niedliche Feuerzeichnung hervorgebracht wird.

Vierte Fronte.

Der Eingang in Florens Reich.

Das prächtigste Kolloritfeuer mit der niedlichsten, der Würde des Gegenstandes entsprechenden Zeichnung vereint, stellt diesen prachtvollen Eingang in Florens Reich vor, und wird zum redenden Vorgeschmack dienen, was das Aug des Zusehers in Florens Reich selbsten an Schönheit erst zu gewärtigen habe.

Fünfte Fronte.

Florens Verwandlungen.

So wie sich Knospen bis zur reizenden Blume entwickeln, eben so wird diese sehr kunstreiche Maschinenfronte nach und nach sich entwicklend ein Ganzes so schön als wunderbares darstellen, und jedermann zum lautesten Beyfall bestimmen.

Sechste Fronte.

Das Opfer um ein schönes Wetter in Florens Garten.

Wenn ein Zusammenfluß seltner Garten-Schönheiten in symetrischer Ordnung gereihet, und durch perspektivische Zeichnung der Natur ähnlich dem Auge des Zusehers sich darstellend, eine Bewunderung bis zur Ueberraschung je hervorbringen kann, so darf ich mir diese Wirkung von gegenwärtiger Fronte um so größer versprechen, je sicherer ich überzeugt bin, alles darbey angebracht zu haben, was bey einer Zeichnungsfronte im Feuer zur Niedlichkeit, Schönheit und Pracht nur immer beytragen kann, daher ich auch nicht den mindesten Anstand nehme, diese Fronte als eine im Feuerwerke vorzügliche Sehenswürdigkeit einem verehrungswürdigsten Publikum anzuempfehlen. Hierauf folgt

die Hauptdekoration.

Der Frühling in seiner Annehmlichkeit oder Florens Triumph.

Ein nach vollständig, architektonisch = perspektivischer Kunst gezeichnetes Triumphall = Gartengebäude nimmt das Mittel dieser überaus großen Dekoration ein, dieses Kunststück der Zeichnung ordentlich zu beschreiben gestattet, weder der Raum des Papiers, noch weniger aber entspricht es dem vorgesetzten Ziele der Ueberraschung, ich hoffe also zur Empfehlung dieser Dekoration genug zu thun, wenn ich zusichere, daß sie eine der schönsten Ausführungen in Feuerwerk und würdig ist, das Fest des allen so willkommenen Frühlings zu feyern, dahero ich auch nur kurz melden will, daß dieses Hauptgebäude durch zwey Seitenflügel geschlossen wird, die aus großen architektonischen Groupen durch Florens Schönheiten geziert, bestehen, und mit den Mittelstücke verbunden, ein sowohl in der Schönheit des Feuers, richtigen perspektivischen Zeichnung, als in der majestätischen Größe vollständiges Prachtgebäude von seltner Schönheit darstellen, und mir den lautesten Beyfall der verehrungswürdigsten Zuseher erwerben werde.

Den vollständigen Beschluß dieses Prachtfeuers wird ein sich besonders auszeichnendes Kriegsgetös machen.

Während Umlegung der Fronten = Gerüste aber wird mit allen Gattungen von Luftstücken abgewechselt werden.

In Ansehung der Retour = und Versicherungs = Billeten hat es bey der nämlichen Ordnung zu verbleiben, wie es im vorigen Jahre mit hoher Bewilligung üblich war.

Beym Eintritt zahlt die Person mit Ausnahme der Vorreiter und Kutscher 24 kr.
Auf der ersten Gallerie 1 fl. 12 kr.
Auf der zweyten Gallerie 24 kr.

Kinder bis 9 Jahre, wenn jemand Erwachsener mit ihnen gehet, sind sowohl beym Eintritt, als auf der Gallerie frey.

Nach Erforderniß wird in dem Prater ausgiebig aufgespritzet werden.

Zur größerer Bequemlichkeit sind sowohl Eintritts- als Gallerie-Billete zu bekommen: Im Tabackgewölbe zur weißen Schwanne, in der Kärntnerstraße Nro. 1107. bey Hrn. Anton Spreizhoffer, dann im Tabackgewölbe unter den Tuchlauben im Seitzerhofe No. 460. bey Hrn. Johann Reich.

Kaspar Steuwer,

K. K. privil. Kunst- und Lustfeuerwerker im Prater *).

Ich war begierig, ein solches Feuerwerk zu sehen, und eilte in einer mir widrigen Gesellschaft von schlesischen Kaufleuten, zu der ich kam, ich weiß nicht wie, in den Prater.

Um mich von meiner Gesellschaft loszumachen, schlug ich einen Spatziergang nach dem Lusthause ein. Hier angekommen, sehnte sich mein Magen nach gebackenen Hendeln, die mir aus der Küche recht lieblich entgegen dufteten. Ich ließ mir eine Portion und eine Flasche Ofner geben, setzte mich damit an die Ufer der Donau, aß und trank, wünschte mich aber (ich war allein) in eure Gesellschaft: denn ohne Unterhaltung schmeckt mir selten Speise und Trank, und machte mich dann auf den Rückweg. In Wien ändert sich das Wetter schnell; ich hatte die Sonne heiter untergehen sehen, und es war noch heller lichter Tag, als ich die Hälfte des Rückwegs angetreten hatte. Nun fing es plötzlich an zu regnen und sogleich hörte ich die Signale, daß das Feuerwerk angehen

*) Daß obige Ankündigung dem Original ganz getreu ist, bezeugt der Setzer.

sollte; jetzt eilte ich im Doppelschritt zum Ziele, und als ich ankam, stiegen die letzten Raketen des beendigten Feuerwerks in die Luft.

Alles, was ich noch davon abkriegte, waren unzählige Püffe und Stöße der Rückkehrenden.

Verdrießlich wand ich mich aus dem Gedränge, und ging aufs Gerathewohl unter die Tabagien, um nach der Hauptallee zu gelangen. Alle Alleen und Zwischenplätze waren mit Pechfackeln und Laternen erleuchtet; in jeder Tabagie war Musik. Ich mochte wohl eine Stunde umhergeirrt seyn, ohne die Hauptallee gefunden zu haben, als ich endlich einen Vorübergehenden fragte: wo ich mich befinde? Auf dem Wege nach dem Augarten, antwortete er; dies war die entgegengesetzte Seite von der, wo ich hin wollte. Es blieb mir daher nichts übrig, als mit dem ersten besten Fiakre zu Hause zu fahren.

Ich war also in Wien gewesen, hatte den Prater am Tage eines Feuerwerks besucht, und dies doch nicht gesehen: das ist doch außerordentliches Unglück!

Der Augarten.

Ein im altfranzösischen Styl auf der nördlichen Spitze der Donauinsel belegener Park. Das Schönste in diesem Garten ist die Terrasse an dem Ufer der Donau, von welcher man eine romantische Aussicht ins nahe Gebirge hat. Diese Ansicht hat viel Aehnlichkeit mit der in Warmbad ins Riesengebirge, nur fehlt hier die Donau.

Bey dem Hoftraiteur Jode kann man hier zu allen Zeiten des Tags nach Herzenslust essen und trinken; Gesellschaft findet man aber nur zahlreich des Morgens. Denn so wie der Thiergarten in Berlin bis zu den Zelten der Ort ist, wo die Berliner sehen und gesehen seyn wollen, so ist es der Prater für Wien.

Berlin hat keinen Augarten, ich müßte denn Monbijou oder mehrere Freymäurer-Gärten damit vergleichen, welches nicht passend wäre.

Schönbrunn.

Nehme ich die Pracht des Schlosses, das Gloriette und die Aussicht von demselben, die Menagerie der wilden Thiere, und die umliegende schöne Gegend ab, so wird Charlottenburg jeden Fremden mehr interessiren. Schon der Weg dahin durch den Thiergarten und dessen Lebhaftigkeit gewährt mehr Interesse. Charlottenburg selbst ist in der Nähe einer großen Stadt selten so zu finden, wie es mit seinen prachtvollen Alleen und Villen sich darstellt.

Ich ziehe auch den Schloßgarten dem von Schönbrunn vor, da er am Wasser liegt, und der Natur mehr überlassen wurde, als jener, der unter der Scheere der französischen Gartenkunst gehalten wird.

Die Aussicht von dem Gloriette ist freylich einzig und übertrifft wohl unendlich die vom Belvedere im Schloßgarten zu Charlottenburg. Jenes liegt dem Schloß Schönbrunn gerade über auf einer Anhöhe. Es besteht aus einer Sala Terrena, die durch eine Collonade von dreyfachen Säulen gebildet wird. Vor der Fronte liegt eine schöne marmorne Doppeltreppe. Zwischen den Gallerien auf beyden Seiten liegt ein Saal, der durchaus Glaswände hat. Das Ganze ist 300 Fuß lang und 60 hoch. Der Giebel besteht aus einer Plattforme mit einer steinernen Einfassung. Von hier hat man die schönste Aussicht: Wien mit seinen Umgebungen liegt zu Deinen Füßen.

Pezz'ls Umgebungen Wiens.

Unter den wilden Thieren in der Menagerie interessirte mich der Leopard, der mit einem kleinen Hunde zusammengepaart ist, der ihm zur Speise hingegeben wurde, den er sich aber zur Gesellschaft aufhob. Der Wärter er-

zählte Wunderdinge von der Frechheit des Hundes, und von des Leoparden Resignation. Ich dachte dabey: Die Liebe besteht in Opfern, und wenn der Schöpfer den heiligsten der Triebe selbst dem grausamsten Thiere mittheilte, wie es sich hier beweist, sollte man da nicht glauben, daß sie alle Menschen beglücken müsse? Da wir aber bey unserer immer sich mehr ausbildenden Vernunft die Liebe stets abnehmen sehen, so ist jene, die uns über die Thiere erheben sollte, wohl nur vorhanden, den übrigen Geschöpfen und unserer eignen Gattung noch gefährlicher zu werden, als Löwe, Tyger und Leopard.

Es sind auch einige Kängurus aus den Südseeinseln hier, die sonderbarste Art von Beutelthieren die es giebt. Sie sind den Rehen ähnlich, ihre Hinterläufte sind aber so stark wie die des Hirsches, die vordern jedoch so kurz und schwach, wie die eines Lamms. Sie ruhen auf den Hinterläufen und sitzen aufrecht; wenn sie aber laufen wollen, so geben sie sich einen Schwung durch die starken Hinterläufte, fallen dann auf die vorderen nieder, und heben sich wieder.

Schönbrunn, eine halbe Meile von der Stadt, ist an Sonntagen von Wienern so stark besucht, wie Charlottenburg.

Der Kahlen- und Leopoldsberg.

Beyde sind wohl unstreitig die schönsten Punkte um Wien.

Ich verließ an einem heitern Tage Wien, fuhr bis Grenzing, eine halbe Meile von der Stadt, an den Fuß des Kahlenbergs, stieg hier aus, und wählte einen Pfad, der mich durch Weinreben den Berg unbemerkt hinaufführte; schon auf der Hälfte des Wegs, sobald mein Blick sich wendete, hatte ich die Aussicht, welche mir oben auf der Spitze ganz zu Theil wurde.

Der Prinz de Ligne hat, nachdem Joseph das Kloster auf dem Berge einzog, sich zum Besitzer desselben gemacht: er läßt aber das Publikum an Allem Theil nehmen, was die Natur hier zur Freude der Menschen geschaffen hat; ja er hat selbst die Fußsteige ebnen lassen, welche auf den Berg führen.

Der schönste Punkt auf dem Kahlenberge ist auf dem vordersten Rande des Berges aus einem gläsernen Pavillon, dem der Besitzer den passenden Namen

Bel oeil

gegeben hat.

Da aber die Aussicht vom Leopoldsberge noch weit umfassender, wie die auf dem Kahlenberge ist, weil er grade über der Donau hängt, deren linken Seite nur von hieraus bis Stockerau hinauf zu übersehen ist, so führe ich Dich hierher. Der Weg läuft vom Kahlenberge abwärts durch das schönste Laubholz, worin alle Wege geebnet sind.

Auf dem Platze vor der Kirche, welche auf der Spitze des Leopoldberges erbaut ist, hast Du nun die einzige Aussicht dieser Art, welche es wohl in der Welt geben mag.

Die ungeheure von 300000 Menschen bewohnte Hauptstadt mit ihren 30—40 Thürmen und Thürmchen liegt zu Deinen Füßen, an welche sich unzählige Dörfer unmittelbar anschließen; der größte Theil von Niederöstreich und seine fruchtbaren bevölkerten Thäler sind wie auf einer Landcharte vor Dir aufgerollt; Du siehst alle Hauptstraßen, auf denen Fußgänger, Reisende zu Pferde und zu Wagen, Fuhrleute mit Kaufsmannsgüthern auf- und abziehen.

Du verfolgst links den ungetheilten breiten Strom der Donau, mit Schiffen und Nachen bedeckt, deren Wellen an den Fuß des Felsen schlagen, auf dem Du

siehst; wie sie aus den Bergen ungestüm hervorbricht, und sich dann grade unter Deinem Standpunkte in mehrere Arme theilt, bald nachher hundert Inseln bildet, auf denen die üppigste Vegetation Blumen, Gras und Bäume hervortreibt. Du verfolgst ihren Lauf, und so führt sie das Auge an die Grenzen von Ungarn, wo Du die Thürme von Preßburg entdeckst.

Auf Deiner rechten Seite erheben sich die Bergmassen immer höher und höher, und tragen auf ihren Schultern den Schneeberg. Welchen Punkt unter den Umgebungen Berlins könnte ich wohl mit dem Kahlen- und Leopoldsberge vergleichen? Etwa die Hasenhaide mit ihrem Sandhügel?

Die Einwohner Berlins können nichts dafür, daß die Natur so stiefmütterlich ihre Gegenden ausstattete, und es gereicht ihnen zum Ruhme, daß sie alles thaten, was menschlicher Fleiß vermag, um ihre Sandwüste zu verschönern; dies gilt auch von der Hasenhaide, und es ist wahr, daß man von hier die beste, ich möchte sagen, die einzige Ansicht hat, die es um Berlin giebt; auch hier liegt ein Theil des stolzen Berlins zu Deinen Füßen, und die Wiesen, die den Zwischenraum bis zu den Thoren einnehmen; die Spree, welche von Strahlau herunter der Stadt auf vielen Kähnen Holz und Früchte aller Art zuführt, geben der Aussicht Abwechselung und manchen Reiz.

Wahr ist es aber doch, daß, wenn man von Berlin aus nicht Freunde mitgenommen hat, um sich an solchen Orten zu unterhalten; wenn Wein, Musik und Mädchen nicht abwechselnd beytragen, die Freude in der Gesellschaft zu fesseln, so ermüdet das Auge bald an den einfachen kärglichen, sparsam gespendeten Reizen, die die Natur der Gegend verlieh.

Die Wiener machen häufige Excursionen auf den Kahlenberg, wo ein Restaurateur mit Speise, Trank, Musik und Spiel ihrer wartet.

Nachdem ich mich an dem Busen der Natur gelabt hatte, nahm ich Theil an einer muntern Gesellschaft, die bey jenem Traiteur ein Mittagsmahl einnahm; der Spaziergang hätte den Magen gereizt, und der Ofner, feurig und stärkend, ergoß sich in Ueberfluß in unsere durstigen Kehlen.

Nachher wurde getanzt und gekoset, bis der Mond, der sich in der hellen Donau spiegelte, uns den Berg hinunter nach Grenzing leuchtete, wo die Wagen uns aufnahmen.

Nie werde ich diese Spazierfahrt vergessen, sie war eine der angenehmsten meines Lebens.

Ich will von den übrigen Umgebungen Wiens Dir nichts mehr sagen, weder von Hatzendorf, Laxenburg, Erlaa, Kloster Neuburg, noch vom Lovenzlberge, dem Himmel, von Herre, als Dorrbach, Hüttelsdorf, Hadersdorf, Schönau, Bruk, Baden und dem Schneeberg; ich müßte sonst noch manchen Bogen füllen, und was helfen Beschreibungen von solchen angenehmen Gegenden, wenn man sie nicht sieht? Bekennen muß ich aber, daß Laxenburg in jeder Hinsicht Potsdam weit nachsteht.

Jetzt führe ich Dich lieber in das Theater, dann zu den Freudenmädchen, in die Wein- und Wirths-, Coffee- und Spielhäuser, zu den Bädern, auf die Redoute, in die Lesegesellschaften und auf die Resourcen, wenn wir welche finden.

Wien hat fünf Theater, das ist Dir bekannt, drey sind dem Schau-, Trauer-, Lustspiel und der Oper gewidmet, zwey dem Hanswurst. Ich habe alle fünf besucht.

Unter den drey ersteren weiß ich nicht, welchem ich in der Bauart den Vorzug geben soll, alle fassen an 600 Menschen, man hört darin alles gut, man mag placirt seyn wo man will. Es herrscht in allen große Ordnung und Ruhe bis auf die übertriebenen Beyfallsbezeigungen.

Erleuchtet sind sie alle schlecht, und hierin, so wie in der Pracht der Dekorationen und der Garderobe möchten sie wohl sämmtlich dem Berliner weit nachstehen.

Was die Schauspieler betrifft, so ist Brockmann in den Rollen, die er jetzt spielt, wohl unübertreffbar, z. B. als Oberförster in den Jägern; Lange ist aber für die Liebhaber viel zu alt. Ochsenheimer, der gerade damals Gastrollen spielte, schien mir eine große Lücke in den maliziösen Rollen auszufüllen.

Madame Rosen erhält sich in ihrem Werth; was sie aber vor zehn Jahren in Hannover unter andern als Margaretha in den Hagestolzen leistete, das kann sie jetzt nicht mehr darstellen. Ihr Vater, Herr Koch, spielt alle Rollen, in denen Würde liegt, meisterhaft.

Die übrigen Damen habe ich im Schauspiel unter aller Kritik gefunden. Eine steifere Friedericke in den Jägern habe ich unter keiner der in der Oberlausitz herumziehenden Truppen gefunden, und die Frau Obersörsterin war ein so Xantippenartiges Wesen, daß sie sich besser zu einer Gastwirthin, als zu dieser Rolle, gepaßt hätte.

Unstreitig behauptet Berlin im Schauspiel den Vorzug. Einen Mattausch und selbst einen Bethmann und Schwadtke in Liebhaber- und Heldenrollen, einen Iffland und Unzelmann im komischen Fach kann Wien nicht aufweisen.

Noch viel weniger aber eine Bethmann, eine Fleck, Maaß und Meyer.

Für Berlin ist es ein Unglück, daß Iffland sein Fach, das Feinkomische, verläßt, und als Directeur sich

die Rollen eines Lear, eines Wallensteins anmaßt, die schlechterdings seiner Natur entgegenstreben. Soll man es etwa bloß bewundern, was die Kunst in ihm vermag, um die widerstrebende Natur zu unterdrücken, so muß man ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen: ich mag aber diesem Kampf nicht zusehen, und denke noch mit Ekel daran, als er einst im Lear

Haut zu! haut zu!

durch die Fistel schrie.

In dieser Rolle ist mir Iffland immer vorgekommen, wie einer von den Judenkönigen im alten Testament. Für mich hat das Schauspiel einen andern Zweck, als bloß die Kunst anzuschauen und zu bewundern; ich will bleibenden Eindruck, und soll dieser bewirkt werden, so muß Kunst und Natur Hand in Hand gehen.

Dies war bey Fleck der Fall, ein gebohrner Wallenstein! Man sehe dagegen den krumbeinigen Iffland mit dem Hängebauch, und alle seine Anstrengung ist vergebens, einen Wallenstein zur Welt zu bringen. Iffland kann Jahre lang vergebens sich mühen, um einen Blick von Fleck — und zwey Worte so zu sprechen, wie er sie sprach.

In der Oper (wenn auch das prächtige Berliner Opernhaus fehlt) dürften die Wiener Sängerinnen und Tänzer die Berliner besonders jetzt übertreffen, da die Schick mit dem zunehmenden Alter immer mehr verliert.

Was ich dagegen in Wien im Theater dem Berliner vorziehe, das ist das Publikum.

Ich habe im Burgtheater Dienstpflicht, den Spieler, und die Jäger gesehen, es war stets gedrängtvoll, das Publikum verfolgte aufmerksam den Gang des Stücks, jubelte, wo die Tugend siegte, weinte, wo sie dem Laster zu unterliegen schien, murrte über die kalte Boßheit eines

Fal-

Fallbrinke, und man sah, daß alles mit vollem Herzen Theil nahm.

Das Schauspiel hatte also vollkommen seinen Zweck erreicht. Was bemerkt man dagegen in Berlin?

Die größte Gleichgültigkeit für Schauspiele, besonders wenn Ifland'sche gegeben werden, ist das Haus leer; es ist Mode geworden, sie langweilig zu finden. Man macht keinen Hehl mehr daraus, daß man an der Darstellung häuslichen Familienglücks kein Vergnügen mehr finde, weil man von Grund aus verdorben ist.

Kann ich mit Ueberzeugung Ifland nicht als Wallenstein loben, so muß ich doch eingestehen:

Daß kein Schauspieldichter in der Welt mit solcher Vollkommenheit alle Nüancen des häuslichen Glücks so treffend und so reizend dargestellt hat, wie er. Tugend und Laster, beyde hat er unübertreffbar geschildert, und dadurch vielleicht schon mehr genutzt, als die Berliner ekelhaften ästhetischen Narren kaum glauben mögen.

Seit ich die große Theilnahme der Wiener an Iflandischen Familienscenen im Theater bemerkte, ward mir der feste Glaube: daß das Wiener Publikum noch lange den Grad von Verdorbenheit nicht erreicht habe, wie das Berliner, und dieß hat sich mir nachher in allen Dingen mehr und mehr bestätigt.

Das Leopold- und Josephstädter Theater ist dem Pöbel, den Huren, und denen die sie suchen, geweiht; es verdient nicht erst beschrieben zu werden. Beyde würden in Berlin noch mehr wie hier blühen, wo man Hanswurstiaden und Huren besonders liebt.

Das wäre so etwas für die Berliner Schlemmer, wenn sie den Magen voll vom üppigen Mahle, den Kopf vom Wein eingenommen, in solche Theater unter die Huren sich hinwälzen und eine Evekatel und Schnudi belachen könnten. Daß dieß zu erwarten wäre, wirst Du

mir einräumen, sonst frag den Cassirer, welche Stücke in Berlin am mehrsten die Cassen füllen?

Um mich zu überzeugen, wie die Huren in Wien ihr Wesen treiben, ging ich in das Leopold-städter Theater, und setzte mich zu zwey Mädchen, die mir aus jener Klasse zu seyn schienen; ich versuchte es auf verschiedene Weise, an sie zu kommen; wurde aber spröde abgewiesen. Dieß konnte ich nicht enträthseln, bis sie im zweyten Akt sich entfernten, und die eine mir eine gedruckte Addresse in die Hand schob, worauf ihr Logis deutlich bemerkt stand. Ich verließ bald darauf das Theater, und fuhr hin zu dem Logis.

Ich fand eine sehr gut meublirte Stube, und das Mädchen war nicht ungebildet. Ich erklärte ihr bald:

daß ich nicht der Liebe wegen gekommen sey, sondern daß ich von ihr nur hören wolle, wie sie und ihres Gleichen in Wien lebten.

wobey ich ihr 10 Fl. in die Hand drückte, diese, so viel als ein Dukaten, stimmten sie zur Fröhlichkeit, und ohne darüber böse zu werden, daß ich das Physische an ihr nicht achtete, setzte sie sich auf den Sopha und hub an:

Sehen Sie, ich war ein armes Mädchen, jung, hübsch und unerfahren, da kam ein reicher Graf — — — —

Ich bitte Dich, fiel ich ein, das mag ich nicht hören; zu oft schon habe ich die näm'iche Geschichte gehört. Du sollst mir nur erzählen, wie ihr euer Wesen treibt!

Ja so! (erwiederte sie) und fuhr fort:

Es giebt hier in Wien viele Officianten, die, seit der Zeit, da der Bankzettel mehr und ihres Gehalts weniger geworden, oft nicht wissen, wovon sie ihre Töchter ernähren sollen, und diese wollen doch auch gern modern seyn, und in den Prater gehen. Wenn sie nun hübsch sind, so findet sich hier bald ein Liebhaber zu ihnen, der Anfangs vom Heurathen spricht und, wenn er genossen hat, einige

Tücher, auch wohl Kleider ihnen schenkt und dann wegbleibt. Nun kommt ein zweyter, dritter, vierter; endlich läßt sich Mamsel förmlich unterhalten. Ihr Liebhaber quartiert sie aus, und der Vater ist froh, einen Brodesser weniger zu haben. Im Stillen hält sie nun noch einige Liebhaber, bis der erste aufhört, an ihr Belieben zu finden, und dann tritt sie förmlich als Freudenmädchen auf.

So war mein Fall, und außer mir sind viele so dazu gekommen. Manche kommen aber schon als Freudenmädchen aus der Provinz hier an, und viele sind aus der Classe der Dienstmädchen.

Oeffentlich dürfen wir unsere Netze nicht aufstellen, sondern es muß in der Stille und mit Anstand geschehen; denn wenn wir uns öffentlich zeigten, wie wir sind, so holte uns die Polizey ab. Sie, mein Herr, machten uns Ihre Anforderung viel zu deutlich im Theater, darum eilten wir, daß wir fortkamen, und ich gab Ihnen meine Addresse. Unsere Fangplätze sind die drey Theater an der Wien, in der Josephs- und Leopoldstadt. In das Kärntner Thor und auf die Burg dürfen wir nicht kommen; auch dürfen wir überhaupt nicht zu sehr entblößt gehen, weil wir sonst gewiß von rechtlichen Bürgersleuten beschimpft werden würden.

Ich habe mich nachher nach der Wahrheit dieser Aussage erkundigt, und sie allgemein bestätigen hören. Auch hier liebt man das Vergnügen der Wollust; man wirft aber einen Mantel darüber, und treibt es mit Anstand.

Wie sehr man in Berlin dagegen sündigt, das ist Gott und der Welt bekannt. Es fehlt nur noch, daß man den Coitum auf öffentlichen Plätzen zur Mittagszeit exerzirt, und die Frauen, welche sich in Berlin der Wollust

hingeben, sind dabey so indezent, daß die Wiener Freudenmädchen modest gegen sie erscheinen.

Etwas Gutes bewirkt der in Berlin so sehr profanirte Coitus. Er wird zum Ekel, da man ihm durch Publicität die Reitze nimmt, welche die Natur ihm durch die Verborgenheit verlieh.

Die Polizey soll Joseph vorgeschlagen haben, Bordelle anzulegen; er antwortete:

Die Wollust werde schon in allen Ständen so unregelmäßig getrieben, daß er es nicht für nöthig hielte, Ableiter anzulegen.

Er hatte Recht. Berlin hat dadurch (daß dieß geschah) noch schneller den Grad von Verdorbenheit erreicht, in deren Schlamm es jetzt begraben liegt.

Ein anderes Mal nahm ich hier Theil an einer Partie nach Berliner Art. Man hatte dazu vier der schönsten Lustdirnen ausgesucht. Vorher wurde gut gegessen, getrunken und dann nach der Musik einer Flötenuhr gewalzt; zuletzt sahen wir bloß dem steyerschen Walzer zu, den die Hetären, vom Wein berauscht, halb entkleidet, durch den Saal wirbelten.

Auch der Gefühlloseste mußte dadurch ergriffen werden, besonders da die Mädchen so schön waren; mir hat aber stets (solch ein großer Freund der Weiber ich auch bin) für einen bezahlten Genuß geekelt. Ich verlange, daß das Weib, welches sich mir hingiebt, auch mit genießen soll; wiegt sie aber bloß meinen Geldsack und berechnet den Preis, wofür sie sich mir überlassen will, so habe ich mein Blut abgekühlt.

Aus dem Freudenhause geht man am besten in ein Weinhaus. Da kommt man aber in Wien schlecht an, denn der Wein ist hier etwas Gemeines, und also kommst Du unter den Pöbel.

Will man Wein und Unterhaltung in Wien haben, so wie man es in Berlin gewohnt ist, so sucht man beydes zusammen vergebens. Wein, und zwar östreicher, findet man an allen Ecken.

In Berlin habe ich manche angenehme Stunde, besonders bey Nau in der Friedrichsstraße, vor dem Kriege verlebt.

Ohne von der Güte des Weins zu reden, fand man hier stets leidliche, oft gute und manchmal ausgesuchte Gesellschaft. Für einen Mann in späteren Jahren ist die Unterhaltung in der Gesellschaft guter Köpfe die Würze des Lebens; der Wein trägt dazu bey, den fröhlichen Sinn zu wecken, und dann vergißt man beym Gläschen alle Mühseeligkeiten des Lebens; man genießt die Gegenwart, vergißt die Vergangenheit und denkt sich eine heitere Zukunft.

In Wien, wo man in die Wirthshäuser geht, um zu essen und zu trinken, da hört man bloß das Zusammenklappen der Kinnbacken; kein Mund öffnet sich anders als zum Essen und Trinken, und es ist völlig einerley, ob man zu Hause oder in Gesellschaft gegessen hat.

Auf jeder Tafel liegt ein ellenlanger Speisezettel, welcher die Gerichte bemerkt, die man erhalten kann. Ein Jeder wählt nach Belieben eins oder zehn Gerichte, eilt daß er fertig wird und entfernt sich wieder.

Wer keine Gesellschaft mitbringt, der findet sie nirgend. Ich will einen solchen Speisezettel einrücken, so wie ich ihn bey Munier in der Singerstraße gefunden habe, woraus man die Zahl der Gerichte und ihre große Wohlfeilhaft sehen kann, wenn man 50 Procent auf den Cours zurückschlägt.

Den 25sten May.

Bürrn Suppe	6 Xr.
Mehlspeis dito	6
Rindfleisch mit Soos	13
Pistecks	18
Erdöpfel	10
Kohl chanirt	10
Blumen Kohl	20
Spargel	20
Faschirte Gurken	16
Ammeleten mit Schünken	18
¼ Gansel Soos Bigand	30
Schünken	18
Karmanadl	18
Lämmer glasirt	18
Eingemachten Haasen	20
Frikando mit Sauerampf	24
Mehlspeis	16
½ Pullart mit Champian	20
1 Tauben alestragont	24
1 Warme Pastetten	20

B r a d e n.

¼ Gansel	1 fl. — Xr.
1 Wachtel	30
1 Tauben	24
1 Händel	30
Kälbenes	17
Tortten	18
Compott	12
dito Schwetzen	12
Oronage	20
Sallat mit Eyer	16
Gurken Sallat	16

Bisquitt	,	,	,	18 Xr.
Käß	,	,	,	12

Die unortographisch geschriebenen Gerichte mag man dechifriren; ich habe es nicht vermocht.

Ich nahm zu Munier einen Gast mit; wir tranken

2 Champagner-Flaschen guten Ofner à 1 Fl.		30 Xr.
aßen Suppe	zwey Portionen	12 —
— Beafsteck	— — — —	30 —
— Erdäpfel	— — — —	10 —
— Amuletten	— — — —	36 —
— Spargel	— — — —	20 —
— Wachteln	— — — —	30 —
verzehrten also	3 Fl.	54 Xr.

in pr. Cour. 1 Rthlr. 6 gr.

Im goldenen Adler in Berlin kostet ein solches Mittagsessen für zwey Personen 1 Rthlr. 8 gr.
die Flasche rother Wein wenigstens 20 gr. 1 — 16 —

3 Rthlr.

mithin beynahe noch zweymal so viel als in Wien.

Das Zusammenessen in Berlin im goldenen Adler, in der Stadt Paris, in der Sonne, ist darum weit angenehmer, als das Essen in Wien, weil Jeder sich dort an dem gemeinschaftlichen Tisch dem Andern mittheilt. Dennoch hat das Isoliren in Wien seine Vorzüge in einer Hinsicht.

Oft hatte ich das Unglück, in Berlin einen Vordermann am Tische zu haben, der sich nicht schämte, unter dem Vorgeschnittenen herum zu wühlen, und sich mit gierigen Augen das beste Stück auszusuchen; oder ich hatte einen Nachbar, dem kein Gericht recht war, und der alles tadelte; heute wollte er grade diesen, morgen jenen Braten haben. Solchen Insolenzen, die sich bloß die ästhetisch-frechen Berliner erlauben, ist man in Wien nicht ausgesetzt.

Am brillantesten ißt man in Wien bey Jahn, und dann folgt Munier.

Im Ganzen ißt man nur gut in Privathäusern, und bey den Traiteurs durchaus schlecht; sie haben viele Gerichte, aber sie sind ohne Saft und Kraft.

Die Wirthshäuser, unter denen jetzt die römische Kaiserin oben an steht, sind schlecht, schmutzig, ohne Bedienung und Eleganz. Für eine Stube zahlt man jetzt 1 Rthlr. bis 2 Fl. Bankozettel. Die Lohnbedienten, à 2 Fl. täglich, sind grob und nicht gewandt, und reichen darin den Berlinern nicht das Wasser; aber sie sind rechtlich und ehrlich.

Sie würden es für eine Sottise halten, wenn man ihnen zumuthen wollte, ein Freudenmädchen herbey zu holen.

Da wissen es die Berliner besser; darüber will ich Dir eine Anekdote erzählen:

Es sind jetzt 17 Jahr, als ich zum ersten Mal nach Berlin zum großen Examen reisete. Hier nahm ich einen Lohnlakay an: da mir das Examen bevorstand, so war ich mit meinen Probearbeiten sehr beschäftigt, und dachte wenig daran, mich zu amüsiren.

Nachdem der Examen glücklich überstanden war, ritt ich nach Charlottenburg; es war das erste Mal, daß ich aufs Land kam.

Unterwegs sagte mir der Lohnbediente lächelnd: Schon manchen jungen Herrn habe ich bedient, aber einen so soliden Mann, wie Sie sind, noch nie; zum ersten Mal machen wir heute eine Lustpartie, noch nie haben Sie nach einem Mädchen gefragt; kaum sind Sie aus der Stube gekommen.

Ich. Ich bin keineswegs gleichgültig gegen hübsche Mädchen; man hat mir aber sehr bange vor ihnen ge-

macht, ich mag nicht Geld und Gesundheit zugleich verlieren.

Der Bed. O, das lassen Sie gut seyn; ich führe Sie hin, wo es weder Geld, noch Gesundheit kostet, an einen Ort, wo Sie ein Elisium finden werden; Sie sollen es mir Dank wissen, sobald Sie nur nicht neugierig seyn und fragen wollen, wohin und zu wem es geht.

Dies klang so romantisch, daß es mir Spaß machte, das Abentheuer zu bestehen; ich erklärte, daß ich ihm folgen würde. Kaum waren wir zu Hause gekommen, als der Lohnbediente sich entfernte, nach einer Stunde wieder kam und mir sagte: um 11 Uhr Abends würde ich erwartet. Es mochte ¾ auf 11 Uhr seyn, als er mich abholte. Ein Wagen nahm uns auf, fuhr bald rechts, bald links, und hielt nach einer Viertelstunde an einer Hinterthür eines großen Hauses in einer mir unbekannten Gegend der Stadt. Es wurde geklingelt, die Thür öffnete sich; es war finster; eine zarte weiche Hand faßte die meine; es ging durch einen Hof, dann eine enge Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer, die mit Fußdecken belegt waren, und in denen frische Blumen mir lieblich entgegen dufteten; endlich that sich ein Boudoir auf, welches eine alabasterne Lampe matt erleuchtete, und wo ein weiches Sopha mich in seine Arme nahm. Die Zofe verließ mich, und bald erschien ein schlankes weibliches Wesen, das Gesicht verschleyert, und warf sich in meine Arme.

Ich war stark, gesund und blühend, 22 Jahre alt und hatte ein feuriges Temperament; ich bemühte mich also, auf eine kraftvolle Art das Zutrauen zu verdienen, welches meine schöne Unbekannte in mich gesetzt hatte. Ich fand einen reitzenden Körper; da ich aber das Gesicht nicht sah, so war in meinen Liebkosungen immer noch eine gewisse Blödigkeit, die nicht unbemerkt blieb; ich gestand

offenherzig die Veranlassung, und der Schleyer wurde zurückgeworfen. Meine Schöne mochte 26 Jahre alt seyn, und ihre Züge, besonders aber ihr funkelndes Auge, sprach das Feuer deutlich aus, was in ihrem Innern sprühte. Der Tag graute, als ich ans Weggehen erinnert wurde. Die Unbekannte bat mich, wieder zu kommen; ich versprach es.

Ich wurde dann so zurückgebracht, wie ich gekommen war.

Ich blieb noch acht Tage in Berlin, und wurde in dieser Zeit noch viermal zu meiner Schönen abgeholt; alle meine Bitten, mir ihren Namen zu sagen, waren vergebens.

Beym Abschied, als ich schon zu Hause gekommen war, fühlte ich erst einen Ring an meinem Finger, in welchem die Worte standen:

Zum Andenken.

Ich wollte nun meinen Lohnbedienten ausfragen, aber auch hier kam ich nicht zum Ziele.

Ich habe mich nachher, da ich öfter nach Berlin kam, und selbst jenen Lohnbedienten wieder fand, bemüht, meine schöne Unbekannte auszukundschaften, aber vergebens, und der Lohnbediente versicherte: sie sey nicht mehr in Berlin vorhanden.

Die Wiener Caffeehäuser sind den Berlinern nicht gleich zu setzen, sie sind ohne alle Eleganz, finster und ohne Leben. Wenn auch 100 Menschen hier beysammen sind, so hört man nichts, als das einförmige un a point des Markörs am Billard, und das Klirren der Caffeetassen.

Auf der Jägerzeil in der Leopoldstadt ist eins der größten Caffeehäuser; hier findet man im Sommer alles vor der Thür, da hier der Weg zum Prater vorbeyführt.

Ein solch elegantes Institut, wie das Jostische in Berlin, sucht man in Wien vergebens, und ich bin über-

zeugt, wer es dort einrichten wollte, würde viel Geld verdienen: denn die Wiener lieben den Genuß, sie scheinen aber hierin keinen guten Geschmack zu haben.

Bäder.

Das besuchteste ist das Kaiserbad außer dem neuen Thor. Jeder Badende erhält hier ein gemauertes Kämmerchen und seine eigene Wanne. Das Bad kostet 30 Xr. Außer dem giebt es noch andere, als das Bründelbad, am Althanschen Grunde, zu Erdberg, in der Jägerzeil, auf der Landstraße, in der Leopoldstadt und unter den Weißgerbern. Die hinter dem Augarten von dem Kaiser angelegten Bäder sind dem Volke bestimmt, da das öffentliche Baden verbothen ist.

Alle jene Bäder zusammen genommen, erreichen die Vollkommenheit des Berliner Spreebades nicht, welches eine Anstalt ganz vorzüglicher Art ist.

Redoute.

Es ist nicht möglich, daß in einer großen Stadt mehr getanzt werden kann, als in Wien. Alle Straßenecken sind mit Annoncen von Ballmusiken beklebt, und wo man bey einem öffentlichen Hause vorbeygeht, da hört man auch gewiß Tanzmusik darin.

In der Stadt sind zwey öffentliche Tanzsäle, im Casino und auf der Mehlgrube; dagegen giebt es deren in den Vorstädten, als beym Mondschein am Rennwege, beym Bock, in der neuen Welt ꝛc. ꝛc. Außerdem giebt es unzählige Hausbälle.

Die Redoute wird in dem Flügel der kaiserlichen Burg gegeben, welcher die eine Seite des Josephsplatzes einschließt. Es sind hier zwey Redoutensäle, wovon einer ungeheuer groß, der andere kleiner ist.

Beyde Säle sind mit Wachskerzen überflüssig erleuchtet. In jedem ist ein besonderes Orchester, das abwechselnd eine Stunde Menuets, die andere deutsche Tanzmusik aufführt. Um 6 Uhr Morgens endigt die Musik, welche Abends um 9 Uhr anfängt. Der Eintritt kostet 2 Fl. Alles soll maskirt seyn; man sieht aber darüber hin.

Es versammeln sich hier an 3—4000 Personen; waren es nur 1000, so ist es eine schlechte Redoute gewesen.

Getanzt wird wenig. In den Nebenzimmern wird gegessen und getrunken.

Die Redoute ist hier, wie in Berlin, ein Sammelplatz der Verliebten und Neugierigen; die Polizey sieht aber strenge darauf, daß keine Unanständigkeiten vorkommen. Freudenmädchen, die auch hier erscheinen, dürfen selbst ihren Busen nicht entblößt tragen; darüber eine Anekdote:

Ein Polizeybedienter bemerkte eine Maske, die ihm zu nackt erschien; er näherte sich ihr und sprach:

Maske, Sie sind unanständig gekleidet; entfernen Sie sich!

Maske. Mein Gott! mich hat der Feldmarschall-Lieutenant Graf X .... hergeführt; ich verbitte mir alle Sottisen.

P. C. Das wollen wir untersuchen; folgen Sie mir, dort steht der Herr Graf.

Maske. Mit Vergnügen.

Der P. C. trug dem Grafen die Sache vor; er lächelte. Ehe ich entscheide, sprach er, muß ich das Gesicht der Dame sehen, da ich mich ihrer, so verhüllt, nicht erinnere. Die Maske nahm die Larve ab; es war ein schönes Mädchen. Darauf gab ihr der Graf den Arm und sagte: Mein lieber Herr Polizeycommissair:

Herein geführt habe ich diese Dame zwar nicht, aber ich werde sie hinausführen.

Lesegesellschaften, Leihbibliotheken, Resourçen, Freymaurerey.

Alle diese Dinge sind in Wien eine Terra incognita. Für einen Fremden, der nicht gleich seine Geld-Eß- oder Höflichkeits-Addressen abgeben will, dem sind Lesegesellschaften höchst willkommen; aber da kommt man übel an, es existiren keine. Ich ging zu den Buchhändlern und fand, was lesenswerth war, verboten, gelehrte Zeitungen nicht gangbar, Journale nicht vorräthig; dagegen eine Fluth von Andachtsübungen, Gebetbüchern, Kirchenliedern u. s. w.

Einige Tage vor dem Frohnleichnamsfeste war eine Annonce mit großen Buchstaben allenthalben angeschlagen: Daß das wirklich-wahre einzig ächte Bild des Welterlösers bey der Wittwe N. N. für 12, 24, 36 Xr. zu haben sey, nebst Erklärung.

Ich eilte in den Buchladen, um mir diesen Schatz zu verschaffen, und fand den Zugang durch Kauflustige versperrt, bis ich nach einer Viertelstunde so glücklich war, für 12 Xr. mich in den Besitz des einzig-ächten Conterfeys des Heilands zu setzen. Es war ein gewöhnlicher Christus-Kopf und kein schlechter Kupferstich. Die Zeichnung war nach einem Holzschnitte gemacht, (wie die Erläuterung versicherte) den die kaiserl. Bibliothek seit Jahrhunderten als ein Heiligthum aufbewahrt. Gerade so stürmt man in Berlin die Kralovskysche berühmte Leihbibliothek, wenn das Leben einer Giftmischerin, ein Rinaldo Rinaldini, oder ähnliche, das Publikum interessirende Bücher, erschienen sind. Jenen Kupferstich aber, und wäre er auch wirklich der einzig ächte, den hätte in Berlin schwerlich jemand als der Prof. Gubitz gekauft, um darnach das Original, den Holzschnitt, zu kritisiren. In diesem Punkt unterscheidet sich das Wiener Publikum ganz besonders von dem Berliner.

Ungeachtet der Fluth von schlechten Romanen und solchen Büchern, die die Jugend vergiften, enthalten doch die Berliner Leihbibliotheken einen Schatz von vielen lesenswerthen Büchern, besonders die Kralovskysche. Hier findet man alle deutsche gelehrte Zeitungen und Journale, Flugschriften und was dahin gehört.

Es wird daher dem Unvermögendsten leicht gemacht, für eine Kleinigkeit mit der Litteratur fortzuschreiten.

Daß jetzt das Publikum mehr das Gift in den Büchern liebt, als das gemeinnützige, dafür können die Leihbibliothekaire nicht, dieß ist Sache der Nationalerziehung und Landespolizey.

Im Preußischen ist aber in diesem Punkt weder Polizey noch Censur; in Wien wirft man gegentheils das Kind mit dem Bade aus, und verbietet alles, worin nur auf Politik und Religion gedeutet wird.

Eine lächerlichere Anstalt aber, als die Berliner Censur ist, muß selbst in Abdera nicht zu finden seyn. Mehrere Censoren theilen sich hier in alle Fächer, ohne daß einer genau weiß, welches Fach zu seinem Ressort gehört. Will einer ein Werk nicht censiren, so schreibt er darauf:

Gehört nicht zu meiner Censur.

Dann schicke ich zum zweyten, der setzt darunter:

Auch nicht zu meiner.

Ein dritter meynt:

Gehöre für ihn gar nicht.

Dies geschieht nicht etwa dann, wenn in dem Werke etwas gegen die Gesetze gesagt ist. Gott bewahre! dies kann man drucken lassen, sobald es nur in gelehrte Phrasen eingehüllt ist.

Nein! Man durfte nur etwa eine Anspielung auf einen Cabinetsrath, Minister oder sonst geltenden Mann machen, die er entfernt als eine Beleidigung ansehen konnte, so brauchte man obige Ausflucht.

War aber dieser Mann todt oder außer Einfluß, dann ließ man von ihm in Gottes Namen drucken, was jedem Narren einfiel.

Z. B. Hätte jemand von der Berliner Polizey gesagt, sie tauge nichts, was aller Welt einleuchtet, es wäre nicht die Censur passirt, denn der Polizeypräsident war Censor, und seine Collegen hätten aus Freundschaft jene Wahrheit gestrichen.

Wer sonst die Berliner Censur betrügen wollte, der durfte sein Buch im Anfange nur ganz unschuldig oder gelehrt anfangen, hinterher aber Gemählde aus dem Leben hineinbringen, und eine unleserliche Hand schreiben, dann erhielt er das Imprimatur gewiß, weil die Censoren andere wichtige Geschäfte hatten, und das Censiren nebenher betreiben mußten, also nicht alles durchlesen konnten.

Sollte in Berlin eine Censuranstalt nützen, so müßte ein besonderes Collegium einzig dies Geschäft treiben, sich in die verschiedenen Fächer theilen, und gemeinschaftlich über das Imprimatur entscheiden, zugleich aber auch ein Augenmerk auf alle Leseinstitute haben.

Jetzt sind die Censoren eine unnütze Last für Schriftsteller, Verleger und Drucker; oft muß eine Presse 24 Stunden still stehen, weil der Censor zu faul oder auch zu beschäftigt gewesen ist, den Censurbogen zu senden.

Vor allen Dingen sollte aber der Staat eine Instruction für Censoren und Schriftsteller erlassen, und die Verantwortlichkeit beyder in vorkommenden Fällen genau bestimmen.

Resourcen und Freymaurerlogen.

Beyde existiren nicht in Wien, oder die letzte ist im Verborgenen vorhanden. In Berlin haben dagegen die Bedienten ihre Clubbs, und hier lebt der gebildete Theil des Publikums die Hälfte seiner Tage in diesen Zirkeln.

Ich kann sie im Ganzen nur loben, wenn auch Manches besser eingerichtet seyn könnte.

Unterhaltung mit gebildeten Menschen bleibt doch eine der größten Freuden des Lebens. Ist zugleich das Vergnügen des Tanzes, des Spiels, des Genusses eines Gartens im Sommer, und des Essens und Trinkens zu den wohlfeilsten Preisen damit verbunden, für Lektüre der Zeitungen und Journale gesorgt; so wird es für Einheimische und Fremde unmöglich seyn, sich (besonders in einer großen Stadt) besser und wohlfeiler zu amüsiren und schnell Bekanntschaften zu machen. Die Freymaurerlogen in Berlin sind kaum etwas anders, als jene Resourcen, denn ihre Arbeiten werden der Menschheit wenig nützen. Diejenigen von den Logen, welche (ohne zu fragen: was ist unser Zweck?) bloß den auf sie übertragenen Typus erhalten, und ihren Nachfolgern übergeben, diese sind die solidesten. Wenn aber eine Loge Royal-York unter Feßlers Anleitung, (der heute den Capuziner noch nicht aus sich herausarbeiten kann) jenen Typus als eine Leimstange benutzen will, um einige Einfältige und Gutmüthige daran zu fangen; wenn die Brüder hier sich einst versammelten, um einen andern Bruder (v. Held) auszufragen, und der Justiz zu überliefern; wenn man die Loge als ein Vehikel für die geheime Polizey vorschlug — dann wäre es wohl besser, man schlösse ihre Eingänge, besonders da sie schon durch die dem guten Friedrich Wilhelm II. dargestellten optischen Betrügereyen Unglück genug über den Staat gebracht hat.

Es herrscht in Berlin in den Logen die Mode, bey Tische während des Ueberganges von einem Gericht zum andern, unter Begleitung eines Fortepianos ein Lied aus dem dicken Bande der Freymaurerlieder gemeinschaftlich zu singen. Für diejenigen, welche einen eß-, aber nicht sprachlustigen Nachbar haben, ist dies unterhaltend, besonders

sonders wenn lange getafelt wird; hat man aber einen unterhaltenden Nachbar, dann ist dies oft wiederholte Singen höchst lästig. Gerade im interessantesten Theil des Gesprächs klopft dann oft der sehr würdige Bruder Vorsteher mit einer Flasche auf den Tisch, und spricht:

Der Bruder N. N. wird die Gesellschaft unter Begleitung des N. N. mit einem Liede Nr. . . . Seite . . . unterhalten, und ich erbitte mir die Aufmerksamkeit der sämmtlichen Anwesenden.

und meine Unterhaltung ist geschlossen.

Bedenkt man dagegen, daß die Mehrheit theils maulfaul, theils zu vorsichtig ist, eine warme Unterhaltung anzufangen und fortzuspinnen, so ist jenes Gesinge ein anständiger Lückenbüßer.

In dem Garten der Loge zu den drey Weltkugeln habe ich immer viel Vergnügen genossen, denn er hat etwas Romantisches, und der Tempel etwas Mystisches; wenn ich aber diesen ansah, konnte ich mich nie des Lachens enthalten. Die Vorderseite hat die Ueberschrift:

Der Geweihte weiß den Eingang zu finden.

Dieser Eingang ist nun hinten.

Als ich das erste Mal in diesem Garten aß, sagte ich zu meinem Nachbar:

Ich würde in Berlin diese Aufschrift auslöschen lassen, weil sie gerade an diesem Orte zweydeutig erscheint.

Mein Nachbar wurde verlegen, schwieg und entfernte sich bald.

Mein Freund auf der linken Seite sagte dann:

Da hast Du etwas Schönes gemacht, der Herr, der da fort geht, ist ja der bekannte N. N., der wegen seines widernatürlichen Geschmacks so bekannt ist.

Er gehörte nicht zur Loge.

Was die Freymaurerey Gutes gestiftet hat, besteht meiner Meynung nach wohl nur darin:

daß sie vor 30 Jahren alle Stände, die sich so sehr von einander trennten, mit sanften Banden umschloß, und in ihren geselligen Cirkeln alle gebildete Menschen, ohne Rücksicht auf ihren Rang, zuließ.

Seitdem aber unsere Resourcen denselben Zweck haben, so ist der der Freymaurerlogen um so relativer geworden. Seit dieser Zweck erreicht ist, haben die Logen keinen andern Nutzen mehr, als den einer Resource. Ein lächerlicher Brauch mancher Berliner Resource ist der, daß man den Logen das Singen nachmachen will, und sich häufig Versifexe aufwerfen, die die infamsten Zoten in Reime stellen, welche dann das fidele Publikum nachbrüllt, und sich darüber zu Tode lachen will.

Ich könnte solche Resourcen anführen, ich will aber schweigen.

In der Resource bey Palmier und George kommt so etwas nicht vor, und jeder Fremde, der in diese eingeführt wird, findet eine höchst gebildete Gesellschaft, Spiel, Unterhaltung und Tanz rc. Bey Palmier aber sind die Damen und der Tanz ausgeschlossen; dagegen findet man aber die interessanteste Unterhaltung, ein schönes und geschmackvoll meublirtes Lokale, und den Kern der gesitteten rechtlichen Berliner Welt.

Das Casino in der Charlottenstraße, für den ganz hohen Adel und auswärtige Gesandte rc. geeignet, ist vielen andern zu kostbar und zu steif; dagegen haben die Gensdarmes-Officiere sich hier nichts weniger als steif betragen, ja wohl sogar leere Champagner-Flaschen aus dem Fenster geworfen.

Ich glaube sehr gern, daß man in Wien in Privatcirkeln die angenehmste interessanteste Gesellschaft findet, aber das ist doch nicht so allgemein, wie in jenen Resourcen.

Man giebt diesen Gesellschaften in Berlin Schuld, daß auch hier in der Liebe so mancher Unfug getrieben werde; aber, guter Gott, wo geschieht das nicht in Berlin?

Wien.

Du wirst neugierig seyn, wie sich der Charakter der Wiener von dem Berliner unterscheide? So höre denn:

Bis zu Josephs Zeiten hatten die Wiener ein Band, welches sie alle umfaßte, welches jeder Einzelne festhielt, und durch dessen Hülfe daher ein Ganzes, eine Allgemeinheit entstand. Es war

der allein seligmachende römisch-katholische Glaube.

Alles, was die Religion für das Allgemeine Gutes wirkt, das wirkte sie auch hier; darunter gehörte Anhänglichkeit für die Landesverfassung, Treue gegen den Regenten, der unter dem Volke der Procession am Frohnleichnamsfeste beywohnte; Respekt für die Satzungen der Kirche, und Patriotismus, wenn es darauf ankam, Vaterland, Religion und Regenten zu vertheidigen. Joseph wollte die Vernunft der Religion substituiren, er drang nicht durch und starb — als er noch nicht auf halbem Wege war. Nachher folgte man dem alten Prinzip wieder, und der Wiener ist heute noch religiös, wenn auch die Sünden der Zeit ihn angesteckt haben. Er sündigt; aber er fühlt, verbirgt und beichtet es, und läßt sich absolviren. Alle Laster werden in Wien, so wie in Berlin, getrieben, man schämt sich aber ihrer noch, und keiner rühmt sich seiner Schande.

Friedrich II. wollte die Vernunft allein herrschen lassen, und hielt die Unvernunft durch die Bande der Gesetze fest; — er vermochte es, der Starke!

Die Vernunft, wenn sie sich in bloße Klugheit umwandelt, schafft aber keine Patrioten; ein jeder tritt aus der Allgemeinheit in seine Ichheit zurück, ein jeder will vom Staate alle Vortheile ziehen, ohne ihm Opfer zu bringen; wird daher nicht die Furcht von der Regierung benutzt, den Einzelnen zu seinen Pflichten anzutreiben, so ist es aus mit dem Staate. Mit Friedrichs Tode erlosch die Furcht, und der Staat ist aufgelöst.

Der Berliner hat in der Religion nur Täuschung gefunden; er sündigt ohne Reue, er denkt an keine Beichte oder Absolution, sondern nur daran, wie er das Gesetz umgehen will; für ihn eine leere Form, eine hohle Nuß! Er rühmt sich seiner Sünden öffentlich, und in seinen Augen giebt es keinen Sünder, sondern nur dumme Teufel, die den Bütteln der Gerechtigkeit ins Garn gelaufen sind.

Auch der Berliner läuft in die Kirche, wenn ein Geistlicher auftritt, der in der Mode ist (ein Probst Hanstein), vielleicht gefällt ihm auch das Talent des Redners; aber was er gesprochen hat, sind ihm schallende Phrasen, die er höchstens belacht.

Daraus folgt:

daß man in Wien im Allgemeinen noch ein bigottes, vorurtheilsvolles und unaufgeklärtes Volk, aber im Ganzen noch ein sehr rechtliches findet.

Ich hatte in meinem sehr stark besetzten Gasthof mein Zimmer und meinen Coffer offen gelassen; ich war den ganzen Tag abwesend, als ich zu Hause kam, fehlte mir keine Stecknadel.

In Berlin, wenn Du auch nicht im Gasthofe wohnst, und Du läßt eine Stunde Deine Zimmer offen, so sind sie ausgeräumt.

Kurz vor Wien verlohr ich meinen Mantel, ohne es in den Linien, wo ich visitirt wurde, zu bemerken; ein

Fiaker hinter mir hatte ihn aufgehoben, und brachte ihn mir wieder.

In meinem Lohnwagen hatte ich meinen Tabaksbeutel vergessen; am andern Morgen brachte ihn der Kutscher wieder.

Alles dieß wird in Berlin höchst selten vorkommen; ein Beweis, daß die Berliner klüger, die Wiener ehrlicher sind.

Am Auffallendsten wird aber diese Behauptung dadurch klar, daß die Wiener bey der Anwesenheit der Franzosen zwar duldeten und schwiegen, aber ihnen nicht in die Hände arbeiteten; wie sich die Berliner benommen haben, das wird dann kund werden, wenn die Feinde einst entfernt sind, und die Verräther sich einander selbst denunciren werden.

Selbst Napoleon traute den Wiener Officianten mehr zu, als den Berlinern; denn jene ließ er ohne den Eid des Gehorsams in ihren Posten, diese nicht.

Hätte der Kaiser aber gewußt, wie ein Berliner über den Eid denkt, so hätte er sie auch damit verschont.

Damit ist nicht gesagt, daß es in Berlin keine rechtlichen Menschen gebe.

Ich spreche von der Masse.

In Wien stiehlt man wie in Berlin; solche feine Spitzbubenstreiche aber, wie Schnakenburg in Berlin bey der Bank, und Hering (ni fallor) bey der Seehandlung gemacht haben, die kommen in Wien nicht vor; die Oestreicher sind selbst zu ehrlich und ungeschickt, ihre Staatspapiere nachzumachen; die falschen kommen von außen herein. Die Wiener Weiber betrügen ihre Männer und lieben andere, aber sie vergiften sie nicht.

In ganz Wien wirst Du keine Condons finden, in Berlin verkauft sie eine Frau auf der Schleußenbrücke öffentlich.

Die Wiener Advokaten lassen sich vielleicht bestechen; sie wissens aber nicht so klug anzufangen, wie die Berliner, die es so fein anzulegen wissen, daß das Gesetz nichts gegen sie vermag.

In Berlin muß man alle Klugheitssegel aufspannen, um durch die vielen Klippen der Cabale in den Hafen zu kommen; in Wien kann man noch im Schlafe hineinfahren.

Keine richtigere Spekulation giebt es in der Welt, als wenn ein in Berlin mit allen Hunden gehetzter Ränkemacher, Spieler, Hurenwirth, Jude, Advokat, und wie das Gesindel weiter heißen mag, auf dem fetten Boden in Wien seine Netze aufstellt; das ist ein gemachter Mann.

Willst Du meine Meynung wissen, wie eine Regierung auf das Volk wirken soll, so höre:

Die Entwickelungsfreyheit ist das erste Recht des Menschen. Keine Satzung, kein Gesetz muß ihr entgegen wirken.

Vernunft ist mehr denn Täuschung, Wahrheit mehr denn Lüge.

Wenn daher ein Regent, wie Friedrich, stark genug ist, durch bürgerliche Gesetze den Menschen, der bloß vernünftig oder vielmehr klug ist, zu seiner Pflicht anzuhalten, so ist es gut.

Im andern Fall bleiben nur Religiosität und Ehre die einzigen Mittel, ein allgemeines Wirken zum Ziele hervorzubringen.

Da im Preußischen die bürgerlichen Gesetze keine Handhaber, das Volk keine Religion, der Adel, das Militair und die Dienerschaft zum größten Theil keine Ehre hatten, ists da ein Wunder, wenn er zu Grunde ging?

Für Preußens Regenten bleiben nun keine weitern Mittel übrig, seine verdorbenen Völker zur Ordnung zu-

rückzuführen: als eigene auf Furcht begründete Gesetze, die mit unerbittlicher Strenge exekutirt werden müssen.

Oestreichs Adel ist verdorben, wie der preußische, so wie der Adel in ganz Europa nichts mehr taugt; aber es hat noch einen nicht so in einzelne Theile aufgelösten Mittelstand.

Es ist mehr, denn je — Sache der Regierung, das Band der Religion zu benutzen und fester zusammenzuziehen, um die Allgemeinheit gegen die Geldgier zu retten.

Das Geld ist es, welches den Menschen der Allgemeinheit entzieht, und ihn von allen Banden losknüpft; es tödtet den Patriotismus, jedes Gemeinnützige, und hebt den Menschen aus der Sphäre der bürgerlichen Gesetze auf eine Höhe, wo er als reiner Egoist den Staat untergehen läßt, wenn er nur erhalten wird.

Jede Religion ist als Idee, die alle Köpfe gleich belebt, von der Regierung zu benutzen, um den Staat aufrecht zu erhalten; auch die catholische kann dazu benutzt werden. Man reinige sie von so vielen, was unrein ist, man modificire sie nach dem Zeitalter, und lasse die Satzungen nach und nach schwinden, die der Entwickelung ein Ziel setzen, so wird auch diese Religion so wirksam seyn, als sie es vorher war, um dem Egoism und dem Austritt aus der Gesellschaft entgegenzuarbeiten.

Wien.

Ob es hier, nach Art der Berliner, gelehrte Gesellschaften giebt? das kann ich Dir nicht sagen, denn ich habe mich nicht darnach erkundigt, indem mir alle diese gelehrten Gesellschaften ein Greuel sind.

Wozu sollen sie nützen?

In Berlin geben sich alle diese Cirkel, die sich gelehrt nennen, die Miene, als wenn sie außerordentlich viel für das Fortschreiten der Litteratur thäten, und der Sekretair nimmt auch bey jeder Sitzung ein Protokoll auf, das, wenn man es vorlesen hört, sehr gelehrt klingt; aber es ist nichts wie Charlatanerie damit, und die Wissenschaft hat dadurch keinen Pfifferling gewonnen. Noch weniger gewinnt das Allgemeine; denn wo und wann hätte eine solche Societät ein Werk von allgemeinem Nutzen zu Stande gebracht, wozu die Kräfte des Einzelnen zu schwach waren? wo hätte sie eine neue Erfindung unterstützt, oder selbst eine gemacht? Wo hätte sie der Gesetzgebung in die Hände gearbeitet, um allgemein anerkannte Mißbräuche abzuschaffen? wo hätte sie je auf die Nationalerziehung, auf Landespolizey und Landesökonomie gewirkt? Selbst die berühmte Akademie der Wissenschaften, einen Staatsminister an der Spitze, was hat sie denn gethan, was ohne ihr Daseyn nicht auch geschehen wäre? Will man es wissen, so mag man nur die Ausbeute ihrer ceremoniösen Sitzungen lesen.

Lächerlicher sind aber noch so viele andere Cirkel dieser Art, worin eine Pfeife Tabak geraucht, Bier getrunken und — gegessen wird. Der Zweck des Zusammenkom-

ments ist hier Unterhaltung, wie in jedem Kränzchen einer Provinzialstadt, und wo dieß ist, wie in der naturforschenden Gesellschaft, da ist es noch am erträglichsten. Wird hier auch nicht die außerordentliche Natur erforscht, so kommen doch gelehrte geschickte Männer hierher und theilen sich ihre Ideen und Erfahrungen mit.

In manchen andern treibt man aber ästhetische Tollheiten, und bey jeder Sitzung muß ein Mitglied etwas in diesem Sinn vorlesen.

Sehr oft liest man etwas Absurdes und ganz Gemeines sehr schlecht vor, was zuweilen doch goutirt wird, weil es neu ist. Davon könnte ich Beyspiele anführen, aber Exempla sunt odiosa!

Außer diesen Cirkeln, die sich laut ein Prädikat der Gelehrsamkeit, der Humanität, u. a. beylegen, giebt es auch noch (besonders unter den Juden) Privatcirkel, wo deklamirt, gelesen, gesungen und musicirt wird; geschieht dies nun im Schlegel-Tiekschen Geschmack, so bleiben die Bravos selten aus.

Seitdem der Doktor Luther die Bühne betreten hat, und Werner die Kunst durch den Catholicismus herstellen will, seitdem wollen alle Judenjungen und Mädchen catholisch werden, um in der Mode zu seyn, und ich könnte mehrere nennen, die sich haben taufen lassen. Ich habe gehört, daß auch in Wien diese Sucht, in der Kunst und in den schönen Wissenschaften zu glänzen, in manchen Privatcirkeln eingerissen ist; ich hoffe aber, daß auf dem energischen östreichischen Boden diese Pflanze des Treibhauses nicht gedeihen wird.

Wien.

Die polizeylichen Anstalten in Wien und Berlin zu vergleichen, und gegen einander aufzustellen, das wird Dir Vergnügen machen.

Wien besitzt eine Polizeywache von 600 Mann zu Fuß, und eine Division zu Pferde, welche Tag und Nacht auf den Beinen sind. An allen Orten, wo es Händel und Unfug geben könnte, sind sie bey der Hand.

Außerdem ist die geheime Polizey sehr thätig, deren Diener die Wiener Aderer nennen, welche an öffentlichen Orten im Stillen dem Verbrechen nachspüren sollen. Alle diese Polizeybedienten sind gut bezahlt, und man wählt eben nicht den Ausschuß dazu.

Es ist ein eignes Hauptpolizeybüreau vorhanden, welches sogleich alle Polizeybeschwerden untersucht und entscheidet; vor diese Behörde wird auch jeder Fremde gestellt, der nach Wien kommt, und diese stehet unter genauer polizeylicher Observation.

Was hat dagegen Berlin für traurige Polizeyanstalten? Der Polizeypräsident ist zugleich Chef des Magistrats, und mit tausend Dingen überhäuft, die er unmöglich übersehen kann; wenn er daher auch wollte, so könnte er kein tüchtiger Polizey-Chef seyn.

Die Unterbedienten sind nicht in gehöriger Anzahl da, und haben wenig oder gar keinen Gehalt. Sie leben vom Dienste, das heißt: wenn die Höker Gemüse, Eyer und Butter zu Markte bringen, so setzt sie der Polizey-Commissair in Contribution, und die gesammelte Beute verkauft er wieder; dann können die Höker im Maaße und in der Taxe betrügen, es geht durch.

Auch die Freudenmädchen stehen unter einer gewissen Contribution, um, wenn sie irgend etwas ausgeübt haben, frey durchzukommen. Sobald irgend ein Auflauf entsteht, so müssen die militairischen Wachen gleich zu Hülfe eilen, denn die Polizey ist viel zu schwach, um Ruhe zu erhalten.

Wie oft haben in den Nächten besoffene Handwerksburschen durch ihren Sing- Sang und Gelärme ganze Straßen in Alarm gesetzt, ohne daß es gerügt wurde. Die Polizey bleibt dann ruhig, und läßt sich nicht sehen.

Wahr ist es aber auch, daß das Wiener Publikum der Polizey entgegen kommt; es liebt Zucht und Ordnung, so grob und energisch es auch sonst ist.

Nie sah ich einen Wagen in Wien, besonders in engen Straßen, dem vorderen vorfahren und dadurch die Passage hemmen; sie bleiben oft in unabsehbaren Linien hinter einander, und der Prinz muß nicht selten ganz langsam bis zu einer Querstraße hinter einer Ochsenequipage herfahren.

Es existirt um Kleinigkeiten nie ein Auflauf.

Ich sah den persischen Gesandten auf dem Graben in einen Laden gehen und Tücher kaufen. In Berlin hätte dieß tausende von Neugierigen herbeygezogen, in Wien kaum 50.

Freylich, wird der Wiener Pöbel gereizt, so ist er furchtbarer, wie der Berliner; dieß zeigte der Auflauf, als der französische Gesandte gemißhandelt wurde.

In Berlin läuft alles um nichts zusammen.

Einst hatte sich ein Raubvogel eine Taube vom Gensdarmesmarkt weggeholt, um sie auf der Gallerie des Thurms auf demselben Platze zu verzehren; dieses Trauerspiel hatte hunderte von Zuschauern herbeygezogen.

Die Berliner bestreben sich angelegentlichst, allen Polizeymaßregeln entgegenzuwirken; ja, sie sind selbst so

muthwilligbosbaft, die Statüen ihrer alten Helden nicht zu verschonen und sie zu verunstalten; so ist Leopold von Dessau mit einer schwarzen Tinctur begossen worden.

Wenn die Berliner irgend ein Kunstwerk, ein öffentliches Gebäude, aber eine Baumpflanzung verunstalten können, da macht es ihnen Vergnügen.

In Wien ist das unmöglich

Wenn der Wiener zwar gröber, aber rechtlicher, als der Berliner ist, so folgt daraus, daß nicht solche feine Betrügereyen, Diebereyen ꝛc. in Wien vorkommen, als in Berlin, wovon ich Dir unglaubliche Beyspiele erzählen könnte. Beweis genug ist es aber, daß jeder Bewohner Berlins sich hinter siebenfaches Schloß und Riegel legen muß, um nicht bestohlen zu werden, was in Wien höchstens in Gasthöfen geschieht.

Man glaubt, daß in Berlin die Huren-Polizey außerordentlich sey; es ist aber gar nicht wahr.

In Wien ist das Unterhalten der Frauenzimmer stark üblich, und die übrigen Freudenmädchen sind der Polizey genau bekannt; sie werden scharf controllirt, und bey irgend einem Verdacht der Ansteckung eingezogen, visitirt, und wenn sie venerisch sind, in ein Spital gebracht.

In Berlin haben die Hurenwirthe Connexionen. Wenn M. B. ihre Kinder nicht visitiren lassen will, so wird es wohl nicht immer so strenge genommen. Wird eine unrein gefunden, so geht vielleicht die Cur im Hause vor sich, und das gute Kind macht so lange mit, bis es physisch unmöglich wird Geschähe dieß nicht, so könnte niemand angesteckt werden. Ich könnte Dir aber jemand anführen, der in diesem Hause seine Gesundheit verlohr, von dem Du es wohl kaum glauben würdest.

Klagt ein solcher Unvorsichtiger bey der Polizey, und M. B. wird vorgeladen, so hat sie eine Universal-Exception; sie heißt:

Meine Mamsells sind rein, wer weiß, wo der Herr vorher war.

Das Corpus Delicti ist nicht auszumitteln; der gütige Richter giebt den Rath, vorsichtig zu seyn; die Akten darüber sind geschlossen, der Kläger wird von Rechts wegen abgewiesen, zahlt die Kosten und wird ausgelacht.

Wenn in Berlin noch wo reine Freudenmädchen zu finden sind, so ist es in den allerniedrigsten Bordells: denn die gemeine Klasse ist nicht so inviziirt, wie die vornehmere, und die Freudenmädchen (gewöhnlich Bauermädchen) kommen gesünder hierher, und sind für Ansteckung nicht so empfänglich; endlich verfährt man hier auch strenger bey der Revision.

Es befinden sich auch in Berlin Freudenmädchen, die auf ihre eigene Hand leben und sich eine genaue Kenntniß von venerischen Krankheiten verschafft haben. Bey diesen geht man am sichersten: denn sie prüfen jeden Liebhaber, und wenn sie ihn nicht rein finden, präsentiren sie ihm ein Präservativ.

Hätte man sich in Berlin (worin alles buhlt) nicht geschämt, überflüssigerweise Bordells anzulegen, so sollte man nicht die Mädchen visitiren, sondern folgendes verfügen:

Jeder Hurenwirth unterhält einen Chirurgum, der jeden Einpassirenden prüft, ob er gesund ist, und in diesem Fall wird er zugelassen. Kommt dennoch jemand und klagt über Ansteckung, und es wird bey der dann vorzunehmenden Visitation ein Mädchen unrein gefunden, so verliert der Bordellwirth die Concession, und kommt ein Jahr ins Zuchthaus; der

Chirurgus wird aber drey Jahr auf den Bau geschickt. Wird derjenige ausgemittelt, der die Krankheit ins Haus gebracht hat, so muß er sechs Jahr ohne Ansehen der Person karren, und sein Name wird an den Galgen geschlagen.

Wien.

Jetzt will ich die einzelnen Polizeyanstalten mit Dir durchgehen:

Das Straßenpflaster.

Die Straßen in der Stadt sind sehr gut von gehauenen Steinen gepflästert; die Fußsteige mit Quadern von schwarzgrauem Granit. Diese Straßen sind wie die Gänge eines großen Gebäudes, und eben so werden sie auch gespritzt und gesäubert.

In Berlin ist das Pflaster von der elendesten Art, für die Fußgänger ist hier gar nicht gesorgt; geht er in der Mitte der Straße, so läuft er Gefahr, gerädert zu werden; geht er an den Häusern, so muß er immer über tiefe Rennsteine setzen, und hat oft das Unglück, im Finstern hineinzufallen.

Die Beleuchtung.

Schon 1688 fing man an, Wien zu erleuchten; Sonnenfels hat aber 1776 die jetzige schöne Beleuchtung veranstaltet.

Diese ist von der Art, daß das ganze Jahr hindurch, ohne ängstlich auf den Mondschein zu achten, die Stadt, die Vorstädte, alle Esplanaden und öffentliche Plätze erleuchtet sind; bloß wenn eine heitere Vollmondsnacht ein-

tritt, dann setzt man die Erleuchtung aus. Es sind 3200 Laternen vorhanden. Sie sind in der Stadt aus einem Stück, rund geformt und von weißem Glase, und haben die Gestalt einer umgekehrten Birne.

Sie werden mit einer Mischung aus Leinöl und Schweinefett gefüllt, und haben hinter der Flamme ein rundes concaves Schild von weißem Porzellain. Sie sind zehn Fuß hoch an den Häusern befestigt, und brennen bis um zwey Uhr in der Nacht. Jeder Hauseigenthümer bezahlt 1 Fl. Laternensteuer.

In Berlin sind die Laternen so sparsam, besonders in den einsamen Gegenden der Stadt, aufgehängt, daß man sie hier mit Laternen suchen muß. Sie sind von schlechtem Glase, und werden schlecht unterhalten; wenige brennen bis 12 Uhr, um zwey des Morgens ist keine mehr erleuchtet.

Tritt ein Mondsviertel ein, und wäre die Nacht noch so finster, oder hat im Sommer ein Gewitter eine ägyptische Finsterniß veranlaßt, stürzt dann der Regen vom Himmel herab, und setzt die Straßen unter Wasser, so brennt keine Laterne.

Es ist mir selbst begegnet, daß ich, als ich einst in einem solchen Gewitter die Comödie verließ, und von hier in vollem Trapp in die Kronenstraße flob, (um von den impertinenten Kutschern nicht überfahren und gerädert zu werden), in einen tiefen Rennstein fiel, und darin beynahe ertrunken wäre.

Schön sind die Linden erleuchtet; den blendenden Lampen zum Trotz wetteifern aber dennoch hier Freudenmädchen und Bettler, um den Vorübergehenden in Contribution zu setzen.

Straßensäuberung.

Wien hat durchaus unterirdische Kanäle, die sich in die Donau ergießen; dahin kommt aller Unrath.

In die verschiedenen Gassen sind Tagelöhner vertheilt, welche den Unrath zusammenkehren; hinter ihnen fährt ein Wasserbehälter, mit dessen Hülfe der Unrath in die nächste Kanalöffnung gebracht wird.

In Berlin kannst Du unaufhörlich Deine Nase im Schnupftuche tragen, denn gegen Morgen duften noch die Ausbeuten der erst in die Rennsteine ausgeleerten Nachtstühle Dir entgegen, oder ladet erst ein Dorfbewohner den gesammelten Mist eines Hauses auf, so ist die Luft der ganzen Straße verpestet.

Wenig sieht man darauf, todte Hunde und Katzen zu entfernen, und ich habe oft einen halben Tag todte Pferde in sehr lebhaften Straßen liegen sehen. Es giebt auch einige Oerter, die man zum öffentlichen Abtritt gemacht hat, und wehe dem Fußgänger, der im Finstern sich hierher verirrt.

Hat es geregnet, so werden die Kothhaufen in den Straßen zusammengeworfen, und da diese oft Tag und Nacht auf den Abholer warten müssen, so kann man es im Finstern sehr leicht versehen, hinein zu gerathen, und bis an die Knie verunreinigt zu werden.

Armenanstalten, Lazarethe ꝛc.

Wien hat deren sehr viele; Berlin fütterte seine Bettler durch die Gnade des Königs.

Seit Berlin durch die weisen Maaßregeln der physiocratischen Machthaber, (die sich sämmtlich in dem Besitz von Landgüthern befanden, daher völlig von der Richtigkeit des physiocratischen Unsinns überzeugt waren) seine Fabriken verlohr, die sogenannten Stuhlwirker verarmten, das Getraide zu unerschwinglichen Preisen hinaufgetrieben wurde, da fanden sich die Bettler Haufenweise ein, die man zu Friedrichs Zeiten gar nicht sah.

Der Krieg hat nun völlig hierüber entschieden, und alle öffentlichen Plätze, Brücken und Spaziergänge sind

sind mit Bettlern garnirt. Besonders machten diesen letzten Winter einige 20 halbnackte heulende Kinder die lange Brücke höchst interessant, wenn man den großen Contrast zwischen ihnen und dem großen Churfürsten, der hier in Bronze steht, bemerken wollte.

Zu den Füßen der ihn umgebenden Sklaven lagen die Urenkel seiner Helden, die Preußens Grundstein legten; seiner Völker, die er dem Ruhme entgegen führte; hier lagen sie — die vorübergehenden siegreichen Franzosen um eine Gabe flehend. Hier auf diesem Punkt unter der Statue Friedrich Wilhelms des Großen hätte sich ein preußischer Cato, wenn es irgend einen solchen geben könnte, im J. 1806 den Dolch ins Herz gestoßen.

Ungerührt zog aber der Berliner vornehme und gemeine Pöbel vorüber, und ich glaube, daß endlich das französische Gouvernement diese Kinder entfernt hat. Als man noch in Berlin die Bettler für königliche Rechnung fütterte, da war es doch herkömmlich, am Neujahrstage ihnen die Thore zu öffnen, und zu erlauben, das gratulirende Publikum anzusprechen.

Recht grell stachen dann die Schaaren von zerlumpten Bettlern gegen die vielen Equipagen ab, deren glänzende Bewohner ihren Vorgesetzten, Verwandten — Geliebten, Neujahrswünsche hintrugen.

In Berlin war diese Sitte, so ekelhaft sie auch war, sehr zweckmäßig, denn die den Physiokratismus schützenden Großen konnten alle Jahre den Zuwachs sehen, den ihr System erschaffen hatte.

Ich glaube aber nicht, daß sie, die sonst so tabellensüchtig waren, eine Liste darüber geführt haben. Ich will Dir hier nicht die Wiener vortrefflichen Anstalten in obiger Hinsicht schildern, ließ den oft allegirten Pezel darüber nach.

Es ist genug, wenn ich Dir sage, daß man weder Bettler noch Krüppel in Wien sieht, statt daß sie in Berlin alle Ecken verunstalten; besonders ist in Berlin ein Krüppel mit zusammengewachsenen Knieen, der wie ein Känguru in den Straßen herumspringt, an dem sich alle schwangere Weiber versehen müssen.

Das Lobenswerthe dieser Art ist in Berlin die Charité. Ich weiß nicht, ob Du diese Anstalt kennst; sie verdient es, daß man sie besucht. Ich bin dreymal durch alle Zimmer gegangen, und habe hier alles gesehen und geprüft.

Seit der neuen Einrichtung, welche die Publicität veranlaßte, glaube ich, daß diese Anstalt gemeinnütziger und vollkommner geworden ist.

Es herrscht hier sehr große Reinlichkeit; das Essen ist genießbar und gut zubereitet; die Kranken haben Pflege und Wartung.

Das Einzige, was ich tadeln muß, ist, daß im Irrhause mehrere ganz Wahnsinnige in einem Zimmer liegen. Ich glaube nicht, daß sie curirt werden können, da einer den andern wieder ansteckt, wenn er in der Besserung wäre.

Wien.

Ich hatte hier das Glück, dem großen Religions- und Volksfeste am Frohnleichnamstage beyzuwohnen, Schade nur, daß der Hof in Ofen war; des Kaisers Bruder, der Erzbischoff von Olmütz, vertrat seine Stelle.

Ob ich zwar meine Unwissenheit bekennen muß, da ich heute noch nicht weiß, welche Gelegenheitsursache diesem Feste zum Grunde liegt, so finde ich doch, daß es das Gute hat, daß alle Stände sich untereinander mischen,

und daß es doch wenigstens einen Punkt giebt, in dem sich alles vereinigt und auf gewisse Weise eine Allgemeinheit bewirkt. Du weißt, welch ein poetischer Kopf ich bin, und was für ein herzergreifendes Gedicht ich über dieses Fest Dir senden würde, wenn der große Werner nicht hier gewesen wäre, dem ich die Schuhriemen nicht aufzulösen werth bin, der diesem Feste andächtig beywohnte, und es gewiß nächstens besingen wird. Gewiß wird dann halb Berlin catholisch, besonders da sein guter Bruder Feßler ihm durch so viele Dichtungen vorgearbeitet hat. Ich sah ihn, wie er mit stierem Blick das Allerheiligste anschaute, und den Heyland zu verschlingen schien. Ich nehme es ihm nicht übel, denn der Eindruck ist mächtig, den dies Fest auf alle schwärmerische Köpfe macht; in Berlin würde man es aber angaffen, wie den Zug in der Weihe der Kraft. Hier muß ich noch einen lächerlichen Auftritt einschalten, den ich in Berlin zu bemerken Gelegenheit hatte, als jene berühmte Comödie gegeben wurde.

Die Reichstagsmitglieder zu Worms wurden auf königlichen Beschälern aus der Manege von den Stallknechten auf dem Theatern bey Luthern vorbeygeführt, der, die Bibel in der Hand haltend, vor einem Haufen Volk steht, und mit Resignation sein Schicksal abzuwarten scheint.

Berger, ein furchtsamer Mann, der nie einen Hengst geritten, und wohl kaum einen Philister bestiegen hatte, machte den Cardinal, und man hatte ihm einen der muthigsten Hengste gegeben; er soll im Vorbeyreiten zu Luthern die Worte sagen:

Erkenne deine Irrthümer, und der Cardinalshut sey dein!

Natürlich soll dies wohl leise gesagt werden, damit es Luther und nicht die Volksmenge höre; als aber der

Cardinal an den Souffleurkasten kam, scheute sich der Hengst, und fuhr mit seinen zwey Führern bis an die Coulissen zurück; dem Cardinal wurde angst, er fürchtete in den Souffleurkasten oder in das Orchester unsanft abgesetzt zu werden, und schrie jene Worte, mit bebenden Lippen, dem entfernten Luther entgegen; alles lachte, und ich glaube, wenn der Cardinal den Hals gebrochen hätte, die Gallerie würde ein da capo geschrieen haben. Dießmal lief es gnädig ab.

Das Frohnleichnamsfest wird in Wien mit der größten Pracht gefeyert.

Die Procession geht um neun Uhr Morgens an, und geht von der Stephanskirche über den Stock im Eisenplatz, den Graben, den Hof, den Judenplatz, die Wipplinger Straße, den hohen Markt und die Bischoffsgasse wieder nach der Domkirche zurück. Der ganze Weg ist mit Bretern belegt, mit Gras und Blumen bestreut, und zu beyden Seiten mit Grenadieren besetzt. Die bürgerliche Artillerie eröffnet den Zug, dann kommen die Geistlichen sämmtlicher Pfarrkirchen und der Klöster, dann die Dienerschaft des Hofes zahlreich und glänzend, die Universität, die Domherren von St. Stephan, die Kammerherren, die geheimen Räthe, die Ritter aller Orden; das Venerabile wird vom Erzbischoff getragen; diesem folgt der Kaiser oder sein Stellvertreter, und die Prinzen vom Geblüt mit dem ganzen Hofe. Den Schluß machen die Damen vom Hofe und der Stadt.

An der Seite des Hofes marschieren die sämmtlichen Garden und Trabanten.

Zuletzt folgt eine Grenadiercompagnie mit klingendem Spiel.

Alle Glocken in Wien läuten, und ein Bataillon auf dem Graben beschließt das Fest mit einer dreymaligen Salve.

Es ist ein ehrwürdiger Anblick, wenn alles auf die Knie stürzt, sobald das Venerabile sich erhebt, und es ist alles geschehen, um Andacht und Feyerlichkeit zu wecken. Wem aller kirchliche Cultus ein Gespött ist, dem kann hier unmöglich die Lust anwandeln, diesem Feste eine lächerliche Seite abzugewinnen. Er wird zu dem Andächtigen hinübergezogen, und es muß in ihm wenigstens der Gedanke entstehen, daß hier die Menschheit vor einem unsichtbaren Etwas demüthig in den Staub fällt, der Fürst und der Bettler.

Jedem wird das Gefühl aufgedrungen, er sey ein Erdenkloß, und im Verhältniß zu der Allmacht ein unbedeutendes Wesen; auch mich, der ich gerade nicht ein empfindsamer Schwärmer bin, hat dieses Fest erschüttert — ich kann mir daher denken: Werner, der eine rege Einbildungskraft und eine feurige Phantasie hat, werde ein poetisches Meisterstück darüber liefern, habe es eine Tendenz, welche es wolle.

Wien.

Jetzt will ich Dich mit der östreichischen Regierungsverfassung, und soviel ich habe ergründen können, mit den Hauptpersonen bekannt machen, die die Feder in der östreichischen Staatsmaschine dirigiren.

Seit 1787 führt Oestreich Krieg, also zwanzig Jahr; es war in diesen Kriegen glücklich, sobald Männer mit Köpfen an der Spitze standen, und das Ruder allein führten: Laudon in dem Türkenkriege; Mack 1793 in den Niederlanden; Clairfait bey Mainz; Carl bey Amberg 1796; Kray in Italien 1799; Melas daselbst bis zur Schlacht von Marengo.

Die nämlichen Truppen wurden aber unter den nämlichen Feldherren völlig und auf die schändlichste Weise geschlagen Melas bey Marengo, Mack bey Ulm.

Dann fiel die Menge über diese Unglücklichen her, und zerfleischte sie, der Staat rächte sich an ihnen, und ersah sie sich zum Opfer. Alles urtheilt und richtet nach dem Erfolg, oft ist dieß billig, oft nicht. Hat ein Mann, wie der H. von Braunschweig bey Jena das Heft allein in Händen, ja dann ist er auch allein verantwortlich; aber Melas und Mack wurden in den Banden des Hofkriegsraths gehalten, sie handelten nicht frey; darum wurden sie geschlagen, und ihr Ruf ging zu Grunde. Der Hofkriegsrath ist die Behörde, welche schon zu Eugens Zeiten das größte Unheil über Oestreich gebracht hat, darum fange ich auch bey ihm an.

Alles, was den Kriegsstand in der ganzen Monarchie betrifft, steht unter seiner Leitung. Er macht die Pläne zu den Feldzügen; er dekretirt über Schlachten und Rückzüge; er besorgt das Oeconomische und die Verpflegung der Armee; er arangirt, pensionirt, und cassirt die Officiere; er entscheidet über ihre Privatstreitigkeiten, er versorgt die Invaliden. Kurz, er ist die Feder in der militairischen Uhr. Da aber eine jede Feder nichts werth ist, die nicht aus einem Stück, sondern zusammengeflickt ist; so ist es auch hier der Fall. Man kennt die Hindernisse, welche dieser Areopagus dem braven Eugen vor hundert Jahren in den Weg warf, und erinnert sich an den Spott Friedrich II. über diese Feldherren mit dem Federkiel, die ihm im siebenjährigen Kriege stets in die Hände arbeiteten, und dennoch existirt er noch heute.

Jetzt ist ihm so ziemlich der Stachel genommen, seit der erste Feldherr in Oestreich — Carl, an seiner Spitze steht. In Preußen kannte man zu Friedrichs Zeiten ein solches Institut nicht. Friedrich Wilhelm II.

führte es ein; Friedrich Wilhelm III. nahm ihm aber wieder die Wirksamkeit in rein militairischen Gegenständen.

Im übrigen unterscheidet sich die östreichische Civiladministration von der preußischen in sehr vielen Dingen.

Oestreich hat eine Staatsconferenz, Preußen einen Staatsrath, beyde sehen sich gar nicht ähnlich.

Diese östreichische erste Hofstelle wurde 1801 errichtet, und entscheidet über alle inländischen und auswärtigen Staatsangelegenheiten. Dieß Collegium versammelt sich alle Woche unter dem Vorsitz des Kaisers, die Mitglieder sind sämmtliche Staatsminister.

Der Staatsrath in Berlin beschäftigt sich bloß mit allgemeinen inländischen Angelegenheiten unter dem Vorsitz des ältesten Staatsministers, die auswärtigen Angelegenheiten gehen ihn gar nichts an, eben so wenig die militairischen, er wird selten versammelt. Die östreichische Staatsconferenz wird im Preußischen durch das Cabinet ersetzt; hier präsidirt der König, und die Cabinetsräthe sind die vortragenden Mitglieder; in militairischen Angelegenheiten die Adjutanten.

Fragt man, was ist besser? so glaube ich, die östreichische Verfassung. Wenn nicht ein Friedrich oder ein Premierminister, wie Richelieu, Mazarin oder Oxenstierna an der Spitze des Staats stehen, dann hat jene Einheit den Vorzug. So wie in der Schöpfung alles Erschaffne von einem Punkt von Gott an geht, so sollte es auch in jedem Staate der Fall seyn. Wenn aber nicht jeder Regent ein Gott seyn kann, und man mit Unrecht mehr von ihm verlangt, als wozu ihn die Natur erschuf, so ist es wohl besser, er substituirt sich einen Repräsentanten, der ein Genie ist. Befindet sich aber kein solches in der Umgebung des Regenten, dann ist eine Staatsconferenz, aus den ersten Ministern organisirt, besser als

ein preußisches Cabinet, dessen Mitglieder ohne Verantwortlichkeit unter der Firma des Königs verfügen, was sie wollen, und mit dem Staatsrath oder Ministerio im ewigen Antagonismus leben.

Das Cabinet in Wien ist mehr ein Expeditionsbüreau in des Kaisers Privatangelegenheiten und in Gnadensachen, als eine disponirende Behörde; was hier von Wichtigkeit in Landessachen durch Bittschriften eingeht, das wird gleich an die Landesstellen vertheilt.

Die geheime Hof- und Staatscanzeley für die auswärtigen Angelegenheiten in Wien, ist dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin ganz gleich.

Die vereinigte Hofkanzley in Wien, welche gesammte politische Angelegenheiten sämmtlicher Erblande besorgt, wird in Berlin nicht isolirt repräsentirt.

Die oberste Justizstelle ist völlig mit dem Justizdepartement in Berlin zu vergleichen.

Die oberste Finanzstelle (Hofkammer) hat ausschliesfend alle Finanzsachen sämmtlicher Provinzen zu besorgen. Dieser Hofstelle sind untergeordnet:

Die Hofkammer im Münz- und Bergwesen.
Die Bankodeputation.
Die Produkten-Verschleißcommission.
Die Finanz- und Creditcommission.
Die Commission in Commerzsachen.
Die Domainencommission.
Die Mauthregie.
Das Tabak-, Stempel- und Siegelamt.
Die Postdirection.
Die Centralcasse.

Alle diese Finanzzweige werden aus der Hofkammer von oben herab dirigirt.

Ich finde diese Einrichtung durchaus zweckmäßiger, als die des Generaldirectorii in Berlin, worin gar keine

Allgemeinheit existirt, und sich in Specialdepartements auflöset. Ueberdieß stehen die Bank und Seehandlung, die Post und andere Branchen gar nicht einmal unter seiner obersten Direction und sind isolirt. Ganz falsch ist es, daß die Polizey, im weitesten Sinn, auch vor das Generaldirectorium ressortirt, die mit Finanzsachen gar nichts gemein hat. Jene Hofkammer hat nur einen Chef.

Die oberste Polizeyhofstelle in Wien besorgt die Landespolizey in der ganzen Monarchie und wird in Berlin durch das Generaldirectorium ersetzt.

Außerdem hat Wien noch eine Polizey-Oberdirection, welche die locale und geheime Polizey besorgt, woran es in Berlin gänzlich fehlt. Man wollte zwar vor einigen Jahren etwas Aehnliches, unter der Direction des Minister Schulenburgs, einführen, aber es ist nicht viel daraus geworden; denn die geheimen Polizeyofficianten wurden gar nicht oder schlecht bezahlt.

Die ungarsche Hofkanzley. Sie ist die oberste Hofstelle für die Civil- und Justizsachen des Königreichs Ungarn, bis auf das Finanzwesen, welches unter der Hofkammer steht. Die Siebenbürgische Hofkanzley ist das für Siebenbürgen, was jene für Ungarn ist.

Die niederöstreichische Regierung ist das für Niederöstreich, was die Landesgubernia für die übrigen Provinzen sind.

Die niederöstreichischen Landrechte sind das forum nobilium für diese Provinz.

Das Appellationsgericht, ein Justizcollegium für Nieder- und Oberöstreich in zweyter Instanz.

Die Gubernia in den Provinzen und die Cammern im Preußischen sind sehr verschieden, indem jene alle Verwaltungszweige in sich vereinigen, diese nur das Finanz- und Landespolizeywesen besorgen. Uebrigens werden manche

Finanzzweige in Oestreich durch Commissionen in den Provinzen besorgt, als die Tabakoregie 2c.

Wenn im Preußischen, im Verhältniß zu den Preisen der Lebensmittel, die Officianten schlecht bezahlt werden, so haben sie noch weit mehr in Oestreich zu leiden. Kein Staat bezahlt seine Diener so schlecht, wie Oestreich; darum wird es auch so schlecht bedient, und kein Staat hat so übelfundirte, so viel verlierende Zahlungsmittel eingeführt, wie Oestreich. Wenn nun im Verhältniß zu diesen stets mehr verlierenden Staatspapieren der Officiantengehalt nicht steigt, so sind die Beamten dem Verhungern nahe.

Darum wird so manche arme, aber schöne, Wiener Beamten-Tochter eine Lustdirne; darum bat ein Subaltern-Officiant in Wien, der für mich abschrieb, mich um Gotteswillen, ihm 5 Fl. zu leihen, die er nie zu erstatten gedachte.

Was Bestechungen betrifft, so sind wir im Preußischen, selbst in der Justiz, davon nicht ganz frey geblieben; aber die Wiener Advocaten verstehen das Tuch an allen vier Zipfeln zu fassen.

Ein Preuße, der hier einen wichtigen Prozeß betrieb, erzählte mir einst mißmuthig, daß der Advocat der Gegenpartey ihn geradezu gefragt habe, wie viel er verdienen solle, wenn er ihn gewinnen ließe?

Hier zeigt sich der östreichische rechtliche Charakter im schlechtesten Lichte.

Ist es im Preußischen nicht so, so liegt es keinesweges in der Moralität der Nation, sondern einzig und allein in dem Esprit de Corps der Justizbedienten. So wie es ein Point d'honneur im preußischen Militair gab, das, wenn es gehörig gepflegt und genährt worden wäre, den Sieg gebracht haben würde; so existirt unter den Justizbedienten ein Ehrgefühl, welches alle ergriffen hat, bis

auf die Justizcommissarien, die durch den Umgang mit den Juden verdorben worden sind.

Dieß Ehrgefühl stammt seit der Einführung des Cod. Frider. her, und wurde seit 1779 noch vermehrt. Großkanzler, wie Cocceji und Carmer, suchten es zu erhalten, und das Cammergericht in Berlin war das erste Justizcollegium in der Welt; es hielt sich selbst dafür, und seine Mitglieder gingen mit einem stolzen Gefühl einher, welches man ihnen gern zuließ. In neuern Zeiten ist dieses Band, welches alle umfaßte, schlaffer geworden, und die Glorie um das Haupt dieser Justizmänner ist etwas in Schatten gekommen. Hoffentlich erscheint aber bald ein Mann, der wieder einen hellen Sonnenstrahl darauf wirft.

Wien.

Ich soll Dir die kaiserliche Familie schildern; ich soll Dir melden, ob Carl das Genie ist, für welches man ihn hält, ob die Kaiserin so böse war, als man sie ausschrie, wer die Geschäfte und das Finanzwesen leitet und dgl. Das ist eine schwere Aufgabe: denn zu wenig kenne ich diesen Hof, zu wenig die ersten Staatsmänner; was ich Dir melde, das sind Sagen, so wie ein Reisender sie anhört.

Der Kaiser Franz soll eins der moralischsten und rechtlichsten Wesen seyn, die es giebt; er soll oft die richtigste Ansicht der Dinge haben; er ist aber weder ein gebohrner, noch ein gemachter Feldherr. Im Uebrigen fehlt ihm das Zutrauen zu sich selbst; um recht gut zu regieren, übertrug er oft seine Gewalt andern, die alles verdarben.

Von Carl hörte ich ganz widersprechende Urtheile. Die Wiener sind nicht gut auf ihn zu sprechen; sie sagen:

Carl hat durch einige glückliche Coups, woran vielleicht seine Adjutanten mehr Theil hatten, als er, sich in Ruf gesetzt, der sich auf die Dauer nicht halten kann und wird. Er zieht bey allen Gelegenheiten das Militair vor und setzt das Civil zurück. Faßbender ist sein Rathgeber, und wenn auch jetzt anscheinend außer Einfluß, so soll er doch noch im Stillen wirken.

Auf diesen Faßbender wird denn wacker geschimpft. Auf die Kaiserin lassen die Wiener dagegen gar nichts kommen; sie sagen: sie sey ein Muster von Güte und Wohlthätigkeit gewesen.

Einen außerordentlichen Kopf unter den Ministern wollen die Wiener gar nicht passiren lassen; sie schimpfen auf die abgegangenen, Thugut und Collorredo, sie schimpfen auf die jetzigen, Stadion, Zichy rc.; wem aber das ganze Land, und besonders Wien, Gerechtigkeit widerfahren läßt, das ist der Oberhofmeister Graf Werbna. Er war während der Anwesenheit der Franzosen erster Landesdeputirter. Man kann nicht genug rühmen, mit welcher Energie, Weisheit und Gerechtigkeit er damals die Angelegenheiten des Landes und der Stadt Wien besorgt haben soll. Er wurde, sagen seine Lobredner, von Feind und Freund geschätzt.

Man sieht aber, setzen die Wiener hinzu, daß bey uns kein rechtlicher Mann aufkommen kann; die Cabale legt ihn gleich lahm. Werbna wurde mit Beyfall nach der Rückkehr des Hofes überschwemmt; man setzte ihn aber außer Einfluß, denn man machte ihn zum Oberhofmeister.

Spricht man mit dem Militair, und das that ich mit sehr unterrichteten kaltblütigen Männern, so hört man von allen das Lob des Erzherzogs Carl. Einer sagte mir über ihn folgendes:

Carl ist weder ein Friedrich, ein Napoleon, oder ein Joseph, obzwar er mehr militairisches Talent hat, als dieser. Er ist aber ein Mann, dem es nicht am Verstande, an Energie, an Beharrlichkeit fehlt; er ist unter unsern Prinzen der Einzige. Er ist uns mehr werth, als jeder andere Feldherr: denn er ist ein Prinz vom Hause, er wird nicht vom Hofkriegsrath gegängelt, und hat das Zutrauen des Militairs vom General bis zum Tambour hinab. Wo er an der Spitze steht, da folgt ihm alles frohen Muthes. Er hat oft genug die ältesten Generale mit Ernst zurechtgewiesen; er hat oft genug selbst und allein commandirt; er hat oft genug uns allen gezeigt, daß er das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat. Jetzt steht er allein an der Spitze des Staats, da ihm sein Bruder sein ganzes Zutrauen schenkt. Dieß ist für Oestreich von großem Werth, welches sonst die Parteywuth zerstörte. Daß die Wiener ihn nicht leiden können, kommt daher, daß er das Militair dem Civil vorzieht, und den Bürger-Garden-Officiers nicht gleiche Ehre, wie uns, erzeigen lassen wollte.

Unter den übrigen Prinzen des Hauses traut man dem Großherzog Ferdinand und dem Palatinus von Ungarn das mehrste zu.

Uebrigens sind diese Prinzen gar nicht ceremoniös, sondern populair; so sah ich Anton, Joseph und Reinhardt im Prater unter den Spatzierengehenden aller Stände ohne alle Ansprüche lustwandeln.

Es herrscht bey Hofe weder Opulenz, noch großer Luxus, sondern Simplicität und reine Sittlichkeit; weder dem Kaiser noch den Prinzen kann man Lasterhaftigkeit andichten. Gleich Friedrich Wilhelm III. kam Franz in einer kritischen Zeit auf den Thron, und es war ein Regent erforderlich, um den Staat zu erhalten, der alle

Tugenden eines guten Regenten mit den Verstandskräften eines Genies vereinigte; gingen ihm die ersten auch nicht ab, so fehlten ihm doch die letztern.

Unstreitig würde es aber noch weit schlechter gegangen seyn, wenn Franz nicht das war, was er wirklich ist.

Wien.

Was Oestreich schwächt und von jeher geschadet hat, das ist nicht die Verdorbenheit seiner verschiedenen Völker, sein zu Grunde gerichteter Nationalreichthum, seine Armeen, oder seine Finanzen, sondern vorzüglich die Verschiedenheit der diesen Staat bewohnenden Völkerstämme, die Privilegien ganzer Provinzen (Ungarn) und seiner Kasten (Adel und Geistlichkeit).

Die östreichischen Staaten sind von drey Hauptnationen bewohnt, die wieder viele Nebenzweige haben. Durch Religion werden jene wieder in einzelne Secten getheilt. Jene sind Deutsche — Ungarn — Slaven. Die letztern sind die stärksten an Zahl; es sind 12000000. Sie theilen sich in Czechen in Böhmen, Hannacken in Mähren (welche wieder aus eigentlichen Hannacken, Blutninken und Sabetschacken bestehen), in Slawacken im nördlichen Theil von Ungarn und in Mähren. Hier unterscheidet man diese wieder in ächte Slawacken an der March, und in die Wallachen, die man auch Kopaniczaren, Pussokaischen und Sallachacken nennt; am mährschen Arm der Karpathen wohnen die Rusnincken, die Croaten und Wenden; Uskoken in Dalmatien, die Morlacken, die Räzzen oder Servier, die Pohlen in Gallizien, die Mazarällen an der Weichsel, die Gorulen in den gallizischen Gebirgen. Alle diese verschiedenen Völker sind slavischer

Abkunft, dennoch unter sich wieder in Sitte, Sprache, Kleidung und Meynung verschieden, hassen sie sich gegenseitig, und werden nicht durch die Bande der Nationalität, wie der Franzose, Engländer, Spanier, umfaßt.

Die Deutschen betragen 5600000 Köpfe; einige Provinzen ausgenommen, die sie ganz inne haben, wie Oestreich, sind sie in den übrigen zerstreut.

Die Ungarn, 3,340000 Seelen stark, eigentlich (Magyarock) oder Mongolen, bewohnen das Paradies von Europa, das eigentliche Ungarn, und einen Theil von Siebenbürgen.

Zu ihnen sind die Jazyger zu zählen; die Camanen, 112000 Köpfe stark, sind tartarischen Ursprungs, aber mit den Ungarn sehr vermischt worden, so, daß man sie als solche ansehen kann.

Außer jenen Hauptnationen giebt es noch 870000 Wallachen in Siebenbürgen und Ungarn, 300000 Juden, 65000 Italiener in Fiume, 60000 Armenier in den nördlichen Provinzen, 30000 Zigeuner in der Bukowina, 1500 Albaner in zwey syrmischen Dörfern, 52000 einzelne Griechen, Wallonen, Bulgaren, Osmannen, Tartaren. Die ganze Volksmenge beträgt ungefähr 22 Millionen. (Bisinger Generalstatistik des östreichischen Kaiserthums. Wien, bey Geistinger, 1807.)

Wie gründlich dieser Verfasser die unglücklichen Folgen dieser Verschiedenheit von Oestreichs Bewohnern schildert, das will ich Dir extrahiren:

„Ein so großer, so mannichfaltiger Zusammenfluß von Völkern muß auch eine große Verschiedenheit der Sprachen zur Folge haben. Gewiß giebt es außer Rußland keinen Staat in Europa, wo der Sprachen so viele und in so mannichfaltigen Mundarten gesprochen werden, als in Oestreich. Auch übertreffen die Oestreicher beynahe alle übrigen europäischen Nationen in Ansehung der Leichtig-

keit, sich fremde Sprachen eigen zu machen. Eben diese auffallende Verschiedenheit der Einwohner dient zum Beweise, daß die östreichische Monarchie aus ungleichen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Diese Theile sind nicht bloß durch Sprache, sondern auch durch Charakter, Sitten, Kleidung, Religion, Cultur und selbst durch eignes Staatsrecht von einander verschieden."

„In einem solchen Staate gewinnt der Patriotismus eine ganz eigne und besondere Beziehung, nach welcher er in den Provinzial- und Totalpatriotismus zerfällt. Der erstere ist so wenig an und für sich der letztere, als er diesem vielmehr leicht nachtheilig werden kann."

„Er erzeugt ein abgesondertes Interesse, welches dem allgemeinen Besten widerspricht, und erzeugt einen beschränkten Provinzialstolz und vernichtet den Grundsatz: daß die einzelnen Theile um des Ganzen willen vorhanden sind.

„Den Regenten erschwert dieser wenige Einklang der Einzelnheiten zum Ganzen die Regierung außerordentlich. Darum war es Josephs Lieblingsplan, diese Theile des Ganzen in einander zu verschmelzen. Ein gigantischer Plan, der ihm nicht glückte, und nie glücken wird." So weit Bisinger.

Europa hat die traurigen Folgen dieser Disharmonie gesehen. Im Jahr 1790 wären einzelne Theile vom Ganzen abgerissen worden, hätte Leopolds Weisheit sie nicht noch zusammengehalten. Im Jahr 1805 setzte der Kaiser sein ganzes Vertrauen auf die Ungarn und glaubte, sie würden durch eine Insurrection den Staat retten, so wie sie vor 60 Jahren den Thron Marie Theresiens befestigten; was sie aber thaten, bewies hinlänglich ihre Abgeneigtheit zu Opfern, dem Ganzen dargebracht.

Jetzt, indem ich dieses schreibe, versucht Franz II. auf dem Reichstage zu Ofen die Ungarn zu neuen Pflich-

ten

ten gegen den Staat zu bewegen; ohne Gewalt dürfte aber das Project mißlingen, und dieß jetzt zur unrechten Zeit angewendet seyn.

Die Regierung hat Schuld, daß sie durch ein übel verstandenes Staatsinteresse mit den Ungarn in ewiger Opposition lebte, ihre Kräfte benützte, und nie ihren gerechten Beschwerden abhalf.

Warum setzte man das Provinzialinteresse der Ungarn gegen die übrigen Erblande zurück? Warum gab man ihnen mit diesen nicht gleiche Rechte? Warum verstattete man ihnen nicht ihre Productenausfuhr ohne drückende Zölle? Das mögen die Staatsminister beantworten, die immer darauf ausgingen, die Gerechtsame der Ungarn zu schmälern, um (nach ihrem Wahn) die Souverainität der Kaiser zu verstärken.

Entweder mußten vor dem Türkenkriege, im J. 1787, wo der Staat dazu stark genug war, die Prärogativen der ungarischen Magnaten mit einem Schlage vernichtet und dem Kaiser die volle Souverainität verschafft werden, oder man entweihte diese ständische Verfassung durch kein Attentat. In beyden Fällen mußte man aber dennoch den Ungarn gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern Oestreichs verstatten, da man ihnen gleiche Lasten mit diesen aufbürdete.

Wahr ist es aber, daß die Prärogativen ganzer Provinzen, des Adels und der Geistlichkeit, ein großes Hinderniß ausmachen, daß der Staat in seiner Entwickelung nicht vorwärts kann und Mühe hat, sich unter den übrigen, die mit Riesenschritten vorwärts eilen (Frankreich) aufrecht zu erhalten. Sie passen nicht mehr zu unserem Zeitalter, diese Prärogativen, welche die Barbarey begründete. Gleichheit der Rechte verlangen jetzt die Einwohner der heutigen europäischen Staaten; ängstlich steht die Regierung mitten inne, auf der einen Seite die Privilegien

geschützt durch positive Satzungen, auf der andern Seite das dadurch gedrückte Volk, welches Ansprüche an den Vortheilen verlangt, die die Societät gewähren könnte, indem man ihm alle Lasten der Erhaltung derselben aufgebürdet hat. Sie schwankt hin und her; sie häuft Schulden auf Schulden, bis das Maaß voll ist und alle Dämme reißen. So ging es der Dinastie der Bourbons, so wird es der der Habsburger ergehen. Die Natur behauptet ewig ihre Rechte.

In dem ungarischen Gesetzbuche wird der Adel allein Volk genannt; alle übrige Menschen sind Knechte und haben keinen Stand in der Societät. Er verfaßte stets die Landesgesetze. Er allein kann adliche Güther besitzen und Unterthanen beherrschen. Er ist frey von allen Steuern innerhalb den Grenzen des Reichs; er bewilligt dem Staate, was seine Unterthanen geben sollen. Er kann verklagt, aber nicht arretirt werden, ohne von seinem gesetzmäßig adlichen Richter gehörig vor Gericht geladen und überwiesen worden zu seyn, dessen man ihn anklagte. Er hat das Jus honorum, oder das Recht, alle Aemter, und die vornehmsten davon allein zu bekleiden.

Wenn es nun in Ungarn nur 162947 adliche männliche Köpfe und überhaupt 3,340000 Menschen giebt: so denke, mein Freund, einmal über die natürlichen rechtmäßigen Gründe nach, warum und aus welchem Grunde und zu welchem Zweck 3,178000 Menschen jener Zahl von Edelleuten dienen, und von ihnen als Instrumente verbraucht werden sollen, die die Natur mit gleichen Ansprüchen auf ihre Wohlthaten auf die Welt setzte?

Darum ist denn auch Ungarn, dieß Sicilien an Fruchtbarkeit nichts nachgebende Eldorado, noch so in seiner Cultur vernachlässigt, daß auf einer Quadratmeile nur 1643 Menschen leben, da es Provinzen in Deutschland

giebt, die man unter die unfruchtbarsten zählen kann, wo auf der Quadratmeile 2902 Menschen leben und sich wohl befinden (die Grafschaft Mark), und in Ravensberg, dem die ungarische Fruchtbarkeit abgeht, 5506. (Hassel.)

Es thut dem Beobachter solcher Mißverhältnisse, der allenthalben die Hindernisse hinweggeräumt sehen möchte, die sich der Entwickelung des Menschengeschlechts entgegenwerfen, wehe, daß menschliche Satzungen solche selbst begründen, und bey allem besseren Einsehen sie dennoch pflegen und nähren, wenn sie sich auch selbst sagen müssen: der Mensch sey von Natur bestimmt, einer völligen persönlichen Freyheit zu genießen, um sich sein Leben im Moralischen, wie im Physischen, so angenehm als möglich zu machen.

Es werden freylich auch dann nicht alle Herren seyn können, sondern viele dienen müssen, man lasse ihnen aber den freyen Willen.

In dieser Hinsicht steht nun Preußen freylich sehr hoch über Oestreich, weil es drey Regenten hatte, welche alle Hindernisse, die der Cultur entgegen wirkten, niederrissen. Friedrich Wilhelm der Churfürst, sein Enkel, und Friedrich II.

Die preußische Monarchie (die Pohlen abgerechnet, über welche Friedrich Wilhelm II. sich unklugerweise die Souverainität aufbürdete) besteht größtentheils aus Deutschen, und wenn der Westphälinger, Schlesier, Pommer, Märker, Preuße, in manchen Dingen von einander abweichen, so bindet sie doch eine Sprache und größtentheils eine Religion.

Jene drey Herrscher arbeiteten wohl daran, die Privilegien der Kasten zu schmälern und zu vernichten, und sich zu Souverains zu machen; die Rechte der Stände sind unter andern in den Marken nur noch ein Schatten von denen, die sie unter dem großen Churfürsten hatten,

dem sie sogar die Verpachtung seiner Domainen hindern wollten, weil sie die Ersten unter ihnen als Castellani wacker benutzt hatten; aber jene Regenten ließen dennoch ihren Nachfolgern Manches zu thun übrig. Da waren noch in den Ländern jenseits der Elbe Lehen, Majorate, Pfründen und stiftsfähiger Adel, eben so an der Hasel und in Pommern; da gab es selbst in dem eroberten Schlesien Indigenate und Incolate; die in ältern Provinzen belegenen Rittergüther zahlen nur ein Ritterpferd mit 40 Rthlr., in andern Provinzen, wie in Westphalen, gar nichts. Hier waren sie frey von Accise. Die Aufhebung des Leibeigenthums bestand mehr in Worten als in der That, denn in den mehrsten Provinzen hat nur der Bauer ein Dominium utile, und ist glebae adscriptus; er ist heute noch dienstpflichtig und unterthänig.

Man hat nun bis jetzt freylich dem Adel immer neue Staatslasten aufgebürdet (die Naturallieferung für die Armee), man hat Bürgerlichen Incolate ertheilt; man verstattet die Dismembration adlicher Güther in gewissen Grenzen; man läßt durch Urbarien die gegenseitigen Pflichten und Gerechtsamen unter Herrn und Unterthan bestimmen; man befördert Bürgerliche zu den ersten Ehrenämtern, aber immer noch ist keine Gleichheit der Rechte, und keine gleiche Vertheilung der Abgaben dekretirt. So lange dies nicht geschieht, kann man dem preußischen Staat keine freye Verfassung einräumen.

Haben aber in Oestreich Joseph, in Preußen Friedrich daran gearbeitet, die einzelnen Theile in ein Ganzes zu verschmelzen, so haben unglückseliger Weise unter Friedrich Wilhelm II. und III. die verschiedenen Beamten daran gearbeitet, das, was ganz war, zu zerreißen; ihr strafwürdiger Egoismus, ihre kleinliche Eitelkeit, ihr Privatinteresse strebte immer dahin, eine Provinz auf Kosten der andern zu erheben, und den jäh-

rigen Finanzetat (mit einem Plus ausgestattet) dem Kö-nige vorzulegen, welches die benachbarte Provinz bezahlen mußte. Ja man war so thöricht, so eitel, so egoistisch, eigne Staats- und Provinzial-Aus- und Einfuhrbalanzen zu fabriciren, um seine Ichheit der eines benachbarten Beamten vorzusetzen.

Glücklich waren diese Einseitigen, wenn sie am ersten Juny ihren Etat dem Könige einreichten, und dann, mit einem selbst gefälligen Lächeln prahlend, ihm das mit grossen Buchstaben ausgeworfene Plus vorrechnen konnten; noch glücklicher waren manche, wenn der König ihnen oder ihren Günstlingen dann eine Zulage aus dem vorgespiegelten Plus bewilligte.

Hat irgend etwas den preußischen Staat in seiner Entwickelung gehindert, hat irgend etwas zu seiner Auflösung mit beygetragen, so war es das einseitige Betragen seiner Staatsbeamten.

Was folgte daraus?

Die Subalternen der getrennten Provinzen feindeten sich an, einer vereitelte die Plane des andern.

Die Marken, Berlin in der Mitte, wollten 1805 bis 1806 verhungern, Ost-, West- und Südpreußen schifften in Masse ihre Getraidebestände ins Ausland.

Schlesien litt einen gleichen Mangel, die Provinzen an der Elbe (Magdeburg), bedeckten diesen Strom mit der Ausbeute ihrer Erndte.

In einer Provinz (jenseits der Oder) betete man die Grundsätze der Physiocraten an, und pries das Agrikultursystem; in Schlesien, wo die Fabriken dominiren, wollte man nichts davon wissen, und verlangte für diese Unterstützung.

In Berlin, wo Friedrich Fabriken anlegte, ließ man sie mit Gewalt zu Grunde gehen, und dennoch verbot man auf der Frankfurter Messe die Einfuhr englischer

Waaren, damit sie in tausend Nebenwegen ins Land eingingen. Man ließ in Berlin die Fabriken zu Grunde gehen, da man die Lebensmittel ins Ungeheure steigen ließ. Dennoch baute man vor dem Cottbusser Thor ein prachtvolles Magazin, worin jetzt die Dohlen nisten; denn gefüllt wurde es nie.

Ich habe große Lust ein eignes Buch zu schreiben, welches den Titel haben soll:

Irrthümer der preußischen Landesverwaltung von 1786 bis 1807.

Darin will ich obiges noch besser ausmahlen.

Wien.

Einen Gegenstand, der hier mit einem ähnlichen im Preußischen zu vergleichen ist, habe ich noch nicht berührt. Ich meyne das Militair. Beydes, das östreichische und preußische, wich gar sehr von dem französischen ab, welches die Revolution gebahr. Darum wurde es auch geschlagen, ganz eigentlich überwunden, besiegt, ja entehrt.

Das sind die Folgen davon, wenn man eine, von einem Meister erfundene, für sein Zeitalter, und auf dem Standpunkt, wo er stand, passende Form ewig beybehält, darin fort vegetirt, nicht in der Wissenschaft fortschreitet, die Begriffe (daraus abstrahirt) fest hält, keine neuen Ideen erschafft, ja selbst nicht einmal die neue Manier seines Gegners erforscht. Was wäre jetzt die deutsche Dichtkunst, wenn wir bey Gottscheden — Gellert stehen geblieben wären? würde Schiller existiren? Was ist aus uns geworden, daß wir nicht weiter sahen, wie Saldern? Ueberwundene!

Die Oestreicher unter Eugen, der Schrecken der Türken und Franzosen, flohen 1740 vor den Anfängern

in der Kriegskunst, den Preußen, da sie einen Feldherrn vor sich hatten, der andere Ideen ausführte, wofür ihnen der Begriff fehlte. Die Schweden, Herren von Deutschland viele Jahre, führten sieben Jahre mit einem preußischen Husaren-Obersten Krieg; die Preußen bey Jena wurden überwunden, weil sie noch im siebenjährigen Kriege zu seyn wähnten. So die Russen und Oestreicher bey Ulm und Austerlitz. — Nichts widersteht einer englischen Kriegsflotte, da man ihre Kunst nicht erreichen kann.

Der beste Fechter, der stets mit einem Arm focht, ist verlohren, wenn sein Gegner den Degen in die andere Hand nimmt; die schönsten Paraden werden jetzt Blößen.

Die Oestreicher und Preußen sind beyde geschlagen, und haben allein durch ihre Schuld ihren alten Ruhm verlohren; jene mehr wie diese, denn sie konnten, seit 1792 stets mit den Franzosen im Kriege, ihnen praktisch die Künste ablernen, nicht so die Preußen. Diese hatten zwar unter ihren Truppen in den untersten Chargen Theoretiker genug, aber da oben fehlte es an Köpfen, und waren welche da, so wurden sie hinter die Thüre gestellt.

Oestreich, beynah aufgelöst, fängt jetzt erst an, sich den Franzosen nachzubilden.

Doch ich will diesen wichtigen Gegenstand specieller durchgehen.

Wer muß Soldat seyn?

Es ist wahrhaftig lächerlich in gebildeten Staaten, welches doch die europäischen seyn wollen, diese Frage noch aufwerfen zu müssen.

Kann es in irgend einem Staate streitig seyn, wer mit Blut und Leben die Verfassung (organische und bürgerliche) vertheidigen solle, die die Verhältnisse der Mitglieder gegen einander bestimmen, und jedem einen sichern Spielraum für sein Wirken, und für die Resultate seines

Wirkens verbörgen, so kann man dreist daraus schließen: der Staat stehe am Rande seiner Auflösung, seine Verfassung sey nicht vom allgemeinen Willen, von der öffentlichen Meynung gehalten, sondern es wirke in ihm ein System des Drucks der Einzelnheit aufs Ganze, die dieses endlich ganz vernichten, oder durch den Gegendruck selbst vernichtet werden müsse.

Dieß ist bey Oestreich und Preußen der Fall. Beyde Staaten haben Grundsätze aufgestellt, wer die Staatsverfassung vertheidigen soll oder nicht.

Schon deßhalb, daß Frankreich jeden zum Soldaten aushebt, den die Natur dazu bestimmte, oder wer die Waffen zu tragen vermag, mußte diesem Staate über jene den Sieg verleihen.

Besser ist aber noch die Frage: Wer soll Soldat seyn, im Preußischen beantwortet, wie in Oestreich; nur jetzt hat Carl (und das beurkundet seine Weisheit), ein anderes Conscriptionssystem eingeführt, welches keinen Stand, kein Geld, kein Ansehn schont.

In Oestreich verlangte der Hofkriegsrath sonst aus jeder Provinz eine gewisse Anzahl Rekruten, und nun wurde dieß Quantum auf die Dörfer repartirt. Sollte also ein Dorf z. B. vier Mann stellen, so kam die Reihe gewiß an die vier ärmsten Bauern, wenn sie nur so eben dienstfähig waren; des reichen Schulzen-, Brauers- und Müllers Sohn ging gewiß frey durch.

Im Preußischen ist das Militair bekanntlich auf gewisse Cirkel (Cantons) angewiesen, worin die dienstfähige Mannschaft, das heißt, alle die gesund und wenigstens fünf Fuß drey Zoll messen, in Listen (Canton-Rollen) verzeichnet war; aus diesen zog das Regiment, welches auf diesen Canton angewiesen war, seine Leute. Freylich passirten auch hier Durchstechereyen, und wenn mancher Dukaten in die Tasche des Canton-Commissairs, und

manches fette Schwein in die Küche der Frau Gemahlin gewandert war, so schied mancher baumstarke Kerl aus der Cantonrolle aus.

Ungeachtet die preußische Armee aus halben Riesen bestand, und der östreichischen die ärmlichsten, schwächlichsten unter seinen Unterthanen geliefert wurden, so konnten doch die Oestreicher mehr Strapatzen ertragen wie jene; ihre Armeen hatten nie so starken Abgang wie jene, dieß beweist besonders die erste französische Campagne 1792, wo die Preußen sich zu Tode purgirten, und vor der angelangten Verstärkung im December desselben Jahrs nicht wieder agiren konnten, statt daß die Oestreicher unter Clarfait, die mit den Preußen bey Valmy gestanden hatten, noch einen completten Feldzug in den Niederlanden machten. Woher mag das kommen?

Die Oestreicher werden von Jugend auf besser genährt, wie die Preußen diesseits der Elbe.

Das Leibeigenthum drückt sie nicht mehr, und wenn solches in Ungarn und Westgallizien auch noch existirt, so ist doch hier die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, daß der Bauer sich satt essen kann. Man bedenke dagegen die elende Kost, welche in Schlesien, Brandenburg, Pommern und Preußen der Grundherr dem Gesinde giebt. Klöße, Kartoffeln, und das ganze Jahr dreymal Fleisch. Da die Regierung in Schlesien selbst gezwungen worden ist, das Essen zu bestimmen, und den Küchenzettel zu machen, was die Grundherren ihren Leuten geben sollen, so ist obiges dadurch bewiesen.

Der exaltirte Bülow, aus dessen reichhaltigem Genie die Ideen wie Funken aus einem Feuersteine sprühen, wenn man ihn berührt, sagte einst:

Daß der Untergang des preußischen Staats lediglich den Kartoffeln dereinst werde zugeschrieben werden müs-

sen, deren häufigen Genuß man von Polizeywegen verbieten solle.

Ich dachte dabey:

Ja wenn die großen Guthsbesitzer (Kornjuden) nicht lieber ihr Getraide über See sendeten, und das dafür gelöste Geld durchbrächten, sondern es ihren Leuten gäben.

Man vergleiche einmal mit einem Schlesier einen magdeburgischen, halberstädtischen Bauer, oder einen Westphälinger aus der Soesterbörde, aus Ostfriesland, oder auch aus den freyen Gegenden um Danzig. Welch ein Contrast!

Eine zweyte Ursache jener dauerhafteren Constitution der östreichischen Soldaten im Vergleiche mit den preußischen ist auch wohl die zweckmäßigere Kleidung. Die Oestreicher haben wärmere Unterkleider wie die Preußen; sie haben zwar nur eine Jacke, und die Preußen einen Rock, jene ist aber aus besserem Tuch gemacht, als der preußische Rock, der die Posteriora nicht bedeckt.

Das Wichtigste ist aber der Aermelmantel, den die Oestreicher haben, und der den Preußen abgeht.

Dieß sah man in Berlin im jetzigen Kriege wohl ein, indem man an den Patriotismus appellirte, um Mäntel zu schaffen. Wenn nur welcher da gewesen wäre! In Schlesien schaffte G. Hoym diese Mäntel bald — Ich glaube, sie fielen den Franzosen in die Hände.

Ob die östreichische Armirung zweckmäßiger ist, als die preußische, das weiß ich nicht; soviel habe ich aber gesehen, daß die Oestreicher nichts aufs Geschwindfeuern (knallen) halten, denn sie schütten Pulver auf die Pfannen.

Ihre reitende Artillerie soll besser eingerichtet seyn, als die unsrige, das habe ich gehört, aber nicht untersucht.

Was ich aber wunderschön gefunden habe, das ist ihre Cavallerie; ich glaube, die östreichische ist die erste in der Welt, wenn sie gut angeführt wird.

Eine Uhr, die niemand aufzieht, sey sie auch ein Wunder an Kunst, die geht nicht.

Ist es aber ein Wunder? Die Pferde, welche wir uns von betrügerischen Juden liefern lassen, die nimmt Oestreich aus seinen eignen vortrefflichen Gestüten in Ungarn. Das ungarsche Pferd ist auch kein pohlnisches, dies hat nur Gewandheit, das ungarsche verbindet diese mit Stärke.

Wer eine Armee aus ungarschen Grenadieren und ungarscher Cavallerie zu commandiren versteht, der erobert mit ihnen die Welt, er schlägt alle Truppen, die ihm vorkommen.

Das ist mein Glaube.

Ueberhaupt muß ich sagen, und werde noch einmal darauf zurückkommen, die Ungarn sind eine einzige Nation. ich glaube, sie stammen von Adam in gerader Linie ab, und haben ihre Stammväter unmittelbar im Paradiese gehabt.

Gesundheit, Schönheit, mehr Muskeln als Fleisch, Kraft, Feuer, Gewandtheit, alles ist ihnen eigen, um den vollkommenen Mann zu bilden.

Wie ihre Weiber seyn mögen, das weiß ich nicht; die Männer haben mich hingerissen. Die Oestreicher stehen ihnen nach. Zwerge sind die Böhmen gegen sie; am nächsten kommt ihnen der Italiener, der von einer gesunden Deutschen gebohren, von einem Italiener gezeugt ist.

Es war in der östreichischen Armee üblich, nicht darauf zu sehen, ob die Officierstellen mit Bürgerlichen besetzt waren oder mit Adlichen, man avancirte auch wohl von unten auf. Die Stellen vom Compagnie-Chef an wurden verkauft, das letztere ist aber jetzt abgeschafft, und man befördert nun nach dem Verdienst von unten auf.

Im Preußischen hat man bis jetzt nur Edelleuten die Officierstellen eingeräumt und sie nach der Rangliste avanciren lassen, bloß jetzt im Kriege sollen auch Bürgerliche dazu gelangen.

Nachdem die östreichische Armee den Chargenverkauf abgeschafft hat, verdient ihre Art, die Officierstellen zu besetzen, unstreitig den Vorzug.

Eine ganz andere Methode ist bey der östreichischen Armee in Hinsicht der Bezahlung des Soldes festgesetzt.

Vom Fähndrich bis zum Regimentschef ist die Gage weit mäßiger, als im Preußischen, und wenn es ungeachtet des niedrigen Courses der Bankozettel doch noch weit wohlfeiler ist, wie bey uns, so steht die Gage doch im Geringsten nicht im Verhältniß zu den Preisen der Dinge. Wenn ein Subaltern-Officier monatlich 24 Gulden bekommt, ein paar Stiefeln aber 10—12, ein Hut bis 16 Gulden kostet, wie soll er da auskommen?

Da der Compagniechef weder etwas von Beurlaubten, noch von Freywächtern oder kleinen Montirungsstücken zieht, wie bey uns, so steht er sich höchstens 2000 Gulden des Jahrs, ungefähr 706 Rthlr. unsers Geldes nach dem jetzigen Cours.

Für die östreichische Armee wird alles geliefert; die Compagniechefs haben damit nichts zu thun, die Oekonomie geht ihnen nichts an.

Ich weiß nicht, welches besser ist, die östreichische oder preußische Manier.

Soviel ist aber gewiß, daß, wenn die preußischen Compagniechefs durch die ihnen verstatteten Emolumente sich im Frieden besser stehen, wie im Kriege, sie jenen stets diesem vorziehen.

Was ich bey den östreichischen Truppen im Vergleich zu den preußischen loben muß, ist: daß die östreichischen Officiere selten heurathen. Z. B. im Husarenregiment

Großherzog Ferdinand waren nur zwey Officiere verheurathet. Bey uns fingen die Junker schon an, sich Weiber zu nehmen, und sobald einem Officier der Bart wuchs, so hatte er auch schon ein Weib.

Der beste Soldat ist stets derjenige, der, wenn er zu Felde geht, nichts zurückläßt, was ihm am Herzen liegt; dann sieht er vorwärts, nicht hinter sich.

Völlig geht aber den östreichischen Officieren die Arroganz ab, mit welcher die Preußen stets auftraten; jene drücken nicht auf die andern Stände, wie diese es immer thaten. In Privatgesellschaften sieht man den Oestreicher gewöhnlich in der Civiltracht.

Was ich aber an den östreichischen Truppen tadele, ist die Antipathie, die unter ihnen herrscht, je nachdem sie aus dieser oder jener Provinz herstammen. Das machen die verschiedenen Völkerstämme, aus denen das Reich besteht. So dünkt sich der Ungar über alle andere erhaben.

Ueber den Werth beyderley Truppen haben die Schlachten bey Austerlitz und Jena entschieden, so glaubt der große Haufen; ich aber nicht.

Die Oestreicher sind jetzt nicht mehr die alten, das kann ich dreist behaupten; denn in voller Kraft stehe ihre Armee stärker denn je mit allen wohl ausgerüstet wieder da.

Das Verdienst entscheidet jetzt bey ihnen über den Rang, und nicht mehr das Geld, wie ehemals.

Jetzt steht nur ein Generalissimus, über alle Cabale erhaben, ein Prinz von Geblüt, an der Spitze; sonst regierte der Hofkriegsrath die Bewegungen der Armee.

Die Bagage und Equipirung ist leichter, wie ehemals, und das neue Conscriptionssystem trifft jetzt Reiche und Arme.

Die Subaltern-Officiere, so wie der Soldat, kennen den Krieg seit 15 Jahren, sie sind daran gewöhnt; oft waren sie siegreich, warum sollten sie es nicht wieder werden?

Was die Preußen künftig leisten werden, muß erst die folgende Zeit lehren. Die Preußen bey Eylau waren wenigstens nicht die bey Jena.

Unter allen Truppen in der Welt giebt es brave, verständige, Poltrons und Ignoranten; werden die letztern oben angestellt, so verlieren sie das Schlachtfeld, ists umgekehrt, so pflegen sie es zu behaupten.

Den Preußen möchte man anrathen, die Ordnung der Dinge, wie sie bisher bey ihrer Armee war, ganz umzukehren, vielleicht ginge es dann besser.

Wien.

Oestreich hat durch die Kriege des letztern Jahrhunderts entsetzlich viel Menschen und an Resultaten seiner Industrie verlohren, dagegen an Staatsschulden gewonnen; das ist nicht zu läugnen —: aber es ist noch weit mehr bey Kräften, als man es gemeinhin glaubt.

Es dürfte nur seinen Adel und die Geistlichkeit mehr, wie es bisher geschehen ist, zu den Saatelasten heranziehen, dann wäre seine Staatsausgabe leicht gedeckt.

Als ich gerade hier war, kam auf Veranlassung der Regierung Folgendes in die Zeitung:

d. d. Wien d. 10. Junii 1807.

Das Haus Oestreich ist durch die vielen schnell auf einander folgenden Kriege (es zählt unter den letzten 100 Jahren 50 Kriegsjahre) gezwungen worden, die Staatsschulden beträchtlich, und die Banko Zettel so zu vermehren, daß ihr Betrag mit der Summe des

baaren Geldes nicht mehr im Verhältniß steht, und die augenblickliche Einlösung dieser in Umlauf gesetzten Zettel (das einzige Mittel, das Papiergeld im Werth zu erhalten) nicht möglich ist. Es soll daher in Ungarn eine allgemeine Vermögensteuer von 1 Procent beschlossen worden seyn. Von den jetzt versammelten, gleich großmüthigen und vermögenden Ständen des Königreichs Böhmen sind gleiche Gesinnungen zu erwarten.

Der ganze Schuldenbetrag der östreichischen Monarchie wird (vom Freyherrn von Lichtenstein) auf 900 Millionen Gulden angegeben. Die jährlichen Staatseinkünfte belaufen sich auf 110 Millionen Gulden; davon sind zur Hofhaltung und zu dem ganzen Civiletat 11 Millionen, und für das Militair 40 Millionen nöthig.

Es heißt, der Reichstag solle wegen der bevorstehenden Erndte unterbrochen, und alsdann zu Presburg fortgesetzt werden. —

Wenn die Banko-Zettel zu 900 Millionen Gulden angegeben werden, so möchte dieß wohl zu wenig seyn; kein Mensch in Wien glaubt daran.

Wahr ist es, daß die Bankozettel für den Fremden, der hier sein Geld verzehrt, viel Angenehmes, dagegen für den Einheimischen, der den Verlust am Cours nicht auf seine Fabrikate schlagen kann, viel Unangenehmes haben. Der Fremde wechselt auf der Gränze sein klingendes Geld mit 50 Procent Gewinn gegen den Nominalwerth ein, darf sich nicht mit dem Gelde schleppen, indem er mehrere 1000 Gulden bequem in seine Schreibtafel steckt, und wenn die Preise aller Bedürfnisse in Wien nach dem jetzigen Cours immer noch wohlfeiler sind, als in Berlin oder Leipzig, so gewinnt er seine 50 Procent am Cours und lebt davon.

Chambres garnis, die in Wien 40 bis 50 Gulden pro Monat kosten, muß man in Berlin eben so theuer bezahlen. Es giebt deren für 15 Gulden, die gerade so sind, wie die in Berlin für 10 Thlr. Das einzige, was theuer in Wien ist, sind zwey Artikel: Tabak und Kaffee.

Uebrigens mag die Münze so viel Conventionsgeld prägen, wie sie will, so geht Post für Post das Courant nach Sachsen, die alten Kaiser-Böhmen nach Schlesien, wofür Bankozettel wieder einpassiren.

Das Finanzwesen hat seine Entstehung im Allgemeinen durch die verschiedenen Revolutionen, welche in der Regierung und Constitution des Staats der Lauf der Zeit herbeyführte, seinen Ursprung genommen und ist dadurch modificirt, gut oder schlecht organisirt und verwaltet worden. Je nachdem mehr oder weniger die Feudalität herrschte, oder die Handlung prädominirte, durch welche der der Feudalität entgegenwirkende Geist lebendiger wurde; je nachdem der Regent mehr oder weniger von seinen Unterthanen abhängig, oder die Regierung bald monarchisch, bald demokratisch, oder (wie in England) ein Gemisch von beyden war: je nachdem war auch das Finanzwesen eingerichtet, je nachdem entstanden Staatsschulden oder nicht.

Der östreichische Staat hat seine über alle Maßen schlechte Finanzverfassung (wie die Folge beweisen wird) theils der Zusammensetzung desselben aus ganz in sich verschiedenen Theilen oder Provinzen; der Sucht so vieler seiner Beherrscher, dem deutschen Kaiserthum eine potente Existenz zu geben, und der Vertheidigung mancher Provinzen in Italien und Belgien, die ihrer Natur nach gar keinen Theil des Staatskörpers ausmachen sollten, und endlich dem Katholicismus zuzuschreiben.

Rechnet man noch die falschen Hülfsmittel dazu, welche die Regierung so vielfältig anwendete, die zerrütteten und schlecht fundirten Quellen der Staatsrevenüen

näen zu erweitern und ergiebiger zu machen *), so sind die meisten Erscheinungen, aus welchen man unfehlbar auf nahe Auflösung der ganzen großen Maschine schließen muß, leicht zu erkennen. Als Carl V. durch so viele Aufopferungen und Staatskünste endlich sein großes Ziel, die deutsche Kaiserkrone, erlangt, Franz I., König von Frankreich davon entfernt hatte, mit dem er nachher auf Tod und Leben den Kampf um Italien begann, da lagen für Spanien die Ansprüche, wenn auch nicht auf Universalherrschaft, doch auf Universaleinfluß in der Kraft der spanischen Monarchie, und in den sie scheinbar, und beym ersten Versuch unterstützenden Goldminen von Peru.

Der deutsche Kaiser wurde vom König von Spanien oder vielmehr von seinen Grandes und aus seinen westindischen Colonien erhalten.

Carl hoffte in Deutschland alleiniger Herr zu werden, und ob ihm auch schon der durch Luthern ins Daseyn gerufene Protestantismus entgegenwirkte, so wären doch die Anhänger desselben nach der Schlacht bey Mühlberg unter die Füße getreten worden, wenn Carl den Augenblick zu benutzen verstanden hätte. Er versäumte ihn, und seitdem erhielt Süd- und Norddeutschland vielleicht für Jahrtausende jene nicht zu verlöschende Gränzen.

Als Spaniens Beherrscher die Krone niedergelegt hatte, sein Erbe in mehrere Zweige getheilt wurde, das Haus Oestreich die Kronen mehrerer Staaten vereinigte, seinen Scepter über so viele Länder erhob und es zu einer der ersten Mächte Europa's machte: da ging das unabläßige Streben seiner Regenten nach der Oberherrschaft in Deutschland. Dreyßig blutige Jahre lang verwandten sie ihre ganze Macht, dieß Ziel zu erreichen, bis der große

*) Papiergeld.

Gustav Adolph übers Meer kam, und den von Luthern gestifteten Protestantism rettete, durch zwey Schlachten Oestreichs Plan zu einer Alleinherrschaft vernichtete und der Genius des protestantischen nördlichen Deutschlands wurde. Sein angefangenes, durch seine Generale und den Helden von Weimar vollendetes, in Osnabrück durch eine Acte vollzogenes Werk vernichtete Oestreichs Plan zur Unterdrückung Deutschlands; es gab ihn jedoch nicht auf. Unter Leopold und Eugen, der eigentlich das Palladium des Throns war, hatte Oestreich auf der einen Seite zur Abwendung der Türken, auf der andern zur Bekämpfung Frankreichs allen Kraftaufwand nöthig, wo Ludwig XIV. mit dem Gedanken umging, den cultivirtesten Theil Europa's in seine Gewalt zu bringen. Dieser Streit hat sich bis auf die jetzigen Zeiten ausgedehnt, und wird entweder mit der gänzlichen Auflösung Oestreichs enden, oder so lange fortgesetzt werden, bis Frankreich wieder in seine Grenzen zurückgewiesen wird *).

Das Erbe Carls VI. setzte eine Menge Eroberungssüchtiger in Bewegung, einen Theil davon zu bekommen; und Preußen, bisher eine Macht vom zweyten Range, wurde durch den kühnen Geist Friedrichs, durch Schlesiens Eroberung, auf welches er einige Ansprüche hatte, zu einem Gegengewicht von der Vorsehung in Deutschland erhoben, damit Oestreich seinen Plan zur Unterjochung desselben aufgeben möchte.

Der neueste Kampf Oestreichs gegen Frankreich, der fast 15 Jahr gewähret und mit einem ungeheuern Verlust für diesen Staat geendet hat, war zu entscheidend für die Nothwendigkeit einer allgemeinen Staatsumwälzung, als daß solche nicht bald in Oestreich eintreten sollte.

*) Ist schwerlich zu erwarten. Wäre der Hofkriegsrath nicht im J. 1800 da gewesen.

Jene Perioden, die Oestreich durchlaufen hat, mochten sie aus der falschen Politik seiner Regenten und ihrer übertriebenen Herrschsucht, oder aus der Nothwendigkeit hervorgehen, waren doch sämmtlich von der Art, daß sie nicht in dem rechten Verhältniß zu der gegenwärtigen Staatskraft standen, sondern immer eine Anweisung auf künftige Einnahme erfoderten und eine Menge von ungerechten, ohne Gleichheit vertheilte Abgaben auf die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie hervorbrachten, welche das Emporstreben vernichteten und aller Entwickelung entgegen arbeiteten; daher die ungeheure Masse der östreichischen Staatsschulden. Sie sind folgendergestalt fundirt:

1. Credit der Wiener Stadt-Bank.
2. Ständischer Credit.
3 Hofkammer Credit.

Ad 1. Schon im 16ten Jahrhundert waren große Schulden. Im Jahr 1703 wurde die Wiener Bank errichtet; ihr Fond 4 Mark wurde aus Landesrevenüen angewiesen. Alle Wechselzahlungen mußten bey Strafe von 10 Procent durch die Bank gehen; daher hieß sie Giro-Bank. Diese wurde im Jahr 1704 aufgehoben, und der Fond durch 5½ Mark erweitert.

40 Millionen sollten dadurch aufgebracht, und durch Amortisation von 1704 bis 1715 abgezahlt werden.

Im Jahr 1705 würden 15 Jahr daraus, die Zinsen aber auf 5 Procent gesetzt, und die Bank — Stadtbank genannt. Der Staat hatte die Verwaltung. Im Jahr 1714 erhielt sie eine veränderte Gestalt; es wurden neue Fonds angewiesen.

Die Amortisation der Staatsschulden wurde nie erreicht.

Die Stadt Wien leiht der Bank den Namen, und die Noten werden von Magistratsbedienten unterschrieben.

Die Ministerial-Banco-Hof-Deputation leitet eigentlich das Geschäft der Bank. Der Graf Chotek war im Jahr 1754 Chef dieser Commission, und hatte vier Räthe und eine Menge Subalternen in den Provinzen, welche die der Bank zur Subsistenz angewiesenen Revenüen in Regie hatten. Diese Commission und ihre Officianten sind von allen andern Behörden independent.

Im Jahr 1748 waren die Passiva 49 Millionen Fl., 1751 bestanden sie in 44 Millionen, da man 5 Millionen bezahlt hatte.

Die Bank-Obligationen sind von verschiedener Art.

1. Es sind Anleihen, welche die Bank selbst gemacht und worüber sie stets zahlbare Obligationen gegeben hat, die 5 Procent Zinsen tragen.

2. Es sind Summen in der Bank untergebracht, wie es vom Gesetz vorgeschrieben ist, die entweder beständig, oder ad tempus darin gegen 4 bis 5 Procent bleiben müssen; als baare fideicommissarische Geldvermächtnisse, die Capitale milder Stiftungen —, Pupillengelder ꝛc., worüber die Bank Obligationen ertheilt.

3. Giebt es vom Kaiser gemachte, auf die Bank angewiesene und von derselben acceptirte Schulden, über welche dieselbe in einem gewissen Termin zahlbare Billets ausgiebt, die 5 Procent Zinsen tragen.

4. Giebt es andere Arten von Schulden, worüber die ehemalige mit der Hauptbank combinirte Girobank Billets ausgegeben hat, die nie zahlbar sind, wovon man aber 5 Procent zieht, und deren man sich durch Cession in Zahlung bedienen kann.

Ad 1. Hat man die Zinsen auf 4 Procent heruntergesetzt. Im Jahre 1755 hat man die alten Schulden der Jahre 1731 und 32 abbezahlt.

Ad 2. Die Pupillengelder bleiben nur bis zur Majorennität in der Bank; die übrigen Gelder bleiben aber

stets darin. Manche Fundationen ziehen davon per Privilegium 5 Procent.

Ad 3. Offerirte man 1752 die Zahlung oder 4 Procent.

Ad 4. Diese konnte man nicht unter 5 Procent haben, indem auf diesen Billets das Unangenehme haftet, daß sie nie bey der Bank zahlbar sind und nach den Conjuncturen steigen und fallen. Zwey Drittel aller Bankzettel sind zu 4, ein Drittel zu 5 Procent contrahirt.

Die Obligationen der Wiener Bank sind ganz den ehemaligen sur l'hotel de Ville de Paris gleich. Sie waren angenehm, da sie keiner Taxe, wie alle andere, unterworfen sind.

Im Jahr 1778 wurde eine Kriegssteuer etablirt. Jeder Staatsbürger mußte sub fide nobili sein Vermögen an- und davon 20 Fl. Procent abgeben. Die Bankobligationen blieben davon frey.

Nach dem siebenjährigen Kriege wurden außer den Bankobligationen 10 Millionen Bankozettel gemacht, von 3 — 5000 Fl., welche zwangsweise angenommen und ausgegeben, und zur Hälfte in allen königl. Cassen angenommen werden mußten. Sie wurden in allen Cassen auf Verlangen sogleich ausgewechselt. Sie sind jetzt angeblich bis auf 900 Millionen gestiegen.

Der ständische Credit.

Ad 2. Schon Maximilian II. hatte 2 Millionen Goldstücke Schulden; Vigesies centies mille aureorum nummorum in tres proximos annos postulatos esse, sagt Grutinius in Vita Card. Commendoni S. 255, welches Raupach im evangelischen Oestreich (s. erste Fortsetzung S. 86) anführt.

Im Jahr 1568 übernahmen die niederöstreichischen Stände diese Schulden, und erhielten dafür, wie nachher die oberöstreichischen, freye Ausübung des Protestantism.

Diese Methode der östreichischen Staaten, ihren Credit für den Staat zu benutzen, ist seitdem eingeführt und nach und nach auf die übrigen Provinzen ausgedehnt worden

Im Jahr 1763 sind 2,900000 Fl. ständische Obligationen zu 15 — 30 und 60, auch 120, unter Garantie des Staats gesetzt.

Die niederöstreichischen Stände machten für den Kaiser 95000000 Fl. Schulden. (s. Schlötzers Staatsanzeigen XIX. Heft, S. 396.)

Dadurch sollten die alten zu sechs Procent stehenden Staatsobligationen à 11 Millionen gegen diese neuen zu fünf Procent freywillig eingelößt werden.

Der Rest sollte zu Staatsbedürfnissen verbraucht werden. Im Jahr 1765 wurden diese Coupons auf vier Procent Zinsen gesetzt, und da die Bankobligationen fünf Procent standen, so wurden solche mit Vortheil umgesetzt, was man wünschte.

Im Jahr 1765 wurde eine Schulden- und Klassensteuer eingeführt. Es waren 20 Klassen; die untersten drey waren zu hoch, daher entstanden viele Reste, die mit harter Execution beygetrieben wurden. Im Jahre 1780 wurde solche in eine Tranksteuer verwandelt, aber im Jahre 1783 wieder aufgehoben, und die Klassensteuer wieder eingeführt.

Zur Sicherheit der ständischen Obligationen sind gewisse Einkünfte angewiesen, welche durch eine Dominal- und Domestical-Casse eingehoben werden. Aus der ersten werden die Hofkammer-, aus der letzten die Standobligationen bezahlt. Die Universalschulden-Casse in Wien berechnet sich mit allen diesen Kassen. Die Domainen zahlen Dominalsteuern mit 15 Procent. Vom Rustical zahlt der Bauer 30 Procent.

Der Universalschulden-Casse sind die geistliche und weltliche Erbsteuer, die Interessen, Klassen- und Pferdesteuer, Tax- und Ungeld, ordinaire Tranksteuer, der inländische Salzanschlag, der neue Salzaufschlag, die Militairchargen angewiesen.

Kredit der Hofkammer.

a) Die Universalschulden-Casse nimmt von jedermann Geld an, und giebt dafür Hofkammer-Obligationen auf halbjährige Rechnung.

b) Die Kupfer-, Quecksilber- und Bergwerks-Zahlungs-Hauptcasse nimmt gleichfalls von jedermann Geld an, giebt dafür Kupfer-Amts-Obligationen, die auch auf halbjährige Rechnung lauten.

	1778.	1781.	1781.	1783.
Bank-Obl.	10 Proc.	$102\frac{1}{8}$	$102\frac{3}{8}$	$102\frac{1}{2}$
Staatsschuld.	99 —	$10\frac{1}{4}$	10	$10\frac{3}{8}$
Kupferkassen-Obl.	99 —	$10\frac{3}{8}$	10	$10\frac{3}{8}$
Wiener Obl.				
Cammer A. B.	—	$101\frac{1}{4}$	101	$101\frac{3}{8}$

Oestreichs Regenten, indem sie stets (Joseph ausgenommen, der aber auch darum schnell vom Schauplatz abtrat) den Katholicismus als für die Erhaltung der Staatsmaschine nothwendig ansahen, vernichteten dadurch zu sehr die einzige Tendenz aller Societäten und die Entwickelung der Mitglieder.

Nationalreichthum ist die Basis aller Nationalkräfte. Der Nationalreichthum kann aber nur wahrhaft durch freye Entwickelung der Nation entstehen, und alles, was diese hindert, vernichtet sich selbst. Der Katholicismus, der die Menschen darin anhält, erstickt den Götterfunken aller produktiver Kraft, und giebt der Sentimentalität im Menschen, die ihn zu den größten Thaten führen sollte, eine falsche Richtung, um desto besser seiner Person habhaft zu werden. Er zieht den Geist von der Wirksamkeit

im Leben ab, und läßt ihn in den höhern Regionen schwärmen, worin Niemand zur Ueberzeugung gelangt. Es ist ein Ableiter für die Kraft des Menschen, ein Kapzaum, den der Egoismus Einzelner erfand, um die Masse zu lenken und zu benutzen. Was nützet Oestreich seine reichhaltige Vegetation, sein fruchtbarer Boden, seine von der Natur kraftvoll ausgerüsteten Menschen, und seine nahrhaften Produkte, so lange Druck- und Preßfreyheit unter dem Joch seufzen, wie bisher der Katholicismus hätte modificirt werden sollen. Was die Entwickelungsfreyheit auszurichten vermag, zeigen uns die Riesenschritte, welche Preußen in einem Jahrhunderte machte, nicht allein; sondern der Kulturgrad des ganzen nördlichen Deutschlands. In Oestreich war beständig das Regieren keine Gewalt, die der Kraft der Einzelnen einen Antrieb zum Ziele gab; sondern es war ein stetes Niederhalten, Einengen, Aufhalten und Vernichten der Produktivkraft, welches endlich gänzliche Vernichtung mit sich führt.

Ueber das östreichische Finanzwesen unter Leopold habe ich ein altes Manuscript jener Zeit vor mir liegen, welches zwar eben so verwirrt, als die Finanzwirthschaft jener Zeit ist, dennoch aber über Manches Auskunft giebt. Folgende Resultate gewährt mir aber diese verwirrte Beschreibung des damaligen Finanzwesens:

1) Daß in der östreichischen Monarchie durchaus schon damals keine Einheit in der Erhebung der Staatsabgaben herrschte, und jede Provinz nach eigenen Principien, Ungarn anders wie Böhmen, diese Provinz anders wie Oestreich behandelt wurde.

2) Daß die Staatschefs der östreichischen Monarchie zuerst nur von ihren Domainen und Regalien Revenüen hatten; da sie aber nach und nach von ihren verschiedenen Provinzen neue Auflagen zur Unterhaltung des stehenden Heers und sonstigen Landeslasten

verlangten, die Stände diese Staatsabgaben bewilligen mußten, so entstand ein kleiner Krieg zwischen den Ständen und dem Regenten über die stets sich mehrenden neuen Lasten. Da, wo die Stände nachgiebiger wie anderwärts waren, da mußte die Provinz mehr tragen; wo sie aber sich hartnäckig widersetzten, war die Last geringer. In diesem Jahre bewilligte man eine Abgabe, im andern wurde sie zwangsweise beygetrieben; daher die Ungleichheit in den verschiedenen Provinzen.

3) Da das Einkommen der Krone nie recht sicher war, sich alle Jahre änderte, die Ausgaben, besonders durch den Türken- und Successionskrieg, sich über alle Maßen mehrten, so entstand schon damals ein Staats-Schulden-System, und die Regierung antizipirte ihre Revenüen, ein Mittel, welches immer die Staaten an den Abgrund geführt hat.

4) Die Territorialbesitzungen waren in allen Provinzen sehr groß, man forderte von Seiten der Regierungen die Landesabgaben nicht von den Mediat-Unterthanen, sondern von den großen Dominien, denen man die Subrepartion überließ, wodurch für das Volk ein ungeheurer Druck entstand.

5) Die in Oestreich einheimische Bigotterie, der Pfaffen-Sinn und der Katholicism aber haben die Geistlichkeit stets von den Abgaben ausgeschlossen. Sie, welche die fettesten Grundstücke hatten, machten sich von einem verhältnißmäßigen Beytrage zu den Landeslasten loß, wodurch solche für das Volk noch drückender wurden.

Periode unter der Maria Theresia.

In einer fortwährenden Unordnung, sowohl in der Administration, als in der Erhebung der Finanzen, schleppte man sich fort, bis nach dem Jahr 1748 Maria The-

resia, unter der Direction des Grafen Haugwitz Ordnung hineinbrachte.

Vorher hatte man nur immer einen brillanten Hof zu erhalten gesucht, ohne sich viel darum zu bekümmern, woher das Geld kam. Von diesem Zeitpunkte an suchte man die Einnahmen zu vermehren, Ordnung und Festigkeit in die Ausgaben zu bringen und Schulden zu bezahlen.

Haugwitz, der ein Mann voll von Kenntnissen war, selbstthätig arbeitete, und keinem Sekretair angehörte, schuf selbst einen neuen Finanzplan, und führte ihn auch mit Energie aus, nicht achtend der großen Hindernisse, die man ihm in den Weg legte.

Das erste, was er unternahm, war, eine neue Vertheilung der Finanzgeschäfte unter die Behörden.

Es existirte sonst unter dem Titel der böhmischen Canzley ein Finanzcollegium in Wien für Böhmen, Schlesien und Mähren, ein ähnliches war Ober-, Inner- und Vorderöstreich vorgesetzt; ingleichen Tyrol, Kärnthen, Krain ꝛc.; ein drittes existirte für Ungarn, Italien und Belgien.

Haugwitz vereinigte in einer obersten Justizstelle alle böhmische, östreichische Justizsachen, und die Finanzsachen beider Collegien wurden in einem

Generaldirectorio in Publicis et Cammeralibus

vereinigt. Mit den Provinzial-Collegiis ging die nämliche Veränderung vor.

Die Revenüen wurden auf einen etatsmäßigen Fuß gesetzt, und die Armee prompt bezahlt. Da man bisher über die Staatsrevenüen immer mit den Ständen handeln mußte (indem die Domainen selbst noch heute unbedeutend sind), so schloß Graf Haugwitz einen Accord auf zehn Jahr mit den Ständen, wornach:

1) Jede Provinz ihre gewöhnliche Contribution zahlte.

2) Statt des Servicekreuzers und der Naturalrationen und Portionen, die gegeben wurden, wurde ein baares Aequivalent festgesetzt.

3) Statt daß man bisher Rekruten und Pferde ausgehoben hatte, zahlte man ein baares Aequivalent, und die Kayserin verschaffte sich beydes selbst.

4) Man zahlte zu dem Fond, der etablirt war, den Vorspann, und die Transportirung der Bagage zu besorgen, den ehemals die Regimenter aus ihrer Casse bezahlten, welches ihnen aus der Kriegskasse wieder ersetzt wurde.

5) Die Stände und Magistrate zahlten den Zuschuß zu den Kosten für das Militair, und ließen für die Folge alle diejenigen dazu beytragen, welche in ihrem Bezirk von Renten lebten.

6) Unter dieser neuen Anlage waren die Fortificationskosten mit begriffen.

7) Wurde ein Rauchfangsgeld von 40 Kreuzer jährlich eingeführt.

8) Desgl. Musikzettel und eine fixe Abgabe von allen Tanzsälen.

Die Kaiserin machte sich dagegen anheischig, während der zehn Jahre keine andere Abgaben erheben zu wollen.

Auf diese Weise stiegen die Revenüen auf 40 Millionen Gulden. Die Zinsen der Staatsschulden betrugen damals 3,000000 Fl. Die Einnahme war 40 Millionen, die Ausgabe war außer den Kosten für den Hof, die Justiz-Administration, Fortification und Magazinkosten 22 Millionen.

Wenn schon die Kaiserin den Ständen die Erhebung der Contribution selbst überließ, so etablirte sie doch eine Rectifications-Commission, welche den Auftrag erhielt,

den reinen Ertrag des contribuablen Grund und Bodens auszumitteln, von welchem 25 Procent der Krone zuflieſsen sollte. Diese Commiſsion hat sich aber so in die Länge gezogen, daß wenig Nutzen für den Staat dabey herausgekommen ist.

Jener fixe Contract mit den Ständen wurde stets prolongirt, jedoch das laufende Quantum immer erhöht, bis Joseph zur Regierung kam, und derselbe nun ohne Unterschied der Qualität den reinen Ertrag des Grund und Bodens nach Art der Physiocraten ausmitteln, und davon einen Theil als Contribution erheben lassen wollte. Diese Absicht des Kaisers war sehr zu loben, denn die alte Steuerverfassung hatte die größten Mängel. Die Steuerantheile ganzer Provinzen waren das Werk des Zufalls und die Subrepartitionen waren den Ständen überlassen.

So viele Provinzen — so viele Systeme!

In Böhmen begründete sich das Cataster auf die Angaben der Grundherren. In Niederöstreich ob der Ems, Steyermark, Karnthen und Krain auf die Anzahl der Feuerstellen. Nur die Jurisdictionarien hatten daselbst einen Steuerfuß, in Ansehung ihrer Einkünfte, die sie nach dem Brutto-Ertrag selbst angaben. Das neue Steuersystem, welches Joseph einführen wollte, hatte zwey Hauptfehler: 1) Die Uebereilung; 2) den Physiocratism. Das erste Patent war vom 20. April 1785 und den 1. Octbr. 1789 sollte alles vollendet seyn. Die Vermessungen wurden wegen dieser großen Eile oft Landleuten übertragen, die kaum lesen und schreiben konnten. Man gab ihnen acht Stunden Unterricht auf der Tafel und auf dem Felde. Für unrichtige Angaben waren harte Strafen bestimmt. Es wurde statt des Netto der Brutto Ertrag angenommen; dennoch wollte man, der Physio-

cratie getreu, die Industrie nicht veranschlagen, verfiel also in Widerspruch.

In sofern man den ganzen Betrag der Steuern auf den Grund und Boden legen wollte, und die Culturkosten in Abzug brachte, blieb in manchen Fällen für den Bauer kein steuerbarer Ertrag übrig, indem bey demselben der Nutzen durch Verwendung seiner rohen Produkte zur Viehzucht u. s. w. erst entsteht, welche nach der Physiocratie nicht Gegenstand der Besteurung seyn durfte.

Um nun das zu vermeiden, veranschlagte man den Bruttoertrag; dagegen vergütigte man dem Bauer 70 Procent Culturkosten. Dieß sollte eigentlich der ihm bleibende Ueberschuß seyn. Von den übrigen 30 Procent erhielt der Staat 12 Fl. 13⅓ Xr., der Grunddienst und Zehentherr 17 Fl. 16⅔ Xr.

Um nun die Industrie nicht zu belasten, wurde die Zwischenmauth aufgehoben und zur Contribution geschlagen. Alle sogenannte Urbarialgefälle, Dienst, Geldzinsen und andere Naturalabgaben vom Zehenden, Ländereyen, Mortuarien ꝛc. wurden dem Grundherrn so weit vergütigt, als jene 17 Fl. 16⅔ Xr. dazu ausreichten

Der Kaiser Leopold hob diese Ausgleichungscommission auf, und es wurde der Status quo angenommen, wodurch die Verwirrung noch größer geworden ist. Die alte Verwaltung der Finanzen durch die vormals vorhanden gewesenen Canzleyen trat wieder ein, und durch den Krieg von 1787 bis 1805 ist Oestreich so sehr herunter gekommen, daß es in den letzten Zügen liegt.

Kaiser Joseph sagte: „Dann erst läßt sich an eine Verbesserung denken, wenn die ganze Organisation umgeändert wird, wenn Einheit, Uebersicht, Controle und Accuratesse existirt; wenn durch Uebertragung der Gewalt an die Landesstellen der Souverain und Staatsrath vom Detail entledigt sind. Ohne diese Radicalcur ist der

Staat verlohren. Er zehrt sich in sich selbst aus. Handlung, Bevölkerung, Finanzen — alles nimmt ab. Der Staat wird so geschwächt, daß er fremder Uebermacht nur Schwäche entgegenstellen kann, durch überhäufte Auflagen und Schulden zu Grunde geht, und dieser Periode nähert sich Oestreich mehr als man glaubt." (S. Beytr. zur Finanz-Literatur in Pr. St. Band 1. S. 457.)

Joseph sprach mit prophetischem Geist; wie würde er erstaunen, wenn er jetzt auferstände?

Die in Gilberts Reisen durch Deutschland S. 218 gedruckte Tabelle zeigt (wenn auch die Angaben der Staatsrevenüen unrichtig sind) die verschiedenen Zweige der Finanzverwaltung, von welchen jeder von dem andern unabhängig ist. Hier fehlt dennoch alle Einheit, und es muß eine Verworrenheit durch so vielerley Behörden entstehen, die vom Throne herab unmöglich zu controliren und zu übersehen ist. Völlig authentisch ist dagegen, was die Revenüen und Schulden Oestreichs anlangt, die nachfolgende Bilance vom Jahr 1787. Nach dieser Periode ist alles schwankend, und wenn Haßel in seinem statistischen Umriß S. 50 des ersten Heftes die Einnahme auf 120 Millionen Fl., die Schulden auf 800 Millionen annimmt, so ist diese Angabe durch nichts belegt.

Gewiß ist es, daß die Abgaben seit 20 Jahren ungeheuer vermehrt, und mit den Schulden gleichen Schritt gegangen sind; was auch der Staat durch seine Papiergeld-Fabrication hierin nicht that, das schoben schon die falschen Bankozettel-Fabricanten unter.

Die Abgabenvermehrung geschah insbesondere durch die Verfügung vom 10ten October 1803.

I. Staatseinkünfte der K. K. Oestreichischen Monarchie.

	Mill. Flor.
Nach dem unterm 30. Septbr. 1787. gemachten Anschlage hat man solche für das Jahr 1788 berechnet auf . .	67, 577, 951
Hierbey sind die Berechnungen des vorhergehenden Jahres zum Grunde gelegt worden; vermöge derselben betrug unter andern	
die Contribution 23,085,532	
die Domainen 3,937,642	
die Salzgefälle 10,969,880	
die Zölle 6,968,862	
der Taback 3,400,738	
die Lotterie 1,013,456	
Die Salzgefälle bekommen ihre Erläuterung durch die Besatzungstabelle Lit. A., vermöge welcher der jährliche Verschluß: 3,958,595 Ct. 23 Pfund beträgt.	
Nach dem Centralschluß v. 14. Novbr. 1788 sind im J. 1788 wirklich eingegangen	74, 884, 079
II. Staatsausgaben	
Waren nach oberwähntem Fuße berechnet für das Jahr 1788 auf . .	64, 586, 534
Hierunter gehörten unter andern:	
Für Besoldungen 6,221,890	
Für Pensionen 1,679,119	
Militair-Etat 36,124,578	
Festungsbau, Ordinarium 361,368	
Neue Festungen 2,540,000	
Wirklich sind ausgegeben worden .	77, 998, 355
Wirkliche Einnahme	74, 889, 075
Mehr ausgegeben als eingenommen	3, 109, 276

III. Schuldenwesen.

	Mill. Flor.
Die Passiva haben mit Ende 1787 betragen	338, 138, 580
Im Anfange des Jahrs . . .	330, 634, 862
Haben sich also die Schulden vermehrt um	7, 503, 718
Activa waren aber mit Ende 1787 vorhanden. . . . 14, 344, 211	
Am Anfange des Jahrs 12, 773, 385	
Die Activa haben sich also vermehrt um . 1, 570, 526	
Werden nun von dem vermehrten Passivstande diese Verbesserungen des Activstandes abgezogen mit	1, 570, 526
So hat sich dennoch der Passivstand verschlimmert um	5, 931, 892

IV. Staatsvermögen.

Mit Anfang des 1787sten Jahrs war bey der Staatscasse baarer Rest	26, 408, 180
Die Gefälls-Rückstände betrugen	21, 414, 422
Materialien und Vorräthe mit Ausschluß des Militairs	10, 549, 576
Unberichtigte Fristen für verkaufte Güther	437, 533
Activcapitalien	109, 592
Vorschüsse, die die Staatscasse zu fordern hat	9, 588, 807
	68, 508, 110
Hingegen stehen an Ausgabe u. Zahlung zurück	16, 881, 561
bleibt reines Vermögen	51, 626, 549
Ferner an Vorräthen.	
Anticipationes bey den Regimentern	2, 408, 660
Militairvorräthe	17, 956, 024
Münz- und Bergwerke	17, 024, 164
Salzrenten	736, 166
Güthverkauf, vorzüglich in Gallizien	4, 784, 676
	94, 536, 239

Bilance

Bilance über das Staatsvermögen.

Ende 1787.		Mill. Flor.
Activa bey der Staatscasse	74,897,635	
Hiervon gehen ab an Passivis bey der Staatscasse .	16,482,139	
Bleiben an Activis Staatscassenrest . . .	58,415,496	
Activa bey den Gefällencassen	42,740,428	
		101,155,924
Wird hiervon das nach obigem Etat zu Anfange des Jahrs befindlich gewesene Staatsvermögen abgezogen mit . .		94,536,239
so hätte sich das Staatsvermögen im J. 1787 verbessert um		6,619,685
da aber der Schuldenstand vermöge N. III. sich verschlimmert hat um . .		5,932,892
so trägt die ganze Verbesserung nun		686,793
Hierbey kommt ferner zu betrachten, daß die Baarschaften in allen Staats- und und Gefällencassen betragen hätten zu Anfange 1787 .	52,828,266	
zu Ende 1787 .	50,884,923	
War also zu Ende des Jahrs weniger in Casse als zu Anfange	1,943,343	

Bilance über die geistlichen Güther.

Vermöge der Personal- und Pecunialtabellen Lit. B. betragen die sämmtlichen Einkünfte	18,934,066
Die jährlichen Ausgaben	18,249,398
Bleibt jährlicher Ueberschuß	84,668

Die östreichische Regierung nahm durch diese Verfügung ihre Zuflucht zu einer Procent-, Classen- und Personalsteuer, vermöge welcher ein jeder sein Vermögen pflichtmäßig angeben, und davon Procente abgeben, außerdem aber die Köpfe seiner Familie versteuern mußte.

Da dieß nicht zulangen wollte, erfolgte im vorigen Jahre (man vergleiche N. 135. der Hamburger Zeitung) eine erhöhte Procentsteuer, zu einer Anleihe an den Bankozettel-Amortisations-Fonds.

Die Procentsteuer wurde von einem Vermögen von wenigstens 10000 Fl. mit 1 Procent gegeben. Es wurde jenen Abgaben eine neue Grundsteuer hinzugefügt, indem man bis 1811 inclusive von jedem bisher entrichteten Steuergulden 30 Kreuzer Zuschuß verlangte.

Es wurde der Impost auf Salz und Taback, so auch das Postporto erhöht.

Unter allen neuen Abgaben war aber diejenige, welche man für das zu stempelnde Gold- und Silbergeräth verlangte, die drückendste.

Kaum war diese Abgabenerhöhung und die Absicht der Regierung, dadurch die Bankozettel sowohl zu heben, als zu tilgen, erschienen, als sie unter 50 Procent fielen, und man jene zu den ordinären Staatsausgaben verwendete. Ganz neuerlich ist aber von der Regierung durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden, was ich bereits oben eingerückt habe.

Es ist unmöglich, daß Oestreich je auf die Art und Weise, wie es bisher angefangen worden ist, seine Bankozettel tilgen könne, die gewiß noch einmal so viel betragen, als man angegeben hat.

Dieser Staat befindet sich jetzt grade in der nämlichen Crise, worin Frankreich sich 1788 befand; und wenn es dieselbe Grundverfassung, wie jener Staat, hätte, und wollte seine Stände zusammenberufen, um dem Finanzübel

durch gemeinschaftliche Berathung abzuhelfen, so würde es ihm ergehen, wie es Frankreich gegangen ist. Der in Ungarn jetzt gehaltene Landtag mag die Regierung warnen, die Bezahlung ihrer Schulden nicht auf die Liebe ihrer Unterthanen ankommen zu lassen.

Die Regierung muß schlechterdings aufhören, Palliative anzuwenden, und nichts mehr versprechen, was sie nicht zu halten vermag; sie muß die energischsten Mittel zum Zweck anwenden und solche ohne alle Schonung durchsetzen. Sie hat es für sich, ihre Schulden nicht der Verschwendung ihrer Regenten zuschreiben zu dürfen; sie wurden seit den funfzigjährigen Kriegen des vorigen Jahrhunderts gemacht, die die Regierung zur Aufrechthaltung des Staats, zur Rettung der Nationalehre führen mußte.

Freylich waren diese Kriege seit Eugen's Abgang alle unglücklich; Provinzen gingen verlohren, der Regentenstamm selbst wurde durch das unglückliche Schicksal der Königin von Frankreich und Neapel betrübt und in Trauer versetzt; aber bey allem Kriegsunglück, bey allen Fehlern des Hofkriegsraths — kann man doch nicht anders sagen, als daß Oestreichs Regenten mit Ausdauer das Unglück ertrugen, und die üblen Folgen davon so viel als möglich vom Staate abwendeten.

Jetzt aber bleibt zur Rettung nichts mehr übrig, als durch Gewalt, besonders in Ungarn die unselige ständische Verfassung über den Haufen zu werfen, alle Provinzen mit ganz gleichen Abgaben zu belasten, den Armen zu überheben, den Reichen heranzuziehen, der lange genug sich eximirt hat.

Die Regierung hat weiter nichts zu thun, als sämmtliche Staatsschulden zu liquidiren, und sie nach dem Flächeninhalt und nach Maaßgabe der auf der Quadratmeile wohnenden Menschen (wodurch die Cultur bestimmt wird) auf die Provinzen zu repartiren; hier aber das repartirte

Quantum durch directe und indirecte Steuern aufbringen zu lassen. Die Grundbesitzer sowohl, als die Städte müssen sich in das ihnen zufallende Quantum theilen, müssen den Tilgungsfond der Bankozettel garantiren, ihnen muß er zur Verwaltung und Verrechnung übergeben werden; die Regierung muß gar nichts mehr mit dem Schuldenwesen zu thun haben. Ihr werden so viele Revenüen angewiesen, als sie bedarf, um ihre Ausgaben zu bestreiten, und jede Provinz ernennt aus ihrer Mitte eine Staats-Schulden-Zahlungs-Commission, die dann die besten Maaßregeln ergreifen mag, um die Bankozettel in die Höhe zu bringen. Ich glaube, daß es nur jener Anstalt bedürfte, um ihren Cours zu verbessern, und daß nur die Wiener Banquiers sich vereinigen dürften, um ein Realisationsbüreau zu etabliren, sobald ihr Cours dem Pari nahe käme, um sie in der Höhe zu erhalten, wenn ihrer nicht mehr, sondern weniger würden.

Nehme ich den Betrag der Bankozettel nicht zu 900, sondern zu 1800 Millionen Gulden an, so ist auch dieser Betrag zu dem östreichischen Nationalreichthum höchst unbedeutend, zu den zeitherigen Finanzquellen der Regierung aber unerschwinglich.

Wenn man die bisherige Finanzwirthschft in Oestreich kaltblütig betrachtet, so muß man auf den Verdacht gerathen, daß der Finanzminister vielleicht sein und seiner Gehülfen Privatinteresse auf Kosten des Staats befördere. Bey einem so schwankenden Course des Nummeraírs eines Staats ist viel zu verdienen, besonders für denjenigen, der das Heft in Händen hat. Er kann den Cours nach Gutbefinden steigen und fallen machen. Ich sage nicht, daß es geschieht; man kommt aber auf den Verdacht, daß es möglich sey, wenn man immer nur halbe Maaßregeln erblickt, welche die Regierung ergreift.

Hätte Oestreich erst seinen Staatscredit fest begründet, so dürfte es wohl nöthig seyn, den directen Steuern eine festere gleichmäßigere Basis zu geben, wie bisher; keiner Provinz mehr als der andern im Verhältniß zu dem Ertrag ihres Grundeigenthums aufzubürden, und die Subrepartition nicht mehr den großen Gutsbesitzern zu überlassen.

Eine Regierung kann keine üblere Methode der Steuerzahlung erwählen, als eine Classen-, Procent- und Kopf-Steuer.

Die erstere begründet sich auf das Anerkenntniß des Zahlenden und setzt zwey allgemeine auf alle einwirkende Antriebe in Opposition: Religiosität und Geldinteresse.

Lange hat überdieß schon Letzteres das Erstere untergraben. Ich habe im Oestreichischen bemerkt, daß die Sucht, einen Freygeist zu machen, alle Religion, alle Moralität, jede Tugend abzuläugnen, welche schon vor 30—40 Jahren im Preußischen Mode war, jetzt erst im Oestreichischen in den Provinzialstädten und auf dem Lande um sich greift. Was ist natürlicher, als daß man häufig eine eidliche Angabe des Vermögens macht, welche falsch ist.

Durch diese Procent- oder Vermögenssteuer wird derjenige, welcher wenig besitzt, weit mehr besteuert, als der, welcher viel einnimmt; denn seine Revenüen sind leichter zu controliren, als die eines Millionairs. Der Große, der Reiche wird auch nicht so gewissenhaft seine Einnahmen angeben, wie der Arme, denn in ihm ist die Moralität weniger anzutreffen, als in diesem.

Die Kopfsteuer hat den Fehler, welcher dieser Abgabe immer anklebt; durch sie kann nie eine Gleichheit bewirkt werden. Sie trifft nur allein den Armen, der stets am wenigsten zahlen sollte, da er den Staat am wenigsten braucht.

Die Abgaben, welche man auf die Consumtion gelegt hat, treffen weniger das Bedürfniß, als den Luxus, (das Salz ausgenommen,) das ist zwar wahr; aber Caffee und Taback sind so hoch versteuert, daß sie zur Defraudation einen viel zu starken Antrieb geben.

Die Puncirung des Goldes und Silbers scheint nur deshalb angeordnet zu seyn, damit der Vorrath davon, durch Juden aufgekauft, schneller ins Ausland gehen konnte; die Verbote dagegen sind ohne Erfolg. Man muß nichts gebieten, was man nicht realisiren kann. Gold und Silber ist zu leicht zu verbergen, um es sicher exportiren zu können.

Man würde im Oestreichischen wohl thun, wenn man statt aller obigen Abgaben, Consumtionssteuern vom Bedürfniß bis zum Ueberfluß der Genußartikel in gerechter Gradation einführen wollte.

Unendlich verschieden sind Oestreichs Einnahmen von denen im Preußischen. Ein großer Theil des preußischen Einkommens besteht in Domainen-Revenüen, die in Oestreich unbedeutend sind. Gering ist das Einkommen an directen Steuern im Verhältniß zu den indirecten; in Oestreich ist es umgekehrt.

Das Staatsschuldenwesen in Preußen vor dem Kriege wollte wenig sagen, die ganze Staatsschuld betrug 24 Millionen; sie war gedeckt.

Auch jetzt, nach dem Kriege, werden diese Schulden durch die Domainen und geistlichen Stiftungen, wenn sie dismembrirt würden, bezahlt werden können.

Verliert Preußen auch Provinzen, so hört es auch auf, ein Staat vom ersten Range zu seyn, und kann seine Armee reduciren, die ihm sonst am mehrsten kostete.

Preußens Regierung hat mehr Resourcen, wie die Oestreichische, weil sie unumschränkter ist. Der Oestreichische Staat besitzt aber mehr Quellen des Nationalreich-

thums als Preußen; sie fließen aber dort nicht für die Regierung, sondern für die Großen des Reichs.

Doch ich höre auf, Dich mit solchen trocknen Dingen zu langweilen, und gehe zu Oestreichs Handel über.

Wien.

Der Handel eines Staats bestimmt sich nach seiner dazu bequemen Lage; nach seinen Produkten, die theils der Boden, theils die Industrie hervorbringt; nach seinen Capitalen; nach der Leichtigkeit der Communication im Innern, und an den Küsten durch schiffbare Ströme und fahrbare Landstraßen.

In mancher dieser Hinsichten hat Oestreich Vorzüge vor Preußen, hat sie aber seit Jahrhunderten schlecht benutzt; nur Joseph fing an, darauf hinzuwirken.

Die Küsten der Ost- und Nordsee, welche Preußen nur theilweise benutzen kann, verstatten den ersten Seehandelsstaaten eine große Concurrenz. Hier wetteifern England, Holland, Schweden, Dänemark, Frankreich, Rußland um den Vorzug im Seehandel; und Dänemark, indem es den Schlüssel zur Ostsee besitzt, setzt alle andere Seefahrenden durch seinen Zoll im Sunde in Contribution.

Was will Preußens Schifffahrt gegen die jener Mächte sagen? Nichts!

Der Hauptplatz für Deutschlands Importen- und Exportenhandel (Hamburg) ist nicht innerhalb Preußens Gränzen, und es giebt preußische Provinzen, die Gott danken müssen, daß sie durch die Capitale der Hamburger in den Stand gesetzt werden, mit dem Auslande einen Handel treiben zu können. (Schlesien.)

In der Ostsee nimmt das erst acquirirte Danzig einen Hauptplatz im Handel ein; dieser Handel mit rohen

Produkten aus Pohlen, nachdem er frey gegeben wurde, war aber, seit diese Freyheit existirt, für Preussens unter Friedrich angenommenes Militairsystem nur vernichtend.

Die Ost- und Nordsee ist nicht zu jeder Jahrszeit schiffbar, und die preußischen Handelsschiffe müssen ohne Bedeckung ihr Heil auf dem Meere versuchen, da keine Kriegsschiffe sie schützen, für die kein Hafen an den preussischen Küsten etwas taugt, wollte man auch deren erbauen.

Seit Englands Kriegserklärung 1806 erstaunte man zwar, wenn man in den Zeitungen las, daß tausende von preußischen Schiffen die Meere bedeckten und eine Beute der Engländer wurden; man dachte aber nicht daran, daß England, der Despot der Meere, keine Schiffe nahm, welche preußische Flagge führten, was die Holländer zu benutzen wußten.

Dagegen besitzt Oestreich eine Küste von 36 deutschen Meilen am mittelländischen Meere, und seine Seehäfen werden von 6000 Schiffen besucht, wovon 3000 allein nach Triest kommen.

Freylich ist die preußische Küste an der Ostsee über 100 Meilen und an der Nordsee einige 20 Meilen lang, auch mögen die preußischen Häfen eben so viele Schiffe besuchen; die Häfen sind aber so wenig das, was die östreichischen sind, noch ist die Ladung der ein- und ausgehenden Schiffe hier so bedeutend als dort.

Triest ist der Hauptsitz des Handels zwischen Deutschland, Italien und der Levante; Fiume würde es zwischen Ungarn und Italien noch werden, schränkte die östreichische Regierung den ungarschen Handel nicht ein.

Oestreich ist vorzüglich im Besitz des Handels mit der Türkey, und wenn es auch für 9 Millionen Gulden Waaren von da erhält, und nur für 6 Mill. dahin versendet, mithin 3 Mill. verliert, so ist dieser Verlust doch

nur scheinbar, da es rohe Produkte einführt, um sie im Innern zu veredeln: Wolle und Baumwolle.

Die preußischen ostseeischen Handelsplätze führen dagegen nur rohe Produkte aus, und Gegenstände des Luxus wieder ein; ohne daß man von den erstern zeither davon abgezogen hätte, was man im Innern gebrauchte, und wenn Danzig an diesem Handel jährlich auch 3½ Mill. Thaler gewann, so hatten die Provinzen dießseits der Oder weit mehr verlohren. In Schlesien und der Neumark mußten die Fabrikanten verhungern, damit der ost-, west- und südpreußische Guthsbesitzer, so wie seine Abnehmer, Danzigs Kaufleute, schwelgen konnten.

Alle Vertheidiger dieses wiedersinnigen Ausfuhrsystems roher Produkte hat der jetzige Krieg auf den Mund geschlagen, denn er hemmte wahrhaft die Ausfuhr, — und Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse war die Folge davon, statt daß jene thörichten Catheder-Redner uns weiß machen wollten:

die freye Ausfuhr roher Produkte habe Wohlfeilheit zur Folge.

Der Handel Oestreichs ist zu wichtig nach der Türkey, als daß ich Dich nicht näher damit bekannt machen sollte; der schon angeführte Bisinger giebt darüber befriedigende Aufschlüsse.

Oestreich gleicht seinen Verlust im Handel mit der Türkey, wie schon oben erwähnt worden ist, durch 3 Mill. Thaler aus. Die Türken nehmen nichts anders als baares Geld, also gehen die schönen Kaiserthaler vorzüglich nach der Türkey, wo sie besonders beliebt sind.

Die Türkey ist daher der Schlund, der alle Jahre das baare Geld verschluckt, welches Oestreich prägen läßt.

Gewinnt es nun auch außerordentlich an der Veredlung der rohen Produkte, welche es für dieses baare Geld kauft, so erhält es doch vom Auslande nur Bankozettel

für seine Handelsartikel wieder, die schon jetzt kein Plus in der Handlungsbilanz verschaffen. Die beyden Hauptpunkte, wodurch der Handel seine Transporte hin und zurück in Bewegung setzt, sind Wien und Salonichi.

Es giebt drey Wege, auf denen man von Wien aus den Handel nach der Türkey treibt: von Fiume und Triest aus auf dem Meere, auf der Donau, und zur Achse.

Unterm 24. Februar 1781 wurde, vermöge des siebenten Artikels des Handelstraktats des Wiener Hofs mit den Türken, den östreichischen Schiffen der freye Handel ins schwarze Meer verstattet.

Alle östreichische Waaren sind zur See nach Bezahlung von drey Procent des angegebenen Werths von allen übrigen Abgaben frey; die auf der Donau nach der Türkey gehenden Waaren zahlen 5½ Procent.

Preußens rohe Produkte, welche die ostseeischen Plätze versenden, stehen in großer Concurrenz mit den russischen. Sie bestimmen daher nicht allein den Marktpreis. Schlesiens Leinenhandel liegt größtentheils in den Händen der Hamburger, der Preis ist nicht in der Macht der inländischen Kaufleute. Der Tuchhandel geht größtentheils nach Rußland, wird aber auf einjähriges Conto geführt.

Unstreitig hat Oestreich einen weit fruchtbareren Boden als Preußen. Auch an Mineralien ist es ergiebiger. Das Montanistikum oder die Bergwerkskassen bringen allein dem Staate rein 16 Millionen Gulden (nach Hassel) ein. In Preußen dürften es nur zwey Millionen Gulden seyn.

Was aber besonders in dieser Hinsicht Oestreich das Uebergewicht giebt, ist der Wein, den es fast in allen seinen Provinzen erzeugt, und 600000 Eymer, ohne den inländischen Bedarf, ausführt. Es ist in dieser Hinsicht gar kein Vergleich mit Preußen möglich, da es weit hin-

ter Oestreich zurückbleibt. Was könnte aber noch aus dem Ackerbau gemacht werden, würde nur 20 Jahr lang innerer Friede erhalten, und in Ungarn die Macht des Adels vermindert? hier und in Gallizien mehr für die persönliche Freyheit des Bauern gethan?

Dies ist es auch, was von jeher dem Kunstfleiß entgegen wirkte.

Bisinger sagt darüber a. l.

Die östreichischen Fabriken haben noch lange nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht, den sie erreichen könnten, und sind erst seit der Fürsorge Maria Theresiens und Josephs gestiegen. Wenige Staaten haben so alle Mittel in sich vereinigt, Produkte der Kunst hervorzubringen, als Oestreich. Es besitzt Ueberfluß an Lebensmitteln, und erzeugt die zu verarbeitenden Produkte größtentheils selbst. Abstechend ist der Unterschied zwischen den verschiedenen Provinzen in Ansehung der Indüstrie. Die deutschen zeichnen sich sowohl darin als im Ackerbau vor den übrigen sehr aus; in Ungarn giebt es z. B. nur 206 Fabriken. Die Gründe davon liegen in Ungarn in der Verfassung (hier giebts nur Herren und Sklaven und keinen Mittelstand, das ewige Resultat des Agrikultursystems), in der verbotenen Ausfuhr, in der schwachen Bevölkerung, in der Größe des Arbeitslohns, in der geringen Anzahl der Städte, im Geldmangel, und in dem Vorurtheil des Adels, alle Luxusartikel anderwärts herkommen zu lassen, (so gehen allein für 50000 Gulden für Schuh nach Wien). Noch trauriger steht es um die Indüstrie in Gallizien, hier fehlt es sogar an den nothwendigsten Handwerkern.

Der ganze Werth der Exporten Oestreichs besteht, nach Lichtenstern in seiner Skizze, in 21 Millionen Gulden. In dieser Hinsicht hätte also Preußen den Vor-

zug, indem es bey seiner um die Hälfte schwächeren Bevölkerung und Flächeninhalt für ungefähr 21 Millionen Thaler exportirt.

Was ist die Ursache davon? Die Weisheit des grossen Churfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Sie sahen das Manufakturwesen als den besten Hebel des Ackerbaues an, und nicht die freye Ausfuhr roher Produkte, wodurch wenige scheinbar reich, viele bettelarm werden. Sie gaben Franzosen und Salzburgern, Würtenbergern und Bambergern, Obdach und Gelegenheit zur Arbeit; der Kunstfleiß, den diese mitbrachten, theilte sich der Nation mit. Sie ließen für ihre Rechnung Fabriken anlegen, nicht um dabey zu gewinnen, sondern die Nation zu erziehen. Sie erhielten einen gleichen Preis der Lebensbedürfnisse, und unterhielten in den Provinzen große Getraidemagazine, damit hier der Hunger nie einkehr.

Auf welcher Höhe müßte jetzt das preußische Fabrikwesen stehen, wenn seit 1786 nicht eigensüchtige Beamte ihr Privatinteresse dem des Staats vorgezogen hätten! wenn man das scheinbare Wohl der Provinzen jenseits der Oder nicht auf Kosten der diesseitigen hätte befördern wollen!

Die Regierung verließ das System jener weisen Fürsten, und nahm das entgegengesetzte an. Man unterstützte nur den Ackerbau, und verachtete das Fabrikwesen. Natürlich! die Großen hatten ja alle Güther. Manche Gelehrte riethen dieses System an.

Thaer lehrte: man solle Brittanien als eine einzige große Handelsstadt ansehen, und bey uns nur rohe Produkte bauen, um sie mit den englischen Fabrikaten zu vertäuschen. Schmalz nannte Magazine heillose Anstalten, Aufkauferey und Kornwucher die Seele des Ackerbaues, diese die einzige Stütze des Staats. Krug wollte

den ganzen Staat in eine Domaine verwandeln, und nannte alle Fabrikanten Gesindel, Bettler und Tagelöhner fremder Nationen.

Diese Männer, die nichts weiter gesehen hatten, als einige verunglückte Fabriken ihrer Provinzen, steckten einen Haufen junger Geschäftsmänner an, die ihre Lehren nachbeteten, und so wurde dem Fabrikwesen alle Unterstützung der Regierung entzogen; die letztere Hungersnoth und der Krieg werden es völlig zu Grabe tragen. Es ist schon so weit damit gekommen, daß die Böhmen jetzt schlesische Leinwand kaufen, statt daß sie sonst nur für die Schlesier arbeiteten. Es ist so weit gekommen, daß die schlesischen Fabrikanten jetzt wieder unter den östreichischen Scepter zu kommen wünschen.

Möchte doch immer der Ackerbau blühen, er muß eher da seyn (wo er existiren kann) als Fabriken. Es würde Thorheit seyn, Magdeburgs fruchtbare Aecker wüste liegen, und in den Dörfern seidene und baumwollene Waaren fabriciren zu lassen; aber was würden wohl die Bewohner der Grafschaft Mark anfangen, wenn sie nicht fabricirten? was wäre denn dort das Hammerthal ohne seine Frischfeuer? Es können auch ganze Provinzen existiren, wo jetzt noch allein der Ackerbau zu begünstigen ist (Litthauen); bedenken aber die Herren nicht, daß alle preußische Provinzen einen einzigen preußischen Staat ausmachen, und jede Provinz nicht einseitig ihre Vortheile ohne Rücksicht auf die übrigen verfolgen darf? Haben sie vergessen, daß seit hundert Jahren das Fabriksystem oben anstand, und es mehr als Unsinn, ja Wahnsinn ist, es einzureißen, und das entgegengesetzte anzunehmen? daß es noch wahnsinniger ist, Schlesien, die blühendste gerade durch ihre Frabriken zum Regenten in der preußischen Krone erhobene reiche Provinz den Wildnissen des ehemaligen Pohlens zu opfern?

Der jetzige Krieg ist verheerend für Schlesien, das ist wahr, sein Schreckliches ist aber nichts gegen die fürchterlichen Folgen, welche die Hungersnoth vor zwey Jahren bewirkte, die die einseitigsten der preußischen Beamten veranlaßt hatten.

Doch ich schweige darüber, die Nachwelt wird diejenigen richten, welche den preußischen Staat in 10 Jahren zu Grunde gerichtet haben.

Was auch in Rücksicht der Communikation im Innern zum Vortheil des östreichschen Handels geschehen ist, so ist es doch nichts gegen die Anstalten, die in dieser Hinsicht im Preußischen getroffen worden sind. In Oestreich hat die Fracht große Beschwerden.

Es sind zwar Kunststraßen angelegt, unter welchen die von Wien bis an die sächsische Grenze sehr gut ist, aber die Haupt-Commerzialstraßen nach Ungarn und Griechenland sind schlecht, und je tiefer nach Ungarn, desto schlechter; eben so in Gallizien.

Die Donau, der Hauptstrom, ist nicht zur Schifffahrt bequem zu nennen. Ihr reißender Strom, ihre Felsen hindern, und halten besonders die stromanschwimmenden Schiffe auf. Mit Segeln ist die Donau nicht zu befahren, die Schiffe müssen gezogen werden.

Es sind zwar einige Canäle gebaut, wie der Franzens-Canal von Batina bis nach Földvar an der Theiß, der 13½ Meile lang ist; er hat fünf Schleußen, und kann Schiffe zu 3000 Centner Ladung tragen. Im Jahr 1803 befuhren diesen Canal 337 Schiffe. Hinter Wien geht auch ein Canal acht Meilen weit nach Ungarn aus der Donau, den im Jahr 1805, 1715 Kähne befuhren.

Was haben Preußens Regenten in dieser Hinsicht nicht alles gethan? Elbe, Oder, Warte, Netze und Weichsel sind durch Canäle in Connexion gesetzt; in allen deutschen, jetzt auch in den pohlnischen Provinzen, sind die Landstraßen in dem besten Zustande.

Wien.

Oestreich hat seit Joseph, durch Aufhebung des Leibeigenthums in den deutschen Erblanden, starke Fortschritte gemacht, indem dadurch das Grab der Feudal-Aristokratie gelegt wurde, die stets dem Mittelstande entgegenwirkt, in welchem man den Handel und die Industrie aufsuchen muß. Durch Josephs liberale Grundsätze und aufgehobenen Preßzwang würden sich besonders die Fabrikanten des böhmischen Gebirges schneller entwickelt haben. Seitdem aber diese Idee die Regierung verlassen hat, seitdem stockt auch das Fabrikwesen in sofern, daß man den Schlesiern noch immer das Appreturwesen überläßt, und ihnen die Waaren roh verkauft, ungeachtet in Böhmen bessere und feinere Garne gesponnen, und schönere Leinwand gewebt wird, wie in Schlesien. Bloß in Reichenberg treibt man jetzt in diesem Gebirge das Tuchfabrikwesen mit Verstand, und hat es beynah den englischen und französischen Tuchmanufakturen gleich gemacht.

Der Krieg, den Oestreich ein halbes Jahrhundert geführt hat, hinderte die Regierung, nachdrücklich auf das Ausbilden des Innern hinzuwirken, da sie ihre ganze Aufmerksamkeit stets nach Außen wenden mußte. Eben so sehr, wie diese unaufhörlichen Kriege, drücken die Finanzübel auf den Mittelstand und den Kunstfleiß; der schwankende Cours der Bankozettel, der damit eben so sehr bald steigende, bald fallende Preis der Dinge, verstattet dem Fabrikanten und Kaufmann keine feste Basis, wovon er ausgehen kann.

Preußen hat nach Möglichkeit (die Accisplackereyen abgerechnet) alles gethan, die Industrie zu begünstigen, jedoch nur bis zum Tode Friedrichs.

Vom Jahr 1786 an hat es alles gethan, um es zu vernichten, das habe ich oben schon entwickelt.

Prag, den 10. Juny.

Ich habe das herrliche Wien verlassen; zuletzt wird man das Schöne gewohnt, und wenn man keine aufgeklärten Freunde hat, mit denen man sich unterhalten kann, so wird der angenehmste Ort langweilig: weder Natur noch Kunst können durch ihre Eindrücke und physischen Genuß freundschaftlichen Umgang ersetzen.

Es hat mir tausendmal leid gethan, keinen Gesellschafter aus meinem Vaterlande auf diese Reise mitgenommen zu haben; denn wenn man allenthalben neue Ansichten der Dinge außer uns erhält, so ist nichts angenehmer, als mit einem Reisegefährten seine Ideen und Reflexionen zu wechseln.

Ich bediente mich der Diligence, um hierher zu kommen und fand auf derselben einen Attaché der englischen Gesandtschaft, der ein wahrer Stock-Engländer war.

Nach seiner Idee kann die Welt nicht eher in Ruhe kommen, als bis Ludwig XVIII. wieder den französischen Thron einnimmt, die emigrirten Adlichen ihre Güther mit allen alten Gerechtsamen wieder erhalten haben ꝛc. England darf von allen seinen ungeheuren Acquisitionen nichts wieder herausgeben, und wird uns die Bedürfnisse des Luxus der beyden Indien künftig recht wohlfeil verkaufen, wenn es nur erst der einzige Handelsmann ist. Eher wird England nicht Frieden machen. (Kann seyn). Außer diesen fixen englischen Ideen war er ein gescheuter Mann.

Ich erzählte ihm, daß bey uns eine große Wuth herrsche, den Engländern ihren Ackerbau und ihre Viehzucht nachzuahmen.

Das wollte er mir nicht glauben, und verlangte Erklärung.

Ich

Ich sagte ihm: daß ein Arzt, Namens Thaer, der in Zelle ein paar Morgen Ackerland nach englischer Art bewirthschaftet habe, die Deutschen in drey dicken gut geschriebenen Bänden von der englischen Ackerkultur unterrichtet, die er aus englischen Journalen und Büchern geschöpft, zugleich auch versichert hätte, daß er von der deutschen Landwirthschaft gar nichts verstehe; daß der König von Preußen, der alles Gemeinnützige sehr unterstütze, ihm auf den Vorschlag seines Cabinetsraths oder des Generaldirektorii ein Etablissement im Oderbruch geschenkt, welches er verkauft, dagegen aber ein Landguth, Namens Mögelin, aquirirt, und hier eine theoretisch-praktische Ackerbau-Lehranstalt etablirt habe.

Mein Engländer fing hierauf an ganz erschrecklich zu lachen, und versicherte, daß ihm immer nichts lächerlicher in Deutschland vorgekommen sey, als die Nachahmungssucht seiner Bewohner. Er meynte: daß meine Landsleute zwey außerordentliche Fehler hätten, 1) daß sie das Fremde stets dem Einheimischen vorzögen; 2) daß sie über alle Dinge, die anderwärts längst praktisch und empyrisch getrieben würden, weitläuftige dicke Bücher schrieben, daraus Systeme und Theoreme für die Bibliotheken bildeten.

England sey ja kein ackerbautreibender, sondern ein Handlungsstaat, und jeder lege seine Capitale in die Staatsfonds, in den Fabriken, in der Handlung an; der Ackerbau sey dieser untergeordnet, und da man zum täglichen Brod den Waitzen aus Riga, Danzig und anderwärts hole, so triebe man mehr Viehzucht in Hinsicht der Mastung, als Ackerbau; überdieß sey ja auch das englische Clima nicht das deutsche, und Sommersetshire nicht die Churmark.

Wollten wir von den Engländern etwas lernen, so solten wir es im Fabrikwesen thun, worin sie uns weit

zuvor wären; im Ackerbau könnten sie aber von uns lernen, und er habe seiner Seits sich eine Menge Notitzen über unsere Methode gesammelt, die er in England anwenden werde. Ich versicherte ihm nun, daß es jetzt bey uns Mode sey, alle Fabriken zu Grunde gehen zu lassen, und die englische Koppelwirthschaft einzuführen; wenn auch unsere harten Winter, so wie nasse Frühlinge, in den Weg träten, und die quadrirten Felder in Seen verwandelten, so mache das doch unsere englischen Landwirthe nicht müde, in den Feldern Kohl zu pflanzen, und Mohrrüben zu säen, Ochsen wiegen zu lassen, und Bullen zu mästen, den Hordenschlag einzurichten, und den Doktor der Landwirthschaft, Herrn Thaer, anzubeten. Da diesem Ehrenmanne seine Spekulation gut eingeschlagen wäre, so hätten sich schon Nachahmer gefunden, welche die italienische, spanische, afrikanische, indianische, amerikanische Landwirthschaft in Systeme brächten.

Die deutsche Landwirthschaft verstünden die Neuern nicht, und wenn etwa ein alter Amtmann aufstünde, und seine aus dreyßigjähriger Erfahrung geschöpften Grundsätze den englischen entgegenstellte, so erhebe die englische Schule in allen ökonomischen fliegenden Blättern einen solchen Lärm, daß der Ehrenmann bald zu Kreuze kriechen müsse.

Ein englischer Strohjunker müsse jetzt von nichts reden, als von englischen Landwirthschaftsgrundsätzen, außerdem huldige er dem Schlegelschen System, und führe stets die Phrasen im Munde: Poesie der Liebe, Poesie des Ackerbaues, der Dämmerung u. s. w. Den Grundsätzen der Luzinde gemäß, bearbeite er seine Kuhmenscher, und gäbe der Dorfjugend Unterricht in der Zeugungskunst.

Seine Kuhställe, Mistpfützen und Parkanstalten würden alle ästhetisch angelegt.

Feten gäbe er alle in jenem Sinn; da hätte er ein Kartoffel-, ein Runkelrüben-, ein Ochsenfest, wobey die Damen Hand an die Arbeit legten, Kartoffeln auslasen rc.

Des Morgens, im englischen Anzuge, die Brille auf der Nase, einen Jokey hinter sich, auf einen stattlichen mit 100 Louisd'ors bezahlten, in Mecklenburg gebohrenen und gezogenen National-Engländer reitend, besähe er seine Quadrate, und zu Hause erwarte seiner Porter und Rotzbeef.

Bey alle dem hätten wir beynahe zehn Jahr hinter einander enorme Theurung und zuletzt eine Hungersnoth gehabt.

Der Engländer blieb in einem Lachen, bis wir in die Thore von Prag hineinfuhren, und im Erzherzog Carl uns einquartierten.

Wir blieben hier einige Tage zusammen, und von ihm erfuhr ich im Politischen, daß man für Danzig sehr fürchte; daß alsdann eine Schlacht unvermeidlich sey, die die Alliirten verlieren würden, weil sie unter sich uneinig wären.

Lestock, der die Schlacht von Eylau gewonnen hätte, würde von den Russen verfolgt und beneidet, und er glaube, ihre Jalousie ginge so weit, daß sie es gern sähen, wenn er eine Schlacht verlöhre.

Mit Rührung sprach er vom Prinzen Louis, den er in Berlin kennen gelernt, und in Dresden voriges Jahr zum letzten Male gesehen hätte, als er nach Thüringen gegangen sey. Beym Abschiede habe er ihm gesagt:

Adjeu, nous marchons un Gloire.

worauf er ihm beynah geantwortet hätte:

Wenn sie nur nicht daran ersticken!

denn man hätte in Dresden schon aus allen Kriegsanstalten merken können, wie der Ausgang seyn werde.

Auf einer Seite Gelenkigkeit, auf der andern Steifigkeit; auf jener Blitzesschnelle, auf dieser Schneckengang; auf jener Zuversicht, auf dieser Muthlosigkeit; auf jener Einheit, auf dieser Wankelmuth und Vielheit; auf jener ein vollendeter Feldherr, auf dieser Tausende, die sich einbildeten, es zu seyn; dort die Genies in Thätigkeit, hier auf der Vestung, oder in den Depots; dort ein zweckmäßiges Todtschießen, hier ein nutzloses Geknalle; dort Realität, hier der Schein; dort Jünglinge, hier Greise, und so könne man die Contraste bis ins Unendliche ausdehnen.

Er meynte, die Franzosen würden jetzt alle Nationen der Erde so lange besiegen, bis unter den übrigen, besonders unter den Russen, ein Genie aufstände, welches ein neues Kriegssystem aufstelle; denn der Russe, roher als der Franzose, sey unstreitig besser zum Todtschlagen zu gebrauchen, wie jener.

Es sey keine Frage, daß noch heute die französischen Waffen nichts taugten, daß ihre Cavallerie einer großen Verbesserung fähig, und noch vieles übrig bleibe, was zweckmäßiger einzurichten sey.

Doch sagte er endlich: Bülow und Bärenhorst haben ja dies alles bündig dargestellt; wo ist der Erstere?

In Colberg auf der Vestung, antwortete ich.

Er fing hierüber ganz gewaltig an zu lachen, und erwiederte bloß:

Christus unter Pharisäern, muß man ihn nicht kreuzigen?

Jetzt kamen wir auf die Kriegskunst, und ich erstaunte, in meinem Reisegefährten einen Mann zu finden, der Vegetz, Türrenne, Folard, Pyséjür, den Marschall von Sachsen, Venturini, Friedrich, Tempelhof, Loyd und die Neuen studirt, und selbst als Officier einen Feldzug in Ostindien mitgemacht hatte.

Ich will Dir doch sein Raisonnement hersetzen, damit Du siehst, daß auch die Engländer Soldaten haben.

Ich will ihn selbst reden lassen:

„Sie werden sehen, wenn Oestreich sich zehn Jahr dem Andringen Frankreichs entziehen, und die Ungarn mit der übrigen Nation amalgamiren, oder sie nur völlig beherrschen, die ständische Verfassung unterdrücken kann, so ist es geborgen. Ich glaube aber, Napoleon wird es nicht dahin kommen lassen, sondern wenn er jetzt den Frieden durch die letzte Schlacht erzwungen hat, so wird er Ungarn von Oestreich losreißen, eine Republik mit einem Erbkönig daraus machen, damit sein Einfluß bis an die russischen Grenzen geht.

Im ersteren Fall also erwarte ich von Oestreichs weisen Generallissimus, den Erzherzog Carl, daß er seit 15 Jahren die französische Kriegskunst, die in den Jahren 1792, 1793, 1794 ein Kind der Natur; in den Jahren 1795 bis 1799 Sache der Erfahrung; von da bis jetzt Sache der Kunst geworden ist, kennen gelernt habe, sie nicht bloß nachahme, sondern noch vervollkommnen werde, wozu der Staat alle Mittel darbietet.

Wenn die Finanzgebrechen von der Regierung auf die Stände weggewälzt seyn werden, wenn Oestreich, nicht mehr eingeengt durch Pfaffensinn und adliche Vorurtheile, sich freyer zu bewegen vermag, dann kann es, einen Kopf an der Spitze, noch gegen Rußland oder Frankreich sich anstämmen, besonders wenn Preußen sich ihm anschließt, wozu jetzt wohl eine gesunde Politik rathen dürfte.

Seine militairische Basis ist noch so ziemlich (Dalmatien abgerechnet) inclusive Preußen und Sachsen, vom mittelländischen Meer bis an die Ostsee gedeckt. Dieß hört aber auf, wenn Sachsen zum Rheinbunde übergeht, wodurch Böhmen umfaßt wird; es hört noch mehr auf, wenn Preußen, dem französischen Einfluß hingegeben, für

Napoleon kämpfen muß: dann ist Oestreich durch Bayern en fronte, durch Dalmatien in der linken, durch Preußisch-Schlesien in der rechten Seite umgangen; es muß Böhmen, Mähren und Oestreich im Kriege Preis geben, und sich nach Ungarn und Gallizien zurückziehen.

Oestreich muß daher darauf bestehen, daß Preußen eine Macht bleibe, die doch wenigstens 150000 Mann ins Feld stellen kann, und unabhängig vom französischen Einfluß sey.

Nach allen Verlusten ist der von Tyrol nur für Oestreich von Bedeutung; alles Uebrige wäre zu ertragen; die Niederlande, — welche Oestreichs Regenten das Blut ihrer Unterthanen und einen großen Theil der Staatsschulden gekostet haben, — möchten sie verloren seyn.

Jetzt hat Oestreich noch 22 Millionen Menschen und 11000 Quadratmeilen Flächeninhalt; es hat in sich alle Kräfte, eine Armee von 350000 Mann vollzählig zu erhalten.

Es kommt nur darauf an, wie es seine Soldaten, für welche die Natur alles gethan hat, in den Krieg führen wird.

Wenn Oestreich 15 Jahr mit Frankreich Krieg führte, so sollte man doch wohl meynen, es könne dieselben Fortschritte in der Kunst des Todtschlagens gemacht haben, wie die Franzosen?

Bis jetzt war der Hofkriegsrath im Wege, und ehe man ein Collegium aus seiner alten Form treibt, ist es leichter, einen Mohren weiß zu waschen. Dieß geht auch ganz natürlich zu: denn ein Collegium stirbt nie aus, also ist dadurch der Schlendrian verewigt; es ist leichter, gegebene Formeln zu begreifen und anzuwenden, als neue Ideen hervorzubringen. Den Oestreichern fehlt es überhaupt an Phantasie, und sie haben von jeher wenige poe-

tische Köpfe gehabt; Eugen und Montecuculi waren Ausländer.

Jetzt hat nun der sonst so vielköpfige Hofkriegsrath einen Kopf erhalten, und es ist nicht mehr zu befürchten, daß, unterdeß Melas vor Genua steht, dieß Collegium, aller Warnungen ungeachtet, Napoleon über den Bernhard gehen, und der östreichischen Armee in den Rücken fallen läßt; daß es 1805 Napoleon ein Häuflein nach Ulm zum Frühstück entgegenschickt, unterdeß die große Armee zwecklos in Italien sich aufstellt.

Die jetzigen bey der Armee getroffenen Neuerungen scheinen auf etwas zu deuten, was noch kommen wird.

Auflösung der alten Taktik und ihre Umschaffung in eine Kriegsmanier, die dem Zweck angemessener ist.

Ich glaube, daß alle Kriege sich auf die natürliche Beschaffenheit der Menschen und des Terrains begründen.

Kein Mensch ist wahrhaft tapfer; in allen ist die Todesfurcht. Hat Friedrich, Carl XII., Napoleon, sich einem Kugelregen ausgesetzt, so haben sie sich so dabey gefühlt, als wenn Jemand sich ein Bein ablösen läßt. Gewiß pochte ihnen das Herz, so wie jedem, der, die Gefahr kennend, dem Tode entgegengeht; und waren sie aus dem Schuß, so hat ihre Brust gewiß einen Seufzer des Wohlseyns von sich gestoßen. Die Todesfurcht kann freylich durch Leidenschaften unterdrückt werden, als da sind Wuth oder Ruhmbegier; es ist daher zweckmäßig, letztere anzufachen, und so bald als möglich angreifender Theil zu seyn, und die Truppen ins Handgemenge zu führen, wenn sie dann nur zum Morden taugliche Waffen haben.

Ehemals, als kein Pulver existirte, kam es auf die physische Kraft vorzüglich an (bey den Römern und Griechen). Jetzt, da wir Pulver haben, ist es erster Zweck, den Feind zu überlisten, durch strategische Operationen ihn

stets da anzugreifen, wo er es nicht erwartet, und die Individuen zu geschickten Schützen zu bilden. Die Geschicklichkeit im Schießen wird ein Palladium für die Furcht. Der geübte Jäger läßt kalt den wilden Eber oder Wolf auf sich zurennen; der baumstarke Bauerkerl lauft mit geladener Flinte auf und davon.

Wenn ich der Erzherzog wäre, so würde ich zuerst alle Künstler auffordern, ein Gewehr zu bauen, welches alle Requisiten eines vorzüglichen zum Todtschießen brauchbaren Gewehrs besäße, und kostete es auch noch einmal so viel, als die bisherigen, so würde ich die Mehrausgabe bey andern Artikeln wieder zu ersparen suchen.

Es wäre nun alles Präsentiren, alles Commandiren: Gewehr beym Fuß, Gewehr auf die Schulter, und wie der Firlefanz weiter heißt, abzuschaffen, und nur dahin zu sehen, daß der Soldat Fertigkeit in der Behandlung des Gewehrs, im Laden und Treffen erhalte; er muß, mit einem Worte, als Jäger gebildet und exercirt werden.

Eine Haupteigenschaft dieses neuen Soldaten wäre das Marschieren, nicht etwa wie bisher, das taktmäßige Trampen, sondern das Zuvorkommen des Feindes, das Ueberflügeln, — Berge erklimmen; er muß Flüsse durchschwimmen, Kälte und Frost ertragen u. s. w.

Man fechte nie mehr in steifen Linien, als wären die Soldaten auf einen Faden gereiht, sondern nach Art der französischen Tirailleurs.

Das Bajonet, so wie es ist, wird von allen Kennern verworfen; man kann keine Maus damit erstechen. Es ist ein unnützes Ding, und ich weiß gar nicht, warum es die Franzosen noch haben; warum macht man nicht förmliche Dolche, leicht und sichertödtend, daraus?

Ich habe es in so vielen Kämpfen mit den Indianern, wo wir handgemein wurden, bemerkt, daß unsern Leuten das Gewehr zur Last wurde; sie warfen es weg,

schlugen sich mit geballter Faust, und lagen den Indianern stets unter.

Ich würde anrathen, ehe man ins Handgemenge geräth, das Gewehr auf die Schulter zu hängen, und mit dem Dolch zu kämpfen, so wie die Römer mit dem kurzen Schwerdte.

Man tödtet nicht schneller, als mit dem Dolch, da man im stärksten Gedränge immer noch Spielraum für ihn übrig behält.

Die gescheutesten militairischen Schriftsteller behaupten, daß der Cavallerie keine Infanterie widerstehen könne, wenn sie nicht stets beym ersten Geknalle umdrehe, und, statt noch einen Sporn zu geben, unwillkührlich den Zügel anziehe.

Die Manöver der Deutschen waren von der Art, daß die Pferde ans Umkehren gewöhnt wurden *).

*) Der jetzt verstorbene Major v. Pannewitz auf Niederbuchwald bey Sagan in Niederschlesien, mein intimster Freund, ein Patriot ohne Gleichen, und ein Kenner des Cavalleriedienstes, schlug dem Könige von Preußen 1805 ein Cavallerie-Manöver folgender Art vor:

Die Cavallerie, so viel man deren habhaft werden könne, müsse man 8 Mann hoch in eine Colonne formiren, und durch 10 Eskadron en fronts maskiren, so sollte diese Colonne (wo es das Terrain zuließe) grade auf das Zentrum des Feindes losgehen, die Tete der Colonne von 10 Eskadren solle das erste Feuer aufnehmen, und rechts und links sich entfalten, und der Colonne Luft lassen, die hintersten sollten die Pferde der vordersten mit flachen Klingen nöthigenfalls antreiben, bis die ersten durchgebrochen hätten. Die forderste Eskadron wollte er aus den beherztesten Kerlen wählen. Nach dem Durchbrechen der Infanterie sollten immer 4 Mann rechts, 4 Mann links dem Feinde in den Rücken und in beyde Seiten fallen.

Der Generaladjutant hatte hierauf ein gnädiges Antwortschreiben expedirt, und dann war die Sache vergessen. Ich glaube, daß der Andrang einer solchen Cavallerie-Colonne, den Säbel im Rücken, unwiderstehlich und zweckmäßiger seyn dürfte, als eine Folardsche Colonne Infanterie, die Napoleon bey Eylau gebraucht haben soll.

Ich kann es nicht begreifen, was die Franzosen mit ihren schweren Kürassen sagen wollen.

Bekannt ist es, daß der Franzose von Natur ein schlechter Reuter ist; gieb ihm nun den schweren Helm, den schweren großen Säbel, den schweren Küraß und ein requirirtes Pferd, so wird er unter jener Last erdrückt, und ist platterdings zum Fechten unfähig.

Aber das ist es alles nicht, wodurch Napoleon siegt; jetzt imponirt er, der Ruf geht vor ihm und seiner Armee her. Wenn in allen Soldaten die natürliche Todesfurcht ist, also auch in den Franzosen, so haben sie jetzt eine geringere Portion davon empfangen, als die übrigen, weil sie sich für unüberwindlich halten.

Die andern, wenn sie hören: die Franzosen kommen, sehen sich immer um, ob sie ihnen nicht schon im Rücken sind, weil dieß Napoleons Art ist, Krieg zu führen, indem er immer sich da befindet, wo man ihn am wenigsten erwartet.

Es ist wahr, daß die Franzosen vor allen andern Truppen viel voraus haben (bis auf die Cavallerie), aber es ist auch hier noch vieles auszubessern; die Hauptkunst besitzen die Franzosen in den Beinen *), und es müßte mit dem Teufel zugehen, daß die andern nicht sollten eben so laufen können, wie sie.

Die Franzosen haben in dem grausamen Kriegsspiel seit 10 Jahren den Ton angegeben, so wie ehemals Friedrich II., so viel Lächerliches, Zweckwidriges in der alten Taktik auch war (obzwar sie alles übertraf, da sie unter den übrigen die beste war), so machten sie doch die Franzosen nach.

Ich will Ihnen einmal darüber eine Stelle aus Bärenhorsts Betrachtungen vorlesen. Er las:

*) In ihren schnellen Märschen.

Potsdam, auf dem rechten Ufer der Havel, ist von Armen derselben umklammert, die eine kleine Halbinsel von ungefähr einer Quadratmeile Inhalt bilden. Sie hat die Figur von Morea auf der Karte von Griechenland. Die Landenge bey Markart wäre der Isthmus, der Ruinenberg bezeichnete die Lage von Sparta. Diese rhetorisch = ewig berühmte Gegend ist der Schauplatz, auf dem die neue preußische Taktik über alle Taktiken Europa's, welche lernbegierig sich vor ihr neigten, ihr Haupt empor hob. Sie ist auch in der That zu einem solchen Theater ganz sonderbar geeignet; fast alle Bestandtheile, welche Erdreich und Wasser zu mannichfaltiger Anwendung kriegerischer Bewegungen hergeben können, finden sich auf ihr. Der Monat September war die Epoche dieser Spiele. Im Frühjahre bey den Revüen von Berlin, Magdeburg, Stettin; im Sommer bey denen von Neiße und Breslau, war nur einer der drey Tage zum eigentlichen Manövriren ausgesetzt; ein königlicher Adjutant mit Uebercompletten von den Regimentern, oder mit einem Garnisonregiment, weit aus einander gezogen, deutete den Feind an, befolgte aber die Disposition des Manövers in Allem, was sie mit sich brachte. An den drey Tagen bey Potsdam hingegen befanden sich die Truppen — ungefähr achtzehn Bataillone und drey und zwanzig Schwadronen, jedoch wegen abwesender Beurlaubten wenig mehr als halbvollzählig, und einige hundert Fußjäger — in zwey gegen einander aufziehende Haufen getheilt. Einen derselben führte der König, den andern der jedesmalige Gouverneur von Berlin — Hülsen und Ramin, unter Leitung eines königlichen Adjutanten. Zum Manöver selbst waren nur Absicht und Zweck angenommen, die gegenseitigen Bewegungen gaben die Lösung, denn Ausschlag läßt sich nicht sagen, weil das nicht zu erklärende das, welches im Ernste den Ausschlag giebt,

hier dennoch stets vorausgesetzt werden mußte. Man sah Ueberflügeln, Zuvorkommen, Abschneiden, in die Enge getrieben werden dafür an, und natürlicherweise mischte sich zuweilen Hofkunst in die Kriegskunst. Seitdem die Welt Waffen getragen, hat sie nichts Schöneres, nichts Künstlicheres, nichts dem Kriege Aehnlicheres gesehen, als diese Herbstmanöver auf der potsdamischen Insel; der König selbst konnte oft dabey so begeistert werden, daß er sich ganz dem ähnlich betrug, wie er im wahren Gefechte erschien.

Die Generale aus der ganzen Armee und einige Officiere von jedem Regimente durften um Erlaubniß anhalten, sich einzufinden, und der König sah sehr gern, wenn sie es thaten. Alle diese Officiere, nebst den authorisirten Fremden, wurden in den prächtigen Sälen und Gallerien von Sanssouci an verschiedenen Tafeln splendid bewirthet. Nicht weit davon, an den Thoren des dekorirten Potsdam, stand das wimmelnde Lager der Reuterey. Das neue Schloß — ein Bau, der Versailles verkleinert und mit Caserta wetteifert — das Belveder, der Trümmerhügel ragten in großen architektonischen Gruppen aus dem Hintergrunde empor und schmückten das Gemälde. Kein Wunder, wenn Fremdlinge, von so viel Unerwartetem überrascht in Enthusiasmus geriethen.

Von diesen Fremdlingen waren die Franzosen die ersten, für welche der Herzog von Choiseul um Zutritt und Aufnahme sollicitirte. Er hatte sich bereits in seinen Jugendjahren, wie er noch als Officier diente, mit Urtheilen zu Gunsten des deutschen Kriegswesens angefüllt, und ungeachtet er Friedrich von Grund des Herzens haßte, und vermuthlich nur theilweis schätzte, so verehrte er dennoch dessen Kriegsweisheit in einem Grade, den er sich zu gestehen schämte, der aber, alle Zurückhaltung wegstoßend, bey jeder Gelegenheit durchbrach. Die ersten Officiere und die ersten Signeurs de grande qualité, welche

den Officier affectirten, die sich einfanden, waren von dem Minister abgeschickt. Bald aber, als die Höflinge merkten, welchen Werth er auf eine Reise en Prusse setzte, und überdem noch Ton und Mode hinzukamen, war kein Haltens mehr, und Friedrich würde solche Pappillons zu Dutzenden, und zu allen Jahrszeiten bey sich gehabt haben, wenn er nur gewollt hätte; er war jedoch mit dem Wesentlichen der Huldigung zufrieden, und schränkte, seiner Bequemlichkeit zu Liebe, den überflüßigen Eclat der französischen Zudringlichkeit höflichst ein.

Wer das besagte Militair zu der Zeit gekannt hat, wird sich dieser Influenza erinnern. Diejenigen, welche zu Hause geblieben waren, wurden bey jeder Gelegenheit mit einem: mais je l'ai vu en Prusse, abgefertigt. Le Jargon militaire war de mise dans la conversation avec les Dames. Imitation des Anzuges erfolgte aufs Schnellste, und verbreitete sich von den Uniformen der Krieger auf die Kleider nach der Mode. Die Schneider beliebten weniger Zeug an die Schöße der Röcke zu verschwenden, die Westen kürzer, und die Ermel nebst den Aufschlägen enger zu machen. Die kleinen Hüte der preußischen Musketiere drückten sich auf die Frisuren der gens comme il faut.

Bey den verschiedenen Corps ward indessen nicht wenig exerziert, und dabey gepeügelt und gefuchtelt, wie schon erwähnt worden. Die Kavallerie bekam ihre Ecoles d'équitation, wohin die Regimenter Lehrlinge schickten. Der Herzog-Minister veranstaltete nun auch Revüen. Compiegne sollte eine Aehnlichkeit von Potsdam werden. Ludwig XV. nur war schwer zu borussomanisiren; er konnte von seinen Jagdtagen, nämlich allen in der Woche, nur den Sonntag missen, und von diesem Tage, an welchem, nach der Sprache der Jagdbedienten und Kammerleute: aujourd'hui le Roi ne fait rien et va à

son conseil, die Staatsgeschäfte abgethan wurden, blieb weiter nichts als der Nachmittag übrig. Vier Sonntage Nachmittags kamen demnach aus einem Lager bey Soissons, wo ansehnlich manövrirt ward, zehn bis zwölf Bataillone oder Schwadronen nach Compiegne herüber, und machten ihre Künste vor dem Hofe *). Was dem Bilde von Potsdam abging, war hier im Ueberfluß: die Menge der Zuschauer, die Menge der prächtigen Kutscheh und Fahrzeuge aller Art, mit geputzten schönen Weibern und noch schöneren Hetären. Dem Könige war nichts desto weniger die Langeweile auf dem Gesichte gemahlt; er zog keine Uniform an, und sein Hut war der einzige große. Den Beschluß des kriegerischen Spektakels machte jedesmal ein Herummarsch vor Seiner Majestät. Diese zu erlustigen, trat die Musik jedes Bataillons — denn jedes Bataillon hatte sich zu dieser Feyerlichkeit eine Musik angeschafft — dem Monarchen gegenüber, und wich nicht eher von ihrem Platze, bis sie durch die Musik des folgenden abgelöset war. Aber vergebens! ich selbst hörte ihn einmal, ungefähr beym siebenten oder achten Bataillon, ausrufen: mais mon Dieu, est ce que ce train-là ne finira jamais!

Die Vorzimmer des königlichen Schlosses in der Stadt gewährten noch einen andern militairischen Anblick: toute la fleur de la grande noblesse in Uniform. Petitmäters als Husar, die Mütze sammt der Reigerfeder von Frauenglas unter dem Arm, dennoch in ungezwungener Attitüde, welches beynahe unbegreiflich scheint, wenn man die Zerbrechlichkeit des Zierraths bedenkt. Dra-

*) Hör, es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tanzen
In der Schaar, die Schlachten uns spielt,
In der Jünglinge Reihn mit blankem Gewehr, das dem Blitz gleicht,
Wenn sie, mit rascher Eile, sich drehn.

zoner mit dem Casque à la romaine, einen Roßschweif darauf, welche sie bey jeder schicklichen Gelegenheit, besonders in den Theatern, neben sich zu stellen wußten.

Den Truppen selbst mußte man zugestehen, daß sie, so umgemodelt sie auch waren, dem Talente der Nation d'enjoliver gemäß, gut aussahen, und ihre Evolutionen auf eine Art machten, die ihre Zuschauer entzückte, und für den Sachkundigen, der mit dem Brauchbarsten sich begnügen will, und die Idee der Ausübung stets mit der Idee der Einübung verbindet, hinreichte, Lob zu ertheilen. Der verschönte preußische Anstrich war unverkennbar; ein paar Generale der Reuterey hatten es so weit gebracht, daß, wenn man sie mit ihren Adjutanten und Leibhusaren angeflogen kommen sah, Seydlitz der Einbildungskraft vorschwebte. Nach Choiseuls Zeit erschien Pirch, und beschenkte diese der Manöverkunde Beflißne mit Sallerns Ausarbeitungen.

Lachsenburg, Minkendorf, Kollin, Pesth, sahen ihre großen Revüen und Manövrirläger, aber Engländern, Piemontesern, Spaniern, war vom obersten Lehrer der Zutritt zu seinem sublimen Unterrichte schon verstattet, als die Oestreicher noch ausgeschlossen blieben. Endlich drang Joseph mit Schmeicheleyen durch; das Publikum weiß, wie die preußischen und östreichischen Monarchen, nebst der Quintessenz von den Feldherren beyder Heere zu Neiße und zu Ollmütz, in schöner Eintracht sich persönlich kennen lernten. Ein erlauchter Zeuge bemerkte, daß am ersten Tage der Zusammenkunft freylich etwas Steife und Zurückhaltung bey der Tafel noch herrschten, daß man jedoch bald lebhafter und vertrauter wurde, und am Ende von erfochtenen Siegen wie von erlittenen Niederlagen mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit sprach. Seit Scipio und Hannibal bey Antiochus zu Tische saßen, wa-

ren ähnlich merkwürdige Unterhaltungen zwischen Heerführern nicht vorgefallen.

Jetzt erhob sich in Europa gar die Frage nicht mehr: welcher Taktik man folgen müsse? Die preußische hatte alle andere verschlungen, der Manövrirgeist war ausgegossen, die Kunst gefunden, seinen Feind zu besiegen, sobald er nur um eine Kerbe auf dem Stocke zurück wäre. Jeder, der von Friedrich oder von Heinrich, von Ferdinand oder von dem Erbprinzen, war geschlagen worden, glaubte nun erst didaktisch zu verstehen, wie es damit zugegangen, und jeder militairische Kopf spekulirte, auf welche Weise er eben so wie diese, und — begünstigte Bellona — vielleicht noch klüger, bey erster Gelegenheit manövriren wolle."

Nachdem mir mein Reisegefährte diese Stelle vorgelesen hatte, konnte ich mich der Thränen nicht mehr enthalten; ich hatte diese Herbstmanöver so oft gesehen, und zwar noch im letzten Lebensjahre Friedrichs, wo ihn la Fayette besuchte.

Wie ist nun das so alles anders? sagte ich.

„Sic transeat gloria mundi:

erwiederte der Engländer; alle Nationen kommen eins ums andere an die Reihe, Sieger oder Besiegte zu seyn: so waren beydes die Perser, Egyptier, Griechen und Römer der alten Zeit.

Unser Talbot und Eduard III. standen mitten in Frankreich; die Phantasie eines Weibes rettete es vom Untergange.

Deutschland sollte den Habsburgern huldigen, da kam ein Gott übers Meer aus Schweden, und verschaffte ihm auf 180 Jahr Freyheit.

Preußens vielerley Stämme wirft ein poetischer Kopf auf dem Throne in eine Masse, und besiegt damit das halbe Europa.

Jetzt

Jetzt ist die Reihe an den Franzosen, Siegerfeste zu feyern; auch das wird ein Ende nehmen.

Wir beherrschen jetzt die Meere; vielleicht danken wir Gott in 50 Jahren, wenn man uns an unsern Küsten Fische fangen läßt.

Bey der Kavallerie ist zu bemerken, daß das Pferd eben so, als ein lebendiges Wesen, wie der Mensch, zum Kriege geschickt gemacht werden muß. Dieß geschah in der Hauptsache nicht.

Es ist allen Pferdekennern bekannt, daß jedes Pferd dem Ueberreiten eines Menschen ausweicht: wenn ihm nun eine Reihe von Menschen das Bajonett entgegenhält, so dreht es, statt einzubrechen, gewiß um, der Reuter mag es antreiben oder nicht.

Man hat nun bey den Revüen wohl die Kavallerie auf die Infanterie attaquiren lassen; bey der ersten Salve wird aber gleich umgedreht. Man hätte dieß Manöver nie, wohl aber ein anderes machen sollen.

Man stelle nämlich eine Reihe Strohmänner in Uniform, das Gewehr gefällt, auf, und reite sie nieder: dann werden die Pferde daran gewöhnt, und man wird sehen, daß sie sich auch Anfangs davor furchten und zurück prellen.

Da Oestreich unter seinen Völkern in Ungarn Soldaten genug besitzt, die von der Cultur noch nicht verweichlicht sind, daher alle Strapatzen ertragen und besonders des Nachts thätig seyn können: so muß es sich deren besonders in den Nächten bedienen.

Sie müssen häufig in der Nacht die feindlichen Bivouaks, mit Terzerolen, Dolchen und kurzen Säbeln bewaffnet, überfallen, welches in den neueren Kriegen wenig mehr geschieht. Sie müssen stets leicht brennbaren Stoff bey sich führen, um die Strohläger anzuzünden.

Daß die von den Franzosen längst abgeschafften Dinge: Bagage, Zelte ɔc. wegzuwerfen sind, versteht sich von selbst.

Eine Hauptsache sind die Spione und ein Generalstaab, der jedes Terrain kennt, wo nur muthmaßlich agirt werden kann.

Die Spione müssen förmlich auf Lebenszeit, wie andere Officianten, engagirt und überflüssig bezahlt werden; sie müssen aber, wenn ihnen ein Coup gelingt, noch extraordinair beschenkt werden.

Sie müssen unter der Direktion eines Oberhaupts stehen, und Oestreich könnte seine Aderer oder geheimen Polizeyofficianten dazu gebrauchen.

Was die Terrainkenntniß betrifft, so ist es zu bewundern, daß der französische Generalstaab solche so vollkommen inne hat, statt daß die Deutschen ihr Vaterland gar nicht kennen. Dennoch sind die Franzosen schlechte Geographen.

Bey Jena hat kein preußischer Generalquartiermeister das Rauhthal gekannt; keiner hat etwas vom Napoleonsberge gewußt; es fiel auch keinem ein, sich Terrainkenntnisse zu verschaffen, obzwar sie Zeit genug hatten, den Saum der Saalgebirge zu bereuten, hinter welchem sie sich aufstellten.

Napoleons erste Beschäftigung ist es, vor Anfertigung eines Operationsplans, alle Specialcharten von dem Terrain, worin er operiren will, auf seinem Zimmer auszubreiten, und sich ganz darin zu orientiren; die Punkte, welche die andern dominiren, zu bezeichnen, und dann seine Colonnen Tag und Nacht anzutreiben, diese zu erreichen.

Welchem Feldherrn der Deutschen fällt das je ein?

Napoleon hat das Schlachtfeld bey Jena so gut gekannt, wie den Garten zu St. Cloud, und der Herzog von Braunschweig schrie den 12. Octbr. auf einem Ritt von Cappelndorf nach Weimar:

Aber ist denn kein Officier da, der das Terrain kennt?

Das war ja ganz seine eigne Sache, und jener Ausruf ist der eines Mannes in seinem eignen Hause:

„Wer führt mich in mein Wohnzimmer?“

Ich konnte nicht umhin, dem Herrn Engländer vorzuwerfen: daß seine Landsleute im Militair weder die alte, noch die neue Taktik inne hätten, und wo sie zu Lande erschienen, auch gleich geschlagen würden; daß sie das Unglück von Europa machten, indem sie alles verschlingen wollten, und am Ende den ganzen Continent mit sich in den Abgrund ziehen würden.

Dieß nahm er beynahe übel und erwiederte bloß: Ein Staat könne nicht beydes, Land- und auch eine Seemacht zugleich seyn. Daß die Engländer auch den Landkrieg verständen, das hätten sie in Ostindien bewiesen, und thäten es noch alle Tage, da sie hier in einem Klima fechten müßten, welches ihrer körperlichen Constitution gar nicht zusagte. Daß England jetzt so einen Alleinhandel erhalten oder unter der Nationalschuld erliegen müsse, das sey wahr; wenn man aber jetzt zur rechten Zeit keine Landungen gemacht hätte, so sey dieß freylich ein Beweis der Schwäche des jetzigen Ministeriums und daß Pitt dahin sey. Er glaube selbst mit Bülow, Englands Regierung werde in Europa untergehen, und in Indien wieder auferstehen.

Wenn aber so viele deutsche und französische Schriftsteller meynten: der Continent werde große Vortheile dabey gewinnen, wenn Englands Alleinhandel und sein Seedespotism zu Grunde ginge: so könne er sich davon so wenig überzeugen, als davon: daß Napoleon England dadurch vernichten werde, daß er den Continent der Einwirkung der Engländer dadurch entziehen werde, daß er ihren Waaren den Eingang versagte.

England könne vielleicht in Europa durch eine Landung der Franzosen, oder durch die Nationalschuld ver-

nichtet werden, wenn diese kein Verhältniß mehr zu den jährigen Taxen haben würde; dadurch aber, daß dieß geschähe, wäre England in Indien noch nicht vernichtet. Die Regierung und die reichen Capitalisten werden gleich den Atheniensern, vor Xerxes Heeren flüchtend, sich auf die Flotte begeben und nach Calcutta eilen, und hier ein neues London aufrichten. Der Continent würde dabey nichts gewinnen, sondern alles verlieren. So lange seine Völker die Sklaven ihres Luxus wären, würden sie stets in den Händen der asiatischen Engländer bleiben, und mit baarem Gelde die Colonialwaaren bezahlen müssen, die sie jetzt gegen rohe Producte zum Theil eintauschten.

Die Cultur des Continents werde durch Englands Fall einen fürchterlichen Stoß bekommen, denn eigentlich sey sie doch nur in England zu Hause. Dort wären die Capitale, die großen Maschinen, und der stärkste Hebel für die Industrie: Eine constitutionelle Freyheit des Bürgers, die da bewirkte, daß keine Verachtung auf dem Handwerksstande ruhe, unter der er auf dem Continent seufze.

Alles das werde mit Englands Fall zu Grunde gehen; Deutschland und Frankreich so wenig, als Schweden, Dänemark, Rußland, Italien oder Spanien würden je den englischen Kunstfleiß erringen.

Frankreich hätte durch die Revolution in seinem Innern, und Deutschlands Cultur und Industrie, durch seine Kriege, gebaut auf das furchtbare System der Requisitionen, vernichtet. Was Friedrich II. auch in dieser Hinsicht für seine Staaten geleistet habe, das hätten die physiokratischen Minister seiner Nachfolger und der jetzige Krieg — zu Grabe getragen.

Jahrhunderte müßten ablaufen, ehe Holland und der Hanseatische Bund das wieder würden, was sie

einst gewesen wären: denn ihre Colonien wären im Besitz der Engländer. Dänemark und Schweden sage das Klima zu wenig zu, um einst Englands Platz einzunehmen, und dann fehlten auch die Capitale. Dieß sey noch mehr in Rußland der Fall, und hier müsse man erst suchen, Nomaden in Ackerbauern zu verwandeln; mit dem Kunstfleiß habe es noch Zeit.

Italien könne vielleicht am frühesten die Stuffe erklimmen, auf der England jetzt stehe, wenn Frankreichs Oberherrschaft und Jalousie es werde dahin kommen lassen.

Spanien würde stets unbedeutend bleiben, denn welcher Heros würde es wohl unternehmen, den Geist auszutreiben, den der Katholicism und Perus Gold zu gleicher Zeit ins Daseyn gerufen hätten?

Die Eroberung des Continents durch Napoleon sähe England gleichgültig an; denn daß der Kaiser die englischen Luxusartikel nicht von den Küsten abhalten werde, dafür bürge die Menschlichkeit der Aufseher und die Genußgier der Einwohner; die Mehrkosten trüge nicht England, sondern der Empfänger, und wenn durch die entsetzlichen Continentalkriege aller deutscher Kunstfleiß vernichtet würde, so müßte der englische ja um so eher blühen.

Ungeachtet der französischen Administration in Schlesien hätte man dort die Ausfuhr der Wolle erlaubt, die Engländer hätten sie schnell gekauft, und würden, aller Controlle ungeachtet, künftige Leipziger Messe die daraus gefertigten Zeuge den Deutschen feilbieten.

Man habe an mehreren Orten die englischen baumwollenen Garne im Preußischen und in Leipzig confiscirt; der Stillstand, der dadurch in den schlesischen, sächsischen, berliner Baumwollen-Manufacturen entstehen müsse, würde den englischen sehr willkommen seyn.

Er könne nicht anders, als den Deutschen rathen: im Schweiß ihres Angesichts den Acker zu bauen und Ochsen zu mästen, um den Ueberschuß an Weitzen und Pöckelfleisch den Engländern zu überlassen, die uns dafür mit Zucker und Caffee, mit Gewürz und Porter füttern, mit Musselinen, Nanking und Tüchern kleiden würden."

Ich konnte meinem Reisegefährten hierauf nichts weiter antworten, als:

Daß der Zustand des Continents, so wie er ihn geschildert habe, zwar ganz richtig sey, daß England aber solchen, durch seine Einmischungen in die französischen Angelegenheiten, herbeygeführt habe; es werde sich selbst und den Continent stürzen, wir würden in Armuth gerathen; diese würde uns aber von aller bisher Statt gefundenen übertriebenen Ueppigkeit und Weichlichkeit reinigen und einen bessern Zustand herbeyführen.

Prag.

Kaum hatte mich der Engländer verlassen, als die schreckliche Nachricht der für uns verlohrnen Schlacht von Friedland zu meinen Ohren kam.

Es hatte mir immer so etwas geahndet, denn da die Russen nach der Schlacht von Eylau, die sie gewonnen haben wollten, drey Monat sich ruhig verhielten, unterdeß der französische Kaiser immer mehr Truppen heranzog; das war mir verdächtig.

Völlig unwahrscheinlich war mir aber die große Anzahl der russischen Truppen: denn, wenn sie so übercomplett gewesen wären, warum machten sie denn nicht Landungen in Danzig, Colberg und Stralsund?

Ich hatte allen Muth verlohren und floh in die Einsamkeit, nach Johannisbad an der schlesischen Gränze zwey Meilen von Schmiedeberg, auf böhmischem Gebiet. rr

---

Johannisbad in Böhmen.

Lächele nicht, mein Freund, wenn ich Dir geschrieben habe: Ich reiste ins Bad, und Du nun auf der Charte von Böhmen kein Johannisbad finden kannst.

Die vorzüglichsten Bäder sind gerade diejenigen, die kein vornehmer Gast aufsucht. Johannisbad ist unter dem schlesischen und böhmischen Landvolke weit und breit berühmt. Mancher Mensch verdankt ihm seine Gesundheit, und auch ich kann dies rühmen. Damit Du aber Achtung vor diesem Gesundbrunnen bekommst, so muß ich Dich doch genauer damit bekannt machen.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß dieses Bad, wie es noch Ueberbleibsel alter Schriften bezeugen, im Jahre 1006 unter Albrecht Trautenberger, von welchem die noch itzt bestehende zwey Stunden von diesem Bade entfernte alte königliche Leibgedingstadt ihren Namen hat, am 6. May entdeckt worden seyn, und an demselben Tage den Namen Johannisbad erhalten haben soll. Mitten in einem Kessel angenehm hoher, mit häufigen und gemischten Waldungen bewachsener Berge, hat dieses Bad seine Lage, deren größter und höchster gegen Abend hin stehet, und den Namen Schwarzberg oder Spiegel führet. Seitwärts über vom Bade gegen Mittag wird es von einem andern Berge, welchen man Mittelwald nennt, gedeckt, an welchem etwas mehr gegen Morgen wieder ein anderer Berg, Namens Johannisbusch, stehet; dem Badsprudel zur linken Seite gegen Mitternacht hin ist einer der angenehmsten mit häufigen Buchen besetzter

Berge, welcher der große Eckbusch heißet, die fröhlichsten Spaziergänge zur Erlustigung der Badegäste abgiebt, und vortreffliche Aussicht gegen die schlesischen und glazischen Gebirge darbietet. Alle diese Berge gehören noch zur Kette der Riesengebirge.

Die diesen Bädern am nächsten liegenden vorzüglicheren Städtchen sind: Trautnau, Königshof, Arnau und Hohenelbe, nebst einigen kleinern, dem Schwarzenthal und Freyheit. Sowohl in diesem als in den häufigen und ansehnlichen Dorfschaften herrscht viel Handlungseifer und Industrie; Leinwand, Schleyer, Batist, Braunstein, Steinkohlen und Eisen sind die wichtigsten Artikel. In Hinsicht des letztern ist vorzüglich das hohenelber Eisen wichtig, da es vor allen andern dieser ausgebreiteten Gegend wegen seiner besondern Vortrefflichkeit und Güte auch von den entferntesten Ortschaften geliebt und Vorzugsweise gesucht wird; auch giebt es vermöge der meilenlangen Berge, welche einzig nur Kalkstein enthalten, hier ungemein viel Kalkbrüche. Eben so wenig gebricht es dieser Gebirgsgegend an edlern Metallen, die ich nicht namentlich anführen will, da mich dieß zu sehr von meinem Ziele abbringen würde.

Der Berg, an dessem Fuße der warmlaue Sprudel hervorquillt, ist der schon oben genannte Schwarzberg, ein Berg von besonderer Größe und Höhe. Gegenwärtig sind dieser Sprudel zwey: ein größerer und ein kleinerer. Einige hundert Schritte von diesen Sprudeln, abwärts gegen Morgen hin, gibt es zwar noch einige ähnliche Quellen, die aber wegen ihrer Geringhaltigkeit und Unausgiebigkeit des Vorquellens von geringer Bedeutung sind. Der große liegt von dem kleinern um eine halbe Elle niedriger, beyde sind mit hölzernem wohlzusammenhangenden Bollwerk umfangen. Der große Sprudel beträgt in seinem Durchmesser genau vier und eine halbe Quadratklaf-

ter. Die Tiefe beträgt in beyden an Wassermenge eine Klafter, können aber beyde nach Wohlgefallen durch Versperrung der Abzüge eben sowohl erhöht, als wieder verringert werden. Der Abfluß beyder Quellen ergießt sich in einer Entfernung von einigen vierzig Klaftern in einen Bach, Namens Johannisbach, welcher beyläufig funfzig Klaftern in seinem gemeinschaftlichen Laufe, auch bey dem strengsten Winter, diesseits das Gefrieren des Bachwassers hindert.

So wie die gütige Natur hier für das Wohl des elenden Menschen das Wasser mit seinen nöthigen Medicinalbestandtheilen in hinlänglicher Stärke versehn, eben so hat sie auch für die hinreichende Ausgiebigkeit und Menge des Sprudelwassers selbst gesorgt, und ist in der Hergabe über alle Begriffe verschwenderisch.

Nach genauer Abmessung giebt der große Sprudel in jeder Minute ein Faß und einen halben Eimer. Der kleinere Sprudel hingegen liefert in einer Minute drey und einen halben Eimer. Beyde zusammengenommen geben also genau in jeder Minute volle zwey Fässer, jedes zu hundert Maaß berechnet. Es geben also diese beyde Sprudel zusammen in einer Stunde ein hundert und zwanzig, und in vier und zwanzig Stunden zweytausend achthundert und achtzig Fässer.

Es ist also erweislich, daß diese Sprudel von 6 Uhr Vormittags bis 7 Uhr Abends, eben zu den Stunden, welche man sonst zum Badegebrauch verwendet, eintausend fünfhundert und sechzig Fässer Wasser hergeben, von welchen sehr bequem, wenn auch jede Person zwey volle Eimer zum Bade erforderte, dennoch täglich dreytausend einhundert und zwanzig Personen hinlänglich bedient werden könnten, und man hat nicht Ursache, das Bad durch Beymischung eines andern gemeinen und ordinairen Bachwassers zu schwächen oder zu verpfuschen, um die daselbst hülfesuchenden Kranken zu hintergehen

und mit Truge zu täuschen; so wie es heut zu Tage nicht selten geschieht, daß man den Guthsbesitzer eines sonst trefflichen, jedoch äußerst sparsam quellenden Badbrunnen Pläne zur Herbeylockung fremder Nationen auftischt, ihn zur Errichtung und Aufbauung großer kostspieliger Palläste anreizt, Wohnungen für einige hundert Gäste aussetzt, und so dem Guthsbesitzer große Geldsummen ablockt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob der eigentliche Badquell, welcher kaum täglich für funfzehn Personen nach gehörigen Medicinalgesetzen zureicht, auch eben so gut für funfzig hinreichen werde; oder vielmehr, ob der Ruhm eines Bades bey funfzig und mehreren Personen, welche, anstatt daß sie wenigstens die Hälfte von eigentlichem wirkungsvollen Mineralwasser bekommen sollen, sich nun wegen zu großer Vertheilung des Wassers bey Verabfolgung nur einiger Maße und übrigen Zugüssen von gemeinem Bachwasser in seinem Ansehn bestehen werde? — eben so bestehen und eben die Wirkung bey Kranken hervorbringen werde, als er sie hervorbrachte, da deren nur wenige badeten, und also auch nicht so unmäßig viel von gemeinem Wasser zuzugießen Ursache hatten? —

Man hat hier von den ältesten Zeiten her den Gebrauch angenommen, daß jenen, welchen das Bad wärmer, als es in seiner eigenen natürlichen Wärme zu gebrauchen, verordnet wurde, oder nach Eigendünkel wärmer baden wollten, solches durch durchglühte Steine gehitzt wird. Die Steine, welche hierzu gewählt sind, werden von dem, dem Bade gegenüber gegen Mittag stehenden Berge, welcher oben den Namen Mittelwald führt, gebrochen; die wahre Ursache, daß man eben diese und keine andere Steine wählet, kann ich mir immer noch nicht ganz enträthseln. Vermuthlich möchte bey den Alten diese Ursache die wahrscheinlichste seyn, weil in der ganzen Gegend um das Bad die meisten Felsen aus Kalksteinen be-

stehen, außer einem gewissen Distrikt vom Bade aufwärts gegen die Höhe des Schwarzberges, deren Steine sowohl von den hier erwähnten, als auch von den Kalksteinen merklich unterschieden sind, und von welchen aus Furcht, den Sprudel in seiner Kraft und Menge zu stören, nicht gebrochen werden darf. Weiter hin wird sich die Gelegenheit finden, von dieser Gattung Steine mehr zu sprechen, und ich bleibe indessen noch bey den gewöhnlichen zur vermehrten Erhitzung der ohnehin lauwarmen Wassersprudel üblichen Steine stehn

Es scheint, daß man hier nicht nur die Absicht hat sich dieser Steine allein der Erwärmung wegen zu bedienen; man hält allgemein dafür, daß die Steine mittelst ihrer eigenen Bestandtheile die Kraft und Wirkung des Bades merklich erhöhen und vermehren, welches der Beweggrund, daß von jeher alle Grundbesitzer dieses Bades ihrem Amtspersonal den strengsten Verbot gegeben, bey schärfster Ahndung und Verlust des Brodes und Dienstes keinen Stein außer dem Bade in die Ferne ausfolgen zu lassen und zu verschicken. Ehe ich noch zur nähern Zergliederung des Sprudels übergehe, ist nothwendig, der materiellen chemischen Bestandtheile dieser Steine genauere Erwähnung zu thun, und dieses darum, damit sich ein jeder selbst überzeuge, ob die Meynung von mittheilender Stärke der Steine eben so, wie man allgemein dafür hält, gegründet sey.

Der Stein also, von dem hier die Rede ist, der nächst dem Bade von dem Berge Mittelwald gebrochen, und daselbst felsenweise angetroffen wird, ist dem äußern Ansehen nach dem Schwerspat nicht wenig ähnlich, und hat mit ihm gleiches Gewicht; hat aber wenig vom Kiese, ist mürber und mit leichter Mühe zu zermalmen. Sowohl die äußere Fläche desselben, als sein Inneres ist an Farbe grünlichgrau und mit ocherartigen Adern durchzogen. Im Feuer durchglüht, verändert er seine

grünlichgraue Farbe ins Kupferroth; seine Dichtheit vermindert sich darin um ein Merkliches, wird spröde, und man kann ihn mit leichter Mühe zu Pulver reiben. Jedoch wirkt die Luft nicht darauf, denn ein Stück dieses gebrannten Steins durch vierzehn und mehrere Tage einer ziemlich nassen Luft ausgesetzt, blieb ganz unverändert, und der Stein hatte weder an seiner Festigkeit verlohren, noch an seinem Gewichte eine Veränderung erlitten.

Das Wasser beyder Sprudel ist helle und durchsichtig wie Krystall, quillt an vielen seiner breiten Grundflächen heftig mit einem außerordentlichen Sprudel und Blasenwerfen, und einigermaßen rauchend hervor, giebt einen fettigen weichen laugenhaften Geschmack, und eben dergleichen Geruch; in Flaschen gefüllt, erregt es ein gelindes Aufbrausen, welches sich aber um so mehr verliert, je länger dasselbe gestanden und abgekühlt wurde, weil das ihm eigenthümliche Flüchtige, oder desselben sogenannter Brunnengeist durch die Länge der Zeit verfliegt.

Der Fahrenheitische Thermometer erreichte in diesen beyden Quellen genau den 25sten Grad der Wärme.

Das Gewicht des Wassers übersteigt das gemeine destillirte, auf den nämlichen Grad der Wärme des Sprudelwassers gebracht, zu drey Graden.

Versuche mit reagirenden Mitteln.

1. Die Lackmußtinktur und jene von Gelbwurz blieben vom Wasser ganz unverändert.
2. Der Veilchensaft wurde grün gefärbt, jedoch auf der Stelle eben nicht zu bedeutend; nach Verlauf von mehreren Stunden aber wurde derselbe bis zum Grasgrün tingirt.
3. Vegetabilisch zerflossenes Laugensalz trübte das Wasser, jedoch ohne einen besondern Niederschlag zu machen.

4. Noch mehr aber wurde dieses Quellwasser von der Zuckersäure getrübt, und es machte dieselbe auf dem Boden des Glases einen feinen Niederschlag.

5. Kalkwasser erregte im Wasser weiße Wolken, jedoch ohne allen Niederschlag.

6. Das Wasser brauste durch alle Säuren, wenn solche verdünnter und langsam hineingetröpfelt wurden.

7. Am stärksten war das Aufbrausen dieses Wassers vermittelst der Vitriolsäure, wobey ein stinkend-fauler Eyergeruch entstand.

8. Die salpetersaure Quecksilberauflösung hineingetröpfelt, erzeugte Anfangs blaue Wolken, welche in kurzer Zeit gelb wurden; in Zeit von 18 bis 24 Stunden aber wurde aus diesen Wolken ein Niederschlag von ebenfalls gelber Farbe.

9. Durch die salpetersaure Bleyauflösung wurde das Sprudelwasser augenblicklich braun gefärbt.

10. Galläpfel gaben dem Wasser, außer der sehr braunen, weiter keine andere Farbe.

11. Ein Aufguß auf Klapprosen von diesem Wasser wurde braun, da hingegen ein anderer Aufguß von gemeinem Wasser nur roth wurde.

12. Süßes Quecksilber wurde im Wasser zwar nicht schwarz, erhielt aber eine graue merklich ins Schwarze fallende Farbe.

13. Seife wurde viel besser von diesem Wasser aufgelöst, als von gemeinem, welches den nämlichen Grad der Wärme des Badsprudelwassers hatte; das Wasser blieb aber kürzere Zeit hindurch schäumend, und sah am Ende wie geronnen aus.

14. Da durch das Rütteln an der Quelle der eigentliche Brunnengeist nicht so genau und bestimmt angegeben werden kann, indem jedes gemeine warme Wasser in einer bis zur Hälfte gefüllten Flasche brauset,

so wurde ein gläserner Kolben an der Quelle gefüllt und unmittelbar ein Helm darauf geküttet, an dessen Mündung, in Ermanglung eines andern Apparats, eine Blase festgebunden wurde; die durch das Erwärmen aus dem Wasser sich entwickelnde Luft konnte natürlicherweise keinen Ausweg finden, als in die Blase, welche man unterband, und die darin enthaltene Luft in Kalkwasser brachte; es entstanden Wolken, und das Kalkwasser trübte sich augenblicklich.

Anzeige dieser mit reagirenden Mitteln gemachten Versuche.

Der 1te Versuch zeigt an, daß die Luftsäure nicht prädominire, um sichtbar werden zu können.

Der 2te giebt einen Beweis vom mineralischen Alkali.

Der 3te zeigt auf Kalkerde; auch der

4te und 5te Versuch zeigen auf Kalkerde, wenn man es anders glauben soll, und wenn die Niederlage von Erde nicht schon vorhin in der Zuckersäure sowohl, als in dem Laugensalze enthalten waren.

Der 6te weiset auf ein mineralisches Alkali, auch dürfte eben dieser auf eine alkalische Erde zeigen; man hat aber billige Ursache, ersteres anzunehmen, indem von letztern in der Folge nichts entdeckt werden konnte.

Der 7te bezeuget durch seinen verbreitenden faulen Eyergeruch, daß eine wirkliche Schwefelleber in dem Wasser enthalten sey.

Der 8te beweiset das glauberische Wundersalz und den Schwefel.

Der 9te beweiset abermals den Schwefel.

Der 10te zeiget, daß kein Eisen in diesem Sprudelwasser vorhanden sey.

Der 11te beweiset abermals die laugensalzartigen Bestandtheile des Wassers.

Der 12te zeigt ebenfalls auf das mineralische Alkali und den Kalk.

Der 13te zeigt Bestandtheile an, welche die Seife zerlegen.

Der 14te beweiset die Gegenwart des noch nie genug anerkannten und genau enträthselten, jedoch aber wesentlich flüchtigen Bestandtheils oder sogenannten Brunnengeistes.

Zergliederung des Wassers in seine festen Bestandtheile.

Erstens. Acht Pfund Medicinal- oder sechs und ein halbes Pfund Civilgewicht von diesem Wasser wurden in einem mit einer weiten Oeffnung versehenen gläsernen Kolben bey gelinder Wärme in einem Sandbade bis zur Trockenheit abgeraucht, das Residuum sorgfältig gesammelt und abgewogen; es war an Farbe aus dem Weißen ins Gelbe fallend und am Gewicht genau 49 und einen halben Gran.

Zweytens. Dieser Rückstand von No. 1. wurde fein gerieben und mit einer zureichenden Menge Weingeistes übergossen; die Mischung blieb an einem nur kühlen Orte sechs Tage stehen, und der Weingeist hatte sich ziemlich gelb tingirt; er wurde abgegossen und man fand, daß aus dem Rückstande von No. 1. sieben Gran in den Weingeist übergangen waren, indem das Residuum, getrocknet und gewogen, nicht mehr als genau 42 und einen halben Gran betrug.

Drittens. Der von dem Rückstande abgegossene Weingeist wurde bey gelinder Ofenwärme bis beynahe auf den zehnten Theil langsam abgeraucht und Salzsäure hineingetröpfelt; es entstanden weißgelbe Wolken, welche sich mit einem eben dergleichen Niederschlage endigten.

Viertens. Diese Mischung wurde neuerdings abgeraucht und zwar bis zur Trockenheit; der Rückstand roch nach Schwefel. Das Glas wurde sodann in eine stärkere

Hitze gebracht, und der Schwefel sublimirte sich mit einem erstickenden Geruche; der Rückstand im Glase wog nunmehr drey Grane. Ich nehme also an, daß drey Gran Schwefel sich sublimirt, indem ein und mehrere derselben bey der Arbeit sehr leicht verlohren gehen konnten.

Fünftens. Auf die Rückstände von No. 2 und 4. wurde reines destillirtes Regenwasser gegossen, und die Mischung an einen warmen Ort gestellt. Nach zwey Tagen wurde das Flüssige vom Rückstande geschieden, welcher durch Ausgleßen neunzehn Gran verlohren hatte, die ins Wasser übergangen waren.

Sechstens Diese wässerige Auflösung gab nach einer dreymal wiederholten Abdämpfung 10 Gran glauberisches Wundersalz und eine braune Lauge, welche nicht mehr zum Aufschießen gebracht werden konnte.

Siebentens. Diese Lauge wurde in der Folge bis zur Trockenheit abgeraucht, und gab beyläufig acht Gran mineralisches Alkali.

Achtens. Der übrige Rückstand wog 26 Gran, und bestand aus einem Gemische von Kalkerde und zersetztem Gypse.

Man würde, wie andere sehr genaue Brunnenforscher, auch einen halben Gran Harzstoff, einen halben Gran Kochsalz, zwey Drittelgran Bittersalzerde, ein Viertelgran Alaunerde haben entdecken können; da aber jeder Helldenkende von der Unmöglichkeit, solche Kleinigkeiten genau bestimmen zu können, überführt seyn wird, so begnügt man sich mit dem Hauptsächlichen und Ueberzeugenden der Sache: denn so genau als nur immer bey diesem chemischen Verfahren umgegangen werden konnte, so hat man doch zwey und einen halben Gran vom ganzen Rückstande vermißt; um so unwahrscheinlicher und lächerlicher muß es werden, wenn von manchem Brunnenforscher alles sogar bis auf die kleinsten Theile von einem Drit-

tel-

tel, und ein Viertelgran bestimmt angegeben wird, und mit diesen kleinen unbeträchtlichen Stäubchen allerley Sublimations- und Krystallisationsversuche gemacht haben wollen.

Es sind also in 8 Pfund Wasser enthalten:

3 Gran Schwefel, ohne jenen gerechnet, welcher bey erwähnter Arbeit flüchtig wurde.
10 Gran glauberisches Wundersalz.
8 Gran mineralischen Salzalkali.
26 Gran alkalischer Erde.

Weiterhin berechnet, liefert dieser Sprudel beyläufig, nach Medicinalgewicht, in einer Stunde:

an Schwefel	2	Pfund
an mineralischem Alkali	4½	—
an glauberischem Wundersalze	5½	—
an alkalischer Erde	10½	—

In einem Tage:

Schwefel	48	Pfund
Mineralisches Alkali	108	—
Glauberisches Wundersalz	132	—
Alkalische Erde	252	—

Endlich in einem Jahre:

Schwefel	17520	Pfund
Mineralisches Alkali	39420	—
Glauberisches Wundersalz	48180	—
Alkalische Erde	90980	—

Die Resultate dieser Versuche setzen dieses Bad mit Recht in jene Klasse, welche man sonst mit dem Namen alkalischer Schwefelbäder zu benennen pflegt.

Da hast Du nun eine weitläuftige Geschichte des Johannesbades, eine chymische Zersetzung seiner Bestandtheile und deren Resultate.

Ich sehe jetzt, wie schnell Du Deinen Coffer packst, die Extrapost bestellst, um an diesen Heilquell Deine Migräne, Magendrucken rc. zu heilen, die Dir Dein

bequemes üppiges Leben zuwege bringen. Doch ehe Du anspannen läßt, höre mich weiter:

Ich fand in der Gebirgskluft, worin das Bad liegt, nur einen Menschen, mit dem ich umgehen konnte, es war der Rittmeister Schmidt vom Husarenregiment Großherzog Ferdinand; zuweilen besuchten ihn seine Cammeraden, der Graf Esterhazy, Zebrian, Stoffaitsch und andere, und dann machten wir uns einen vergnügten Tag. Diese Männer haben mir Gelegenheit gegeben, den Geist der östreichischen Truppen näher kennen und schätzen zu lernen. Sie waren sämmtlich Ungarn, voll Feuer und Energie; für ihr Vaterland, für ihre Nation leidenschaftlich eingenommen, haßten sie die Böhmen und ihren jetzigen Aufenthalt; ich mochte ihnen noch so viel zurufen:

Sehen Sie doch, meine Herren, die schöne Gegend! So war stets die Antwort:

Ja wenn sie nur von Menschen, und nicht bloß von Thieren bewohnt würde.

Natürlich gingen unsere Gespräche häufig auf Politik und Kriegswissenschaft hinaus, und ich fand wider mein Erwarten bey diesen Husaren Lektüre. Sie kannten Bärenhorsts und Bülows Schriften so gut, als ich.

Einst bey einem Glase Ungarwein sprach ich mit einem von der Gesellschaft von den zu hoffenden Siegen der Preußen und Russen. Es war vor der Schlacht von Friedland.

Ich sprach zu meinem Freunde:

Glauben Sie nicht mit mir, daß Napoleon sich zu weit hinausgewagt hat in die unwirthbaren Gegenden des Nordens? Wissen Sie, wenn ich Bennigsen hieße, und freye Hand hätte, was ich thäte? Ich ginge von Position zu Position, von Fluß zu Fluß immer rückwärts, aber 100000 Kosaken, Kalmucken, Baschky-

ren, und wie die Völker weiter heißen, müßten den Feind umschwärmen, alles aufzehren, verbrennen und vernichten. Alle Einwohner nähme ich mit mir rückwärts, und was irgend noch Waffen tragen könnte, müßte in Reih und Glied gestellt werden. Denn endlich, wenn die große französische Armee über die unermeßliche Grenze Rußlands geschritten wäre, wo das Objekt des Wirkens nicht mehr zu der Basis der Operationslinie in Verhältniß stände, dann ließ ich von Kiow aus ihre rechte, ihre linke Flanke aber durch Landungen in Stralsund, Rostock und Lübeck umgehen. Ich sendete Emissaire zu Hunderten nach Hannover, Hessen und Sachsen, um das Volk zum Aufruhr zu bewegen; ich ließe Druckschriften gegen die französischen Autoritäten verbreiten, um sie zur Strenge zu reizen, die noch mehr erbittert. In der Türkey aber hätte ich mit aller Macht vorzudringen versucht, und hier hätte ich die schnellste Offensive durchgesetzt. In Sicilien hätte ich Truppen landen lassen, eben so in Venedig, in Ancona. In Italien hätte allenthalben die Fahne des Aufruhrs wehen müssen.

Der Husaren-Officier:

Mein Freund, ich sehe, Sie kennen weder die Franzosen, noch die Russen; ich habe gegen die erstern und mit den letztern gefochten, ich kenne sie beyde, und darum sage ich Ihnen vorher, und der Erfolg wirds beweisen, daß die Russen jetzt und auf die Dauer geschlagen werden; daß Alexander auf seinem Thron nicht sicher ist, wenn er nicht bald mit Napoleon Frieden schließt. Sie sagen: Napoleon habe einen Fehler begangen, daß er so tief nach Pohlen hineinging, unterdeß man durch Landungen in seinem Rücken operiren konnte; Sie haben Recht, es scheint so. Wissen Sie aber nicht, daß Napoleon, als er bis

Laybach vorgedrungen war, in seinem Rücken in Venedig der Aufruhr wüthete, und Laudon in Tyrol alle Pässe, um nach Italien zurückzukommen, abgeschnitten hatte, daß er damals den Frieden von Loeben schloß? Glauben Sie, daß Napoleon eine Schlacht bey Marengo gewonnen hätte, wenn unser Hofkriegsrath die Depeschen des General Melas nicht überhört hätte? Glauben Sie, daß eine Schlacht bey Austerlitz Statt fand, wenn Fürst Auersberg an der langen Donaubrücke seine Pflicht gethan hätte? Napoleon hat das alles recht gut selbst gewußt, keiner möge sich damit brüsten, es besser gewußt zu haben, wie dieser. Eben so gut wie Friedrich es wußte, wenn er nicht nach militairischen Grundsätzen, sondern auf den Charakter des Gegners, seine Instructionen oder Umgebungen los operirte, eben so gut weiß diese Dinge Napoleon zu benutzen. Oestreich könnte ihm jetzt die zweckmäßigste Diversion im Rücken machen, er weiß aber recht gut, daß Oestreich kein Geld hat, daß meine Herren Landsleute nicht mehr so tanzen wollen, wie die Machthaber in Wien pfeifen. Er weiß es recht gut, daß unter den großen Mächten keine der andern recht traut. Oestreich denkt: schlägst du jetzt los, so machen die andern Friede, und lassen dich sitzen, dann fallen die Franzosen von vier Seiten in deine Staaten. In Gallizien, wo sie Anhänger finden, in Böhmen von Schlesien aus, ins Innviertel von Braunau, ins Frlaul von Italien aus. Wäre es auch selbst nicht die Absicht der Alliirten, Frieden zu schließen, so werden sie höchst wahrscheinlich die nächste Schlacht verlieren, und dann ist der Friede da. Napoleon fürchtet keine Diversionen von der See her, denn er weiß es, daß Pitt nicht mehr lebt, und das Staatsruder in England in schlechten Händen ist. Er weiß es recht gut, daß diese

Kaufleute, unterdeß sie die Continentalmächte zusammengehetzt haben, in den beyden Indien und im mittelländischen Meere auf den Raub ausgehen. Was aber mehr ist, als alles, das ist die Schwäche der russischen Armee. Die Russen lügen ganz erschrecklich, wenn sie von Hunderttausenden sprechen, die sie ins Feld schicken; man muß immer mit fünf hinein dividiren. Sie müssen ja wissen, was in Rußland ein Kopf werth ist, wo man alles nach Köpfen berechnet. Man mißt den Reichthum nach Köpfen, man mittelt seine jährige Einnahme darnach aus; der Staat erhebt sein Einkommen darnach, und so viel man in Rußland auf den Kopf eines Menschen hält, so wenig gilt er im Auslande, denn es fehlt ihm die Intelligenz. Wollte der Kaiser Alexander das neue Manifest wegen Organisirung der Landmiliz wirklich ausführen, ich stehe Ihnen dafür, man würde ihn wie seinen Vater spedirt haben. Die Russen, das heißt: der gemeine Soldat und der Subaltern-Officier sind brav, nicht etwa aus Ehrgefühl, sondern aus angebohrener Rohheit und Raubgier; das Mausen ist den Russen so sehr zur andern Natur geworden, daß ihnen sogar nach Dingen gelüstet, die sie nicht gebrauchen können. Ich machte den Feldzug im Jahr 1799 in Italien mit, ich versichere Ihnen, damals hätte unser Kray diesen für die Oestreicher so glänzenden Feldzug eben so siegreich vollendet als Suwarow, denn er war es, der die Franzosen zuerst schlug. Kray erlag aber, wie so mancher brave östreichische General, dem Neide und der Cabale seiner vornehmeren Cammeraden, und Suwarow maßte sich der Lorbeern allein an, und die Welt glaubte es dem Stürmer von Praga. Ich sage Ihnen, denken Sie an mich: Die Franzosen werden so lange Russen, Oestreicher und Preußen besiegen, bis bey diesen Trup-

gen das Verdienst so gut gilt, wie bey ihnen; Geburt und Reichthum aber gar nicht geachtet werden.

Der Deutsche kam überhaupt nie aus der Form heraus. Sie ist ihm alles. Es ist so leicht, so bequem, in dem ausgefahrenen Gleise fortzuschlendern, und da die Menge dies thut, so ist sie erbost, wenn einer unter ihnen einmal muthig diese Bahn verläßt, und sich eine neue brechen will; gleich einem Fuhrmann, der, wenn etwa einmal ein muthiger Hengst vom Gleise abspringt, ihn mit der langen Peitsche wieder hineintreibt, eben so pflegen unsere Regenten oder Regierungen jedes von der Bahn abspringende Genie durch die Peitsche der Disciplin wieder hineinzutreiben. Und folgt es nicht gleich, o weh! dann sind Cassation, Vestungs-Arrest, vielleicht gar das Hochrecht die Folgen dieser Kühnheit. Bey uns im Militair ist man noch weit summarischer, wenn unser Proprietair oder Commandeur etwa einmal von einem Subalternen ein gescheuter Urtheil hört, was er aber nicht begreift; gleich heißt es:

Raisonniren Sie nicht.

Was folgt daraus? Der deutsche genialische Kopf darf nicht handeln, es ist ihm untersagt, er schreibt daher, denn umsonst hat die Natur ihm nicht die Idee verliehen; er soll, er muß sie aus sich ausströmen. Daher in Deutschland die Menge von Systemen, Theorieen und Druckschriften, die uns belehren, wie man hätte operiren sollen. Noch mehr! Unsere Schriftsteller wissen uns sogar zu sagen, wie die Franzosen hätten operiren sollen; welche Fehler sie gemacht haben u. dgl. Bey dem allen aber werden wir immer geschlagen, denn alles, was der Deutsche in trocknen Theoremen aufstellt, das alles hat der Franzose schon praktisch ausgeübt. Der Franzose schreibt nicht, er handelt, und dieß ist ihm unverwehrt. Die Revolution hat ihm

einen solchen Gleichheitssinn eingeprägt, daß er nur dem Verdienst huldigt. Hätte Napoleon nicht in 30 Schlachten gesiegt, er wäre nimmermehr jetzt Kaiser der Franzosen. Außer dem Dienst ist der gemeine Soldat dem Officier gleich. Ich selbst habe in meiner Gefangenschaft in Frankreich am Spieltische gehört, daß ein Sergeantmajor zu seinem Obersten sagte:

Sie sind ein ekeliger Spieler,

und es hatte keine Folgen. Sie würden erstaunen, wenn Sie einen gemeinen Chasseur, oft von der Feldwacht kommend, rapportiren hörten. So lange wir nicht unsern ganzen Plunder von alten militairischen Paradeformen, unsere so hochgepriesene Exercirkunst, und unser Avanciren nach der Geburt und nach dem Alter zum Henker werfen, so lange werden wir von den Franzosen geschlagen werden, wo sie uns treffen.“ So weit mein ungarischer Husar.

Ich erwiederte hierauf:

Sagen Sie mir nur, ist denn die französische Cavallerie im Stande, der östreichischen, besonders der ungarschen, die Spitze zu bieten?

Er antwortete:

Die Franzosen sind durchgängig schlechte Reuter, das Reuten scheint ihrer ganzen Natur entgegenzustreben. Schon die Uniform der Cavallerie ist ihnen höchst zuwider; denn wo sie sich nur irgend ihrer Stiefeln entledigen können, da thun sie es; und wie oft habe ich Chasseur, Dragoner oder Cürassiere, ihre martialischen Helme auf dem Kopfe, in weißen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen herumgehen sehen. Eben so wenig verstehen sie die Pferde zu behandeln. Sie reuten, lenken und füttern sie schlecht, darum sind sie gewöhnlich auf den Knochen geritten, steif und kraftlos. Der Schlag von Pferden, den die französische Cavallerie aus Frank-

reich mitbringt, ist so wenig tauglich, als der, welchen sie in Deutschland requiriren. Zaum und Sattelzeug ist eben so wenig etwas werth, und die französische Cavallerie kann nur dazu dienen, auf dem Schlachtfelde aufzuräumen, wenn alles en Debandade flieht. So bey Marengo, Austerlitz und Jena. Man hat so viel von Stichparaden der Franzosen zu Pferde gesprochen, die sollen aber auch nichts gelten. Glauben Sie mir, es werden jetzt keine Schlachten mehr durch Cavallerie gewonnen, so wie bey Roßbach und Zorndorf, am wenigsten von den Franzosen. Diese siegen durch ihre Operationsplane (Strategie), durch die Beine (schnelle Märsche), durch ihre schnelle Artillerie, durch ihre zahllosen Tirailleurs, durch die Ausdauer und Beharrlichkeit ihrer Truppen. Die östreichische Cavallerie hat selten etwas gethan; bey Neerwinden entschied sie noch einigermaßen im Jahr 1793 den Sieg, nachher hat sie gar nichts mehr in Masse geleistet. Bey Marengo konnte sie den Sieg erringen; sie hatte aber das Zusehen, und das ganze Jahr 1799 bis 1800 hat die Cavallerie wenig geleistet. Wir Husaren hatten nur immer die Rückzüge zu decken, und was die Cavallerie vermag, hat sie von Ulm bis Eger im J. 1805 bewiesen. Wir wären jedes Mal des Siegs gewiß, aber man weiß uns nie in Masse zu gebrauchen. Man hat der preußischen Cavallerie bey Jena Vorwürfe über ihre schnelle Flucht gemacht. Das war mir, als ichs hörte, gar nichts Auffallendes. Wenn man Cavallerie dahin stellt, wo sie vom feindlichen Kartätschenfeuer bestrichen wird, so gehen die Pferde jedesmal durch. Man vergißt, daß die Cavallerie aus Mensch und Thier zusammengesetzt ist. Das Thier bekämpft die Furcht in sich nie, es flieht; wollte auch das Ehrgefühl den Reuter an seinen Posten fesseln, so kann er vielleicht als Einzelner

sein Pferd beherrschen, aber im Zuge ist das unmöglich. Werfe man eine Bombe oder Granate in die bravste Schwadron, so geht sie durch, und wenn Seidlitz selbst sie commandirte. Stellen Sie Eis in die Sonne, so schmilzt es, und legen Sie Holz ans Feuer, so brennt es. Die Cavallerie in Masse muß nur, wenn sie etwas ausrichten soll, überraschen; sie muß wie ein Hagelwetter im Sonnenschein, wie eine Windsbraut erscheinen, vernichten und verschwinden.

Genug von diesem Gegenstande, sprach ich, wir wollen zur Gesellschaft zurückgehen. Bey dieser war unterdeß ein Windbeutel von einer eigenen Art angekommen. Es war ein halb gelehrter Apothekergeselle aus Josephstadt. Er hatte bereits die Rolle eines Kaufmanns, eines Fabrikanten, Künstlers, Destillateurs, eines Gelehrten und Alchymisten gespielt; jetzt war er hier, um das Bad zu pachten. Er hatte die Ungarn glauben gemacht, daß er ächten Arrak bey sich führe, von welchem er einen delikaten Punsch machen wolle. Die ganze Gesellschaft freuete sich darauf, der Punsch erschien; statt des Arraks hatte aber der Chymiker Slibowizer (Pflaumenbranntewein) genommen; die ersten Gläser wurden, ohne den Betrug zu ahnen, hinuntergestürzt; aber bald genug entdeckte man ihn doch, und mein Chymiker wurde nebst seiner Punschterrine unsanft zur Thür hinausgeworfen.

Der Ungar ist feurig wie der Italiener, entschlossen und kühn wie der Franzose, stolz wie der Spanier; aber ehrlich und treu wie der Deutsche. Er ist voll Ehrgefühl, und rächt sich für einen Schimpf rasch auf der Stelle.

Ich kann nicht läugnen, daß ich dieser Nation sehr gut geworden bin, seitdem ich sie kennen lernte; ich glaubte vorher, es sey der ungarische Charakter am mehrsten dem pohlnischen ähnlich. Ich habe mich aber ge-

täuscht; es ist eine ganz eigene originelle Sinnesart in diesem Volke.

Ich habe hier im Bade fast täglich einen Spaziergang nach einem nahen Kalkbruche, und von da nach den Dreyhäusern gemacht; an beyden Orten interessirte mich etwas, was Du nicht errathen wirst.

Den Kalkbruch hat ein Mann von der Herrschaft gepachtet, der schon 84 Jahr alt war; 60 Jahr hatte er hier auf seinem Posten gestanden, Kalk gebrochen und gebrannt; er hatte einen ungeheueren Bruch in den Berg gemacht, und in der Nähe des Ofens Linden gepflanzt, die dem Himmel zu trotzen schienen, unter deren Schatten er jetzt ausruhte.

Er war nie aus dieser Bergkluft gekommen, hatte nie eine Stadt gesehen, und die merkwürdigste Zeit seines Lebens war das Jahr 1778 gewesen, wo die Preußen auf diesen Bergen eine Position genommen hatten.

In den Dreyhäusern, etwas weiter, hatte damals Friedrich II. sein Hauptquartier; sechs Wochen hatte der Greis hier in einer Hütte zugebracht, wo ihm die gewöhnlichsten Bedürfnisse abgingen. Ein kleines Stübchen mit einem Fenster war seine Wohnung.

Der Herr und Eigenthümer des Johannisbades war mir ebenfalls eine originelle Erscheinung.

Dieser Mann (der Reichsfreyherr von Silberstein) war ehmals ein Färbergeselle, und fing an mit gedruckter Leinwand zu handeln. Er mochte sich ein kleines Capital gesammelt haben, als in Joseph II. die Idee rege wurde: das Fabrikwesen im böhmischen Gebirge zu heben; damit verband er die Idee der Veräußerung der Krongüther.

Der Färber Silberstein hatte die Kühnheit nach Wien zu reisen, und hier dem Kaiser den Vorschlag zu machen, daß er ihm die kaiserl. Herrschaft Wildschütz nach

der Taxe käuflich überlassen möchte, wogegen er sich verbindlich machte, hier Leinwandbleichen und Appreturanstalten anzulegen.

Seine Offerte wurde angenommen; er erhielt die Herrschaft Wildschütz um einen geringen Preis, das Kaufgeld wurde auf entfernte Termine gesetzt, und so bezahlte er sie mit Bankozetteln. Jetzt war dieser Färbergeselle Baron und Herr einer Menge Unterthanen.

Das Sprichwort: wenn aus einem Bauer ein Edelmann wird, so thut er nie gut, gilt auch von ihm. Er drückt und tyrannisirt seine Unterthanen; er ist ungesittet, grob und frech in der Gesellschaft, in der er sich nicht zu benehmen weiß, und hat nicht das Geringste gethan, um das Bad angenehm und bequem zu machen; ja man ist darin nicht einmal vor Zugluft gesichert, noch weniger geschieht etwas für die Reinlichkeit desselben.

Im Begriff diesen Ort zu verlassen, erhielt ich eine Aufforderung, meinen Posten in Schlesien wieder anzutreten, und dem französischen Gouvernement den vorgeschriebenen Eid zu leisten.

Dieser Eid ward nicht bloß über eine zu beobachtende Passivität, sondern auch über eine zu leistende Activität abgeschworen: daß man alle Befehle des französischen Kaisers befolgen wolle.

In sofern mir also befohlen wurde, zum Nachtheil eines Souverains und des Landes etwas zu unternehmen, mußte ich es ausführen. Dieß konnte in meinem Geschäftskreise sowohl, als außer demselben, möglich werden, mithin, wenn ich jenen Eid schwor, war er dem meinem Könige geschworenen gerade entgegen, und ich wäre meineidig geworden; ich antwörtete also darauf: daß ich nicht Eid gegen Eid ableisten könne und werde.

Ich erwartete hierauf meine Entlassung, sie erschien

aber nicht. Der Friede von Tilsit hatte den Dingen eine andere Wendung gegeben.

Ich komme dadurch auf die Frage: ob die preußischen Officianten jenen Eid mit gutem Gewissen ableisten konnten, und ob es nicht besser gewesen wäre, alle Civilbehörden, noch ehe der Feind kam, zu suspendiren?

Ein Theil der Officianten, die jenen Eid geleistet haben, that es in der Uebereilung, und weil sie mit Frau und Kindern verhungern zu müssen glaubten.

Ein anderer aber dachte nicht daran, daß der König von Preußen einen Theil seiner Staaten wieder bekommen würde, und dieser Theil leistete den Eid mit Vergnügen.

Ein dritter Theil folgte dem Beyspiel seiner Vorgesetzten blindlings.

Ein vierter aber benahm sich mit Würde, protestirte gegen die Eidesleistung, und würde vom Feinde respektirt, in seinem Posten gelassen, und durfte nur ohne Eidesleistung versprechen, nichts gegen die Feinde unternehmen zu wollen.

Wäre ich König, so würde ich nur die Officianten der vierten, und allenfalls der dritten Klasse beybehalten; die übrigen aber caßiren, um für alle künftige Fälle gegen solche Beamte ein Beyspiel der gerechten Strenge zu geben, die im Stande sind, heute diesem, morgen jenem Herrn zu dienen.

Jene Treulosen entschuldigen sich zwar damit, daß, wenn sie nicht geblieben wären, die größte Unordnung in dem Geschäftsgange hätte entstehen müssen.

Dieß flüstert ihnen aber die Eigenliebe zu; denn auch ohne sie würde das Land regiert worden seyn, und ihr Bleiben hat gar nichts dazu beygetragen, daß es besser regiert worden ist.

Dies konnte nur bey den Justizbedienten möglich seyn, und wenn diese in Masse, den Eid zu leisten, sich

weigerten, so würde der Feind, von der Nothwendigkeit ihrer Beybehaltung überzeugt, sie nicht dazu gezwungen haben, wie in einzelnen Fällen sich dargethan hat.

Was aber die Finanzbedienten anlangt, so konnten sie füglich entbehrt werden; denn an ihrer Stelle erschien eine Commitee der Landeseinwohner und vertrat ihre Stelle, so wie es unter andern in Breslau geschehen ist. Das französische Gouvernement bediente sich nur der Cammern, um sich die nöthige Kenntniß der eroberten Provinz zu verschaffen; nachher wurden sie übergangen.

Hätte es geschadet, wenn das ganze Accisedepartement und seine Unterbehörden einging? Ich glaube nicht; denn die während des Kriegs mit Strenge erhobenen Accisegefälle waren gewiß größtentheils in den Taschen der Unterthanen geblieben.

Wie hätten die Feinde sich gleich vom Geschäftsgange orientiren, und die 21000 Accisegesetze und Formeln ergründen wollen?

Wie konnten sie die zeitherige Einnahme erfahren, wenn man die Etats entfernte, wenn man die Oberrechnungs-Cammer in Berlin auflöste, der die Feinde nachher au fait gesetzt hat?

Schmiedeberg.

Lebt wohl, ihr biederen Oestreicher! Voll von Vorurtheilen gegen euch, eure Sitten, Gebräuche, Meynungen und Verfassung, kam ich zu euch; ich wähnte euch noch ein Jahrhundert zurück. Ich habe mich geirrt, und bekenne es mit Freuden. Wohl mir und allen, die sich Preußen, die sich Oestreicher nennen! O, daß ein gegenseitiges Zutrauen das Band um beyde Nationen schlingen, und sie künftig so vor fremdem Einfluß sichern möchte!

Auch ich bin jetzt von dem Motto des Freyherrn von Schröter überzeugt:

Oestreich über alles, wenn es will!

Schmiedeberg.

Zum Schluß sende ich Dir noch Bemerkungen über das östreichische Militair, so wie sie in dem Militairarchiv abgedruckt sind, und mit der neuen Instruction für das östreichische Officiercorps übereinstimmen.

Die östreichische Armee besteht aus:

A. Infanterie. 63 Linienregimenter; 1 Jägerregiment zu Fuß; 17 National-Gränzregimenter; 1 Czaikisten-Bataillon.

B. Cavallerie. 8 Cürassier-, 6 Dragoner-, 6 Chevauxlegers-, 12 Husaren-, 3 Uhlanenregimenter.

C. Artillerie. 4 Feld-Artillerieregimenter.

Verschiedene Branchen.

Genie-Direktor. Erzherzog Johann.

Ingenieurs-Corps. 4 Feldmarschallieutenants; 5 Generalmajors, 6 Obristen, 8 Obristlieutenants, 11 Majors, 64 Hauptleute, 47 Oberlieutenants.

Mineurs-Corps. 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 1 Major, 8 Hauptleute, 4 Oberlieutenants, 4 Unterlieutenants, 1 Adjutant, 4 Compagnien, jede zu 100 Mann.

Sappeurs-Corps. 1 Obristlieutenant, 14 Hauptleute, 6 Oberlieutenants, 6 Unterlieutenants, 1 Adjutant, 6 Compagnien, jede zu 100 Mann.

Generalquartiermeister-Stab. Generalquartiermeister ist: G. M. Meyer, 4 Obristen, 6 Obristlieutenants, 14 Majors, 23 Hauptleute, 13 Oberlieutenants, welche in den verschiedenen Ländern, Vestun-

gen, Hauptstädten, Gränzen, und zu Aufnahmen angestellt sind.

Pontoniers-Bataillon. 1 Obrist, 5 Hauptleute, 6 Oberlieutenants, 6 Unterlieutenant, 11 Oberbrückenmeister, 6 Compagnien, jede zu 100 Mann.

Militair-Fuhrwesencorps. 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 1 Major, 6 Premierrittmeister, 9 Secondsrittmeister, 26 Oberlieutenants, 34 Unterlieutenants, 11 Adjutanten, welche mit den Fuhrwesen-Divisionen in den Hauptstädten der Monarchie sich befinden.

Remontirungs- und Beschellswesen. 2 Obristen, 2 Obristlieutenants, 2 Majors und 3 Rittmeister; und zwar zu Mezöhegyes in Ungarn, zu Waskowitz in der Bukowine, zu Brandeis in Böhmen, zu Olmütz in Mähren, Kollnitz in Kärnthen, Wien in Niederöstreich, und Wels in Oberöstreich angestellt.

Reichswerbung. Generaldirection zu Greiz im Vogtlande. Generaldirecteur, F. Z. M. Reuß, Heinrich XIII., regierender Fürst von Reuß-Plauen-Greiz. 2 Obristen, 2 Obristlieutenants, 2 Majors. (Wird sich aber vermuthlich bald auf wenig beschränken.)

Kriegscommissariat. 22 Oberkriegskommissairs, 72 Feldkriegskommissairs, 74 Feld-Kriegscommissariatsofficiers, in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen angestellt.

Militair-, Oeconomie-Commissionen und Depots. Zu Stokerau, Prag, Altofen, Brünn, Podgorze, Jaroslau, Marburg, Carlsburg, Wien Ueberall 1 Stabsofficier, 1 Hauptmann und 2 Lieutenants angestellt.

Invalidenhäuser. Zu Wien, Prag, Tyrnau, Pettau. In jedem 1 Staabsofficier als Commandant, dann 1 Auditor, 1 Rechnungsführer, 1 Adjutant, 1 Arzt, 1 Caplan und 1 Kriegscommissair.

Militair-Akademien.

Ingenieur-Akademie in Wien. Oberdirecteur: Erzherzog Johann. Localdirecteur: F. M. L. Bourgeois. 1 Professor der Taktik, 2 Professoren der Befestigungskunst, 2 Professoren der reinen Mathematik, 1 Professor der Mechanik und Experimentalphysik, 1 Professor der Civilbaukunst, dann 2 Hauptleute, 1 Ober- und 1 Unterlieutenant als Inspectionsofficiere.

Militair-Cadettenakademie in Wienerisch-Neustadt. Oberdirecteur: Erzherzog Johann. Unterdirecteur: Obrist Faber, 1 Lehrer der Kriegsgeschichte, 1 Lehrer der Elementarbegriffe von Dienstsachen, 1 Lehrer der Hauptfortification, 2 Lehrer der Mathematik, 1 Lehrer der Situationszeichnung; dann 2 Obristlieutenants, 3 Hauptleute, 10 Ober- und 6 Unterlieutenants zur Inspektion.

Medicinisch-chirurgische Josephsakademie in Wien. Director: Beinl von Binenburg, K. K. Hofrath und oberster Feldarzt. Vicedirector: Schmidt. 6 Professores, K. K. Räthe, Doctores der Medicin und Chirurgie.

Thierarzney- und Thierspitals-Institut in Wien. Commandant: Major Pögler, 2 Professores.

Wiener Militair-Polizeywache zu Fuß und zu Pferde. 2 Hauptleute, 1 Ober- und 1 Unterlieutenant, 1 Adjutant und 500 Mann.

Kaiserlich Königliche Garden in Wien.

Adeliche erste Arcieren-Leibgarde.

1 Hauptmann. Feldmarschalllieut. Fürst Auersberg.
1 Capitainlieut. General der Cavall., Graf Lamberti.
2 Oberlieut. F. M. Lieut. Warnsdorf, G. M. Graf Rottermund.

1 Unter-

1 Unterlieut. Obrist Ullerich von Adelstein.
1 Premier-Wachtmeister — Major.
5 Second-Wachtmeister — Rittmeister.
3 Vice-Second-Wachtmeister, dito.
16 Garden — — Rittmeister.
10 Ditto — — Oberlieutenants.
9 Ditto — — Unterlieutenants.
11 Ditto — — ditto von der gallischen Abtheilung.
1 Caplan, 1 Auditor, 1 Cassaverwalter, 1 Adjutant, 1 Oberarzt.

Ungarische adeliche Leibgarde.

1 Capitain. F. M. L. Fürst Esterhazy.
1 Capitain-Lieutenant. F. M. L. Baron Spleny.
2 Premier-Lieutenants. G. M. Graf Kollonitz.
G. M. Sparvasi.
1 Second-Lieutenant. Vacat.
1 Premier-Wachtmeister — Obristlieutenant.
4 Second dito — Majors und Rittmeister.
51 Garden — — Unterlieutenants.
1 Caplan, 1 Auditor, 1 Rechnungsführer, 1 Adjutant, 1 Arzt.

Trabanten-Leibgarde.

1 Hauptmann. F. Z. M. Wenzl Colloredo.
1 Capitain-Lieutenant. Obrist Müllern.
2 Oberlieutenants. Obrist Litte.
Obristlieutenant Schmidt.
1 Premier-Wachtmeister. — Hauptmann.

Hofburgwache.

1 Hauptmann, 1 Oberlieutenant, 1 Unterlieutenant, 2 Feldwebels, 10 Corporals, 154 Gemeine; welche alle Kriegs-Ehren-Medaillen haben.

Q

Ein Infanterie-Linienregiment besteht aus: 2 Grenadier- und 16 Füselier-Compagnien; diese letztern werden in 3 Bataillons eingetheilt, als: Leibbataillon zu 6, Obrist Bataillon zu 6, und Obristlieutenants-Bataillon zu 4 Compagnien.

Die Bataillons rangiren von beyden Flügeln gegen die Mitte, das ist, die Flügelcompagnien sind größer als die mittlern. Eine Compagnie besteht aus: 1 Hauptmann, 1 Ober-, 1 Unterlieutenant, 1 Fähndrich, 1 Feldwebel, 6 Corporalen, 1 Fourierschütz, 2 Tambours, 8 Gefreite, 1 Zimmermann, 3 Privatdiener, 160 Gemeine — Summa 186 Köpfe. Die Grenadiers haben keinen Fähndrich, keine Gefreiten, und pr. Compagnie 140 gemeine Grenadiers.

Der Stab eines Infanterie-Linienregiments: 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 2 Majors, 1 Auditor, 1 Rechnungsführer, 1 Regiments-Caplan, 1 Regiments-Adjutant (dieser kann Oberlieutenant, Unterlieutenant, oder Fähndrich seyn), 3 Bataillons-Adjutanten (Unterlieutenants oder Fähndrichs), 1 Regimentsarzt, 4 Oberärzte, 10 Unterärzte, 6 K. K. ordinaire Cadetten, 9 Führer, 9 Fouriers, 1 Profos. — Das Leibbataillon commandirt der erste, und Obrist-Bataillon der zweyte Major, Obristlieutenant-Bataillon der Obristlieutenant. Jedes Bataillon hat eine Fahne, diese steht in der Mitte des Bataillons, aber auf dem Flügel des betreffenden Zugs im ersten Glied, und wird von einem Führer getragen, welcher bey Abschwenkungen stets an der Seite desjenigen Officiers verbleibt, der sich mit der Abtheilung herausschwenkt. Sie befindet sich daher bald bey der 3ten, bald bey der 4ten Compagnie. Eine Compagnie wird in 4 Züge eingetheilt, sie heißen vom Flügel an der 1te, 2te, 3te, 4te Zug. Abtheilungen in Sektions haben keine statt. Die Stellung ist in drey Glieder, wobey eines von dem

andern in einer Entfernung von 21 Schuh stehet, und zwar vom Absatz des Vordermannes bis zur Schuhspitze des Hintermannes gerechnet. Bey jeder Compagnie sind in Friedenszeiten 7 Vicecorporalen. In Kriegszeiten werden aber zu den schon bestehenden annoch 1 Feldweibel und 6 wirkliche Corporalen ernennt; daher die Stellung stets so ist, daß zwischen jedem Zug sowohl im ersten als dritten Gliede eine Charge stehet, und folglich auch bey Abmärschen mit Zügen alle Flügel besetzt sind, ohne das Umtretungen erfolgen. Der Hauptmann stehet auf dem rechten, der Unterlieutenant auf dem linken Flügel im ersten Glied, der Oberlieutenant und Fähndrich in der Mitte der Compagnie, drey Schritt hinter dem dritten Gliede, so wie alle Chargen aus dem dritten Gliede in der Stellung in dieser Linie hinten stehen, und erst beym Abmarsch ins dritte Glied eintreten; die 2 Officiers hingegen stellen sich beym Abmarsch mit Zügen ins erste, die 1 Feldweibel ins zweyte, und die 2 Corporals ins dritte. Die Tambours und Zimmerleute stehen bey einer einzelnen Compagnie am rechten Flügel; im Bataillon aber neun Schritt hinter der Mitte desselben in drey Glieder rangirt. Die Pfeifer sind gänzlich abgeschafft.

Die Officiers tragen im Glied stets die Degen en ordre de Bataille, das ist, gerade an der rechten Schulter hinauf. Salutirt wird im Glied nicht mehr, und nur der Commandant jeder ausrückenden Abtheilung allein (welcher nämlich vor der Front ist,) salutirt. Die Fahnen salutiren nicht mehr.

Das neu erschienene Abrichtungsreglement, welches von dem Herrn von Meyer, Obrist des Regiments Kerpen, verfaßt, und von Sr. königl. Hoheit Erzherzog Carl, Generalissimus, genehmigt und herausgegeben wurde, verdient allen Beyfall; es ist sehr deutlich und zweckmäßig. Dasselbe lehret erstlich die Abrichtung des einzelnen Mannes, sodann jene eines Gliedes, und endlich die eines Zuges von drey Gliedern. Was größere Abtheilungen als Compagnien, Bataillons, ganze Regimenter, Brigaden und Corps betrifft, und weiter als die Vorschrift dieses Reglements gehet, wird in dem neuen großen Exercier-Reglement enthalten seyn, welches ehestens erscheinen soll, und die Art der Manövres neuerdings bestimmen wird.

Das Exercitium mit dem Gewehr ist viel einfacher; es bestehen die Handgriffe in zwey Abtheilungen. Im

großen werden dieselben nicht mehr exercirt, sondern nur bey der Abrichtung; es wird im ersten Fall nur das exercirt, was der Augenblick erfodert, übrigens aber bloß chargirt und manövrirt. Alle Gewehrgriffe werden nach dem Flügelmann gemacht; alle Wendungen aber aufs Commando, rasch und in einem Tempo, wozu die letzten Sylben des Commandos stärker und rascher als die ersten ausgesprochen werden; diese sind: halb - rechts, Front; halb - links, Front; Rechts um, Front.

Handgriffe. Habt acht! Man wird die Handgriffe exerciren! (Hierauf öffnen sich die Glieder, das 2te vier, das 3te acht Schritt rückwärts). Habt acht! wird immer nur dann commandirt, wenn mit dem Gewehr exercirt wird, und der Flügelmann vorzugehen hat.

Erste Abtheilung. Präsentirt! 3 Tempo. Schultert! 3. Beym Fuß! 1. Stellt euch zum Gebet! 2. Herstellt euch vom Gebet! 2. Kniet nieder zum Gebet! 2. Auf vom Gebet! 2. Vor den linken Fuß zum Schwören! 2. Helm ab! 3. Helm auf! 3. Schultert! 2. In die Ballanze! 1. Beym Fuß! 1. In die Ballanze! 1. Schultert! 1.

Zweyte Abtheilung. Fällt das Bajonet! 3. Schultert! 3. Flach! 3. Oeffnet die Pfanne! 1. Schließt die Pfanne! 1. Zur Visitirung der Ladung! 1. Ladstock in Lauf! 1. Versorgt den Ladstock! 1. Schultert! 2. Uebergebt zur Visitirung! 2. Spannt den Hahn! 2. Hahn in die Ruh! 2. Schultert! 2. Dieß ist alles, was mit dem Gewehr geschieht.

Bey allen Chargirungen bleibt das erste Glied nun stehen, und fällt nicht mehr auf das rechte Knie, dagegen wird immer nur mit zwey Gliedern chargirt, und das dritte nimmt den Hahn in Arm, und wird entweder en Reserve gestellt oder zur Verlängerung der Front verwendet. Alle Chargirungen fangen auf das Zeichen der Tambours an, und endigen sich auch auf dasselbe. Nach jeder Ladung macht sich der Mann ohne zu Schultern gleich fertig, und wird von dem betreffenden Abtheilungs-Commandanten nur immer An und Feuer commandirt.

Es ist gegenwärtig bey der östreichischen Armee das sehr nothwendige und zweckmäßige Scheibenschießen eingeführt, welche Uebung jährlich einen Monat dauert, und wobey jeder Mann 10 Schuß auf verschiedene Distanzen als 150—200—250 und 300 Schritte, anfangs aufliegend, dann aus freyer Hand und sammt dem Bajonet, in die Scheibe verrichtet. Ferner sind bey jeder Compagnie 2 Corporals und 12 Gemeine zu Schützen ausgewählt, welche 25 Schuß thun. Man wird bey einem entstehenden Kriege ganz gewiß die guten Folgen dieser Einrichtung wahrnehmen, da der Soldat dadurch mehr Vertrauen auf sein Gewehr erhalten, sich eine genauere Kenntniß der Distanzen und der Wirkung des Schusses eigen machen, und nicht mehr unnütz so viele tausend Kugeln in die Luft schicken wird. Der Staat wird sodann für die jährlichen Auslagen zu dieser Uebung reichliche Zinsen erhalten, und es ist zu wünschen, daß man fortfahre, bey solchen wesentlichen Einrichtungen die große und sehr schädliche Oeconomie bey Seite zu setzen. Der Staat hat noch keine Prämien für die besten Schützen festgesetzt, doch haben die Capitains und Officiere größtentheils für dieses Jahr einige Preise aus eigenem Vermögen bestritten, weil dieses sicher ein Mittel ist, mehr Aneiferung, Lust und Liebe zum Scheibenschießen bey dem gemeinen Mann zu erregen.

Der Marsch ist zweyerley, nämlich: der ordinaire Schritt und der Doublirschritt. Die Länge des erstern ist vom Absatz des vorgesetzten bis zur Spitze des zurückgebliebenen Fußes 2 Schuh, welches 5 Schritt auf 2 Klafter beträgt; zur gleichförmigen Geschwindigkeit des ordinairen Schrittes werden 90 bis 95 in einer Minute bestimmt. Der Doublirschritt ist viel geschwinder, nämlich von 120 Schritten in einer Minute; die Länge desselben ist wie im erstern. Alle Aufmärsche und Entwicklungen der Colonnen geschehen in diesem Schritt. Sowohl die Trommelstreiche des Grenadier- als Füselir-Marsches, und alle andere Streiche sind seit Abschaffung der Pfeifer auf neue Art bestimmt, alle Wirbel gänzlich ausgelassen worden; auch ist bey diesen Märschen der Takt viel besser zu halten.

Der Contremarsch ist bey den Oestreichern nicht eingeführt. Die Reihenauflaufungen aber, um nämlich in kurzer Zeit Front und Flügel zu verändern, sind sehr im Schwung. Die Abschwenkungen aus der Frontlinie ge-

schehen im Doublirschritt und mit stehendem Pivot; während dem Colonnenmarsch aber schwenken die Abtheilungen mit beweglichem Pivot und in demjenigen Schritt, in welchem die Colonne marschirt; nach Schwenkungen während dem Marsch wird den Abtheilungen kein Halt, Marsch, wie ehemals, sondern nach vollbrachter Schwenkung nur Gradaus zugerufen.

Die Formirung der Colonnen in eine Masse durch das Commando: Schließt euch! Marsch! wobey die Abtheilung angezeigt werden muß, auf welche sich zu schließen, ist ein gutes Manöver gegen Cavallerie und zum Stürmen; aber sehr nachtheilig, wenn der Feind Artillerie dagegen aufstellt. Es ist noch nicht bestimmt, wie die Quarres auf die leichteste und geschwindeste Art zu machen sind. Bey der Stellung vor einem Jahr, wo diese Armee ihre Regimenter in 5 Bataillons, und jedes Bataillon in 4 Compagnien eingetheilt hatte, waren die von dem verstorbenen Generalmajor und Generalquartiermeister Weyrotter eingeführten, unvergleichlich gut und unglaubbar geschwind; nämlich, durch den Reihenmarsch im Doublirschritt. In einem Bataillon kam in jede Flanke 1 Compagnie. Man hofft, daß sie für ein Bataillon von 6 Compagnien ohngefähr auf die nämliche Art festgesetzt werden. Die Formirung des vorigen Quarres im Lascyschen Reglement erforderten eine Menge Schwenkungen, und daher so viel Zeit, daß eine entschlossene Cavallerie, welche auf 300 Schritt entfernt stünde, noch sehr bequem vor Vollendung des Quarres hineinreiten kann.

Es ist zu verwundern, wie geschwind sich die östreichische Armee nach so vielem Verluste und so anhaltenden langen Kriegen wieder erholt hat; denn obwohl nicht die Hälfte der Gefangenen aus letzter Campagne ranzionirt seyn mag, und vielleicht gegen 20000 Mann davon nicht mehr zurückkehren dürften, so befinden sich doch die Regimenter nicht nur größtentheils complet, sondern viele auch übercomplet. Nebstbey hat im vorigen Jahr die epidemische Krankheit des Nervenfiebers einen großen Theil der Armee weggerafft, wovon die Spitäler noch angehäuft sind. Mit Montur und Armatur sind die Regimenter nunmehr wieder ganz ausgerüstet. Die Recrutirungen geschehen unmerklich, und man spürt keinen Mangel an jungen Leuten. Der Monarchie fehlt

beynahe nichts, als einige gute Jahre in Hinsicht der Erndten, und Gelegenheit, um sich in das vorige Ansehen setzen und die garstigen Scharten auswetzen zu können.

Die Bezahlung der Soldaten ist gegenwärtig im Frieden folgende:

1 Obrist	monatlich	149 fl.	33$\frac{3}{4}$ kr.		Louisd'or à 9$\frac{3}{8}$ fl.
1 Obristlieut.	ditto	110 —	9$\frac{3}{4}$ —		
1 Major	ditto	79 —	49 —		3 Pferd-Portionen.
1 Regim. Capl.	dit.	23 —	15$\frac{3}{4}$ —		
1 Auditor	monatlich	34 —	43$\frac{1}{4}$ —		
1 Rechnungsf.	dit.	25 —	31$\frac{3}{8}$ —		
1 Regim. Adjut.	dit.	fl. nach seiner Charge.			1 Pferdport.
1 Regim. Arzt	dit.	25 fl.	31$\frac{3}{4}$ kr.		
1 k. k. ordin. Cadet	dit.	7 —			
1 Oberarzt	dit.	15 —			1 Brod-Portion.
1 Unterarzt	dit.	14 —			1 ditto.
1 Fourier	dit.	14 —			1 ditto.
1 Regim. Tamb.	dit.	5 —			1 ditto.
1 Profoß	dit.	25 —	31$\frac{3}{4}$ kr.		
1 Hauptmann	dit.	71 —	42$\frac{1}{2}$ —		
1 Capitainlieuten.	dit.	39 —	[illegible] —	5 fl.	Theur. Beytr.
1 Oberlieutenant	dit.	26 —	48$\frac{3}{4}$ —	5 —	ditto.
1 Unterlieutenant	dit	22 —	37 —	5 —	ditto.
1 Fähndrich	dit.	19 —	42 —	5 —	ditto.

1 Feldweibel	täglich	15 kr.	Löhn.
1 Corporal	ditto	10 —	dit.
1 Führer	ditto	10 —	dit.
1 Gefreiter	ditto	7$\frac{1}{2}$ —	dit.
1 Gemeiner 1 Fourierschütz 1 Tambour 1 Zimmermann 1 Privatdiener	dit.	5 —	dit.

Jeder Mann täglich 1 kr. Theurungsbeytrag, und wenn das Pfd. Rindfleisch mehr als 9 kr. kostet, so erhält er bey 10 kr. — 1 kr. Zulag, und sodann bey jedem kr. wie es steigt, um ½ kr. mehr; ferner täglich 1 Brodportion, das ist, ½ Laib Brod von 2 Pfd. Gewicht.

Nachschrift.

Ich sehe es vorher: unsere modernen ästhetischen Kritikaster werden ein großes Geschrey darüber erheben, daß in diesem Buche so viele schmutzige Sachen mit ihrem wahren Namen genannt sind.

Dieß ist von mir nicht Unachtsamkeit, sondern Vorsatz gewesen. Ich nenne nun einmal die Dinge mit ihrem wahren Namen: Koth ist Koth, und nicht bloß Schmutz; eine Hure ist eine Hure, und nicht bloß eine galante Dame.

Unentgeldliche Beylagen
zu
Wien und Berlin

Vertraute Briefe
über die innern
Verhältnisse am preußischen Hofe
seit dem Tode Friedrichs II.

Erster, zweiter, dritter Band.

Mit Kupfern und Planen.

Inhalt des ersten Bandes.

1ster Brief. Reise nach Berlin 1786. Grobheit des Postmeisters in Crossen. Potsdam. Friedrichs II. Strenge. Berlin. Ueber Friedrichs II. Regierung. Erhaltung des politischen Gleichgewichts. Friedrichs Widerwille gegen die Preußen. — 2ter Br. Friedrichs II. Tod. Friedrichs Furcht vor Rußland und Oestreich. Ursachen der Siege über die Oestreicher. Friedrichs System in der Politik. Die Armee als Maschine betrachtet. Ausländer in der Armee. Kriegserfahrenheit der Preußen. Nur Adliche erhalten Officierstellen. Bezahlung und Montirung der Truppen. Das Lazarethwesen. Das Invalidenwesen. Unterricht der Soldatenkinder. — 3ter Br. Fortsetzung des vorigen. Ihre unzweckmäßige Bekleidung. — 4ter Br. Das Finanzwesen. Die Accise. Justizverfassung. Regierungsmethode des Königs. Friedrichs Spöttereyen über Religion. — 5ter Br. Friedrich Wilhelm II. Feldherren: Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth. Minister: Schulenburg Kehnert, Hertzberg, Hoym. — 6ter Br. Freiheit des Getraidehandels. Belustigungen des Königs. — 7ter Br. Bischofswerders, Rietz und

seiner Frau Einfluß. Gräfin Ingenheim. — 8ter Br. Tod der Ingenheim. Friedrich Wilhelms Verschwendung des Schatzes. Er erläßt den Holländern die Kriegskosten. Manifest des Herzogs von Braunschweig. Religionsedict und Censurreglement. Die Rietzin. — 9ter Br. Pohlens Besitznehmung. Huldigungseid der Pohlen. Wehklagen der abgesetzten pohlnischen Officianten. Erhöhung des Stempelwesens, der Zölle und Abgaben. Versetzung schlechter Beamten nach Südpreußen. Vernichtung der Besatzung von Warschau. Der Feldzug 1794 in Pohlen. Kosziusko schlägt die Preußen und rückt nach Warschau vor. Unterschleife beim Feld-Kriegs-Commissariat. — 10ter Br. Südpreußen hat in der Wirklichkeit gewonnen. Steigen der Güter im Preise. Das Fabriksystem wird von dem Agrikultursystem verdrängt. Schädliche Folgen dieser Veränderung. — 11ter Br. Folgen des Ackersystems in Pohlen. — 12ter Br. Einziehung der geistlichen Güter und Starosteyen. Schenkungen an die Günstlinge des Königs. Kränklichkeit des Königs. Brief der Gräfin Lichtenau an den König. — 13ter Br. Tod des Königs. Hermstädts Experimente mit reiner Lebensluft. — 14ter Brief. Charakteristik der Gr. Lichtenau. Der Kämmerer Rietz. Die Gräfin Dehnhoff. Die Gräfin Ingenheim. Der Minister Wöllner. — 15ter Br. Resultate der Regierung Friedrich Wilhem II. Der Schatz ist verschwendet, — die Armee verdorben. Ursachen der Verderbtheit des Adels. Verfall der Justiz. Allgemeine Liederlichkeit. Ursachen der Entzweyung Struensee's mit Hoym. — 16ter Br. Zweckmäßige Veränderungen beim Militair. — 17ter Br. Friedrich Wilhelm III. schlechte Erziehung. Seine Anlagen. Sein herrliches Gemüth. Commandirt die Belagerung von Landau. Seine Unerschrockenheit. Character der Königin. Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau. Friedrich Wilhelm III. überträgt dem Cabinet die oberste Staatsgewalt. — 18ter Br. Friedrich Wilhelm III. bleibt seinem alten Charakter getreu, — vermeidet allen Prunk und Glanz, — hält strenge auf Ordnung. Verdorbenheit der Nation, besonders Berlins. — 19ter Br. Friedrich Wilhelm III Abneigung gegen den Krieg. Er wählt das Neutralitätssystem. — 20ster Br. Menken hat resignirt. Rüchel will alle Exem

tionen vom Soldatenstande vernichten. — 21ster Br. Mobilmachung der preußischen Armee, weil Paul Preußen zum Beytritt gegen England zwingen will. — 22ster Br. Graf Haugwitz, Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Der Kabinetsrath Lombard. — 23ster Br. Das Innere des Staats gewinnt durch den Frieden. Schlesien ist die blühendste Provinz des preußischen Staats. Die Ursachen. Schulenburg. Sein Charakter. — 24ster Br. Besetzung Hannovers von den Franzosen. Haugwitz Entfernung. Schlechtes Betragen preußischer Officianten in Pohlen. Populaires Benehmen des Königs. — 25ster Br. Rivalität des dritten Standes und des Adels. Nöthige Modificationen des Adels. — 26ster Br. Gefahren, die Preußen bedrohen. Reise des Königs nach Schlesien. — 27ster Br. Charlottenburg, Potsdam und Sanssouçi. Eintheilung der Zeit des Königs. Erziehung der königlichen Kinder. Erhaltung der Hofetiquette durch Frau von Voß. — 28ster Br. Hungersnoth in den Jahren 1804 und 1805. Nachtheilige Wirkungen der freien Getraideausfuhr. Napoleons Marsch durch das Anspachische. Unterredung Napoleons mit Mack. Der Herzog von Braunschweig stimmt für den Krieg. Möllendorf räth zum Frieden. Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und Blücher sind für den Krieg. Zastrov räth zum Frieden. Der Prinz Louis Ferdinand. Sein Aeußeres. Sein Charakter. Stimmt für den Krieg. Köckeritz. Kleist. Massenbach. Pfuhl. Die Staabsofficiere sind für den Frieden. Die Subalternen für den Krieg. Nicolai. J. v. Müller. Hirt. Kotzebue. Reichard. Merkel. Buchholz. Bülov. v. Held. Ankunft des Kaisers Alexander in Berlin. Die Potsdamische Convention. Haugwitz reiset zu Napoleon. Convention mit Frankreich. Preußen besetzt Hannover. Allgemeines Mißvergnügen. — 29ster Br. Napoleons Aeußerung über Preußen. Benehmen der Gensdarmen. Sie bringen Hardenberg ein Ständchen. Man wirft Haugwitz die Fenster ein. Die königliche Autorität verliert ihr ganzes Gewicht. Man sucht Unfrieden in der Ehe des Königspaars hervorzubringen. Wichtigkeit des Besitzes von Hannover für Preußen. — 30ster Br. Baron Stein erhält Struensee's Stelle. Sein Charak-

ter. Er sucht den Mangel des baaren Geldes durch Tresorscheine zu ersetzen. — 31ster Br. Ueber den Krieg mit Schweden. — 32ster Br. Rückkehr der Königin von Pyrmont. Ordre an die Armee, sich in Bewegung zu setzen. Bewegungsgründe zu dem Kriege mit Frankreich. — 33ster Br. Gründe zum Verlust der am 14ten October verlornen Schlachten bei Jena und Auerstädt. Verfall der preußischen Armee. Mangel an einem Oberfeldherrn. Tod des Prinzen Louis. Der Herzog von Braunschweig verliert alle Fassung. Mißmuth des Königs. Ursachen, weshalb die Königin zur Armee ging. Tapferkeit des Königs. Ruhe des Königs nach der Schlacht. Kleist in Magdeburg verweigert dem Hohenlohe'schen Corps Munition, Proviant und Fourage. Lächerlichkeit der Klagen Hohenlohe's und Blüchers über Mangel an Lebensmitteln. — 34ster Br. Hohenlohe's Charakter. Er ist kein Verräther. — 35ster Br. Fall der Vestungen an der Oder und Spandau's. — 36ster Br. Ueber die Action bei Halle. Die Studenten werden von Halle exilirt. Blüchers Armee wird bei Lübeck gefangen genommen. — 37ster Br. Befreyung der in Erfurt gefangenen 6000 Mann durch den Lieutenant Helwig. Verlegenheit, in welche Möllendorf geräth. Magdeburgs Fall. Ob Kleist ein Verräther oder ein Feiger? Complott der subalternen Officiere, sich der Uebergabe zu widersetzen. Wartensleben. Alvensleben. — 38ster Br. Oeffentliche Stimmung in Berlin vor und nach der Schlacht bei Auerstädt. Aeusserung der Stimmung des Publikums im Theater. Wallensteins Lager und der politische Zinngießer. Unzelmann. Mangel am Patriotismus. Collecte zu den Mänteln für die berlinische Garnison. Schulenburg giebt nur 25 Thlr. Siegesnachrichten. Nachricht von einer totalen Niederlage. Entfernung der Kassen. Schulenburg entfernt sich. Deputation an den Kaiser Napoleon. Napoleons Antwort. — 39ster Br. Die Franzosen in Berlin. Charakterlosigkeit der gewöhnlichen Berliner. Hülin wird Commendant des Platzes. Das Davoustsche Corps marschirt durch die Stadt. Ankunft des Kaisers. Sein Aeußeres. Sein Empfang. Der Fürst von Hatzfeld wird arretirt. Der Kaiser begnadigt ihn. Im Zeughause findet sich noch viel Geschütz, Waffen und Kriegsvorräthe. Ankunft des Generals Clarke. Zug des franzö-

sischen Heeres nach Pohlen. Errichtung der Bürgergarde. Verordnung wegen Annahme der Treforscheine. Napoleon verläßt die Hauptstadt und geht nach Cüstrin. Betragen der Durchmarschirenden. Ueber die neuorganisirte Bürgergarde. — 40ster Br. Jubel der Berliner am 16ten October, dem Geburtstage des Kronprinzen. Siegesnachrichten. Der Unglücksprophet. Schulenburgs Anschlag wegen der verlornen Schlacht. Trostlosigkeit der Berliner. Streit eines Invaliden mit einem Husaren. Deputation an den Kaiser Napoleon. Sein feierlicher Einzug. Gute Mannszucht der Franzosen. Der Officier und der Schneider. — 41ster Br. Bemerkungen über die Franzosen in Berlin. Frankfurt. Reise von Frankfurt nach Berlin. Friedrichs Degen und Krücke. Napoleons Unterredung über die preußische Verfassung. Seltenheit grober Excesse. Betragen der preußischen Officiere. Wuth über das Militair. — 42ster Br. Publikandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der preußischen Armee. — 43ster Br. Patriotismus der Schlesier. Verfügungen zur Vertheidigung der schlesischen Vestungen. Mangel an Besatzung. Uebler Empfang der auf ihr Ehrenwort entlassenen zurückkehrenden Officiere. Pläne zur Vertheidung Schlesiens. Kapitulation von Glogau. Verzweiflung der Weber. — 44ster Brief. Künftiges Schicksal des preußischen Staats. Ueber die Wiederherstellung Pohlens. Napoleons Operationslinie.

Einige Zusätze: Märchen in Betreff der siegreichen französischen Generale. — Die Gräfin Lichtenau in Glogau.

Inhalt des zweiten Bandes.

1ster Br. Flucht des Königs nach Königsberg. Graudenz wird besetzt. Schlesien wird sich selbst überlassen. Der König schreibt starke Rekruten-Aushebungen aus und errichtet daraus 20 neue Bataillone. Sie erhalten eine minder kostbare Uniform. Unzufriedenheit des Königs mit dem Betragen vieler Generale, Vestungskommandanten und Subalternen. Er schlägt den von Napoleon vorgeschlagenen Waffenstillstand aus und wirft sich in die Arme Rußlands. Die bis Lowicz vorgerückte russische Armee zieht sich an den Narew und Bug zurück, Verstärkung abwartend. Napoleon rückt mit der großen Armee nach Südpreußen. Warum Napoleon so schnell nach Pohlen eilte. Auf-

stand der Pohlen. Sie senden dem Kaiser Napoleon eine Deputation nach Berlin entgegen. Seine Antwort. Der größte Theil der pohlnisch-preußischen Soldaten verläßt seine Fahnen und geht zu den Pohlen über. Napoleon geht über die Weichsel und den Bug und schlägt sich mit den Russen. Die französische Armee bezieht die Winterquartiere und befestigt Warschau. Schlacht bey Eylau. Folgen dieser Schlacht. Die Pforte erklärt Rußland und England den Krieg und alliirt sich mit Frankreich. Die Schweden sind in Stralsund eingeschlossen. Tapferkeit der Preußen in der letzten Schlacht. — 2ter Br. Hoffnungen der Berliner. Arretirung der Redakteurs des Hausfreundes. — 3ter Br. Ueber den Drang der Pseudo-Patrioten nach der Ankunft der Russen. Der König und der Hof sind in Memel. Beym und Köckeritz sind noch bei ihm. Rüchel besorgt die Oeconomie der Armee. Zastrow hat das Portefeuille, Schulenburg und Stein sind verabschiedet. Clarke, General-Gouverneur der Marken. Ueber die Bank und Seehandlung. Der Schatz. Tresorscheine. Pfandbriefe. Schädlichkeit derselben für Schlesien. — 4ter Br. Ueber das Verhältniß der Macht Rußlands und Frankreichs. Ueber das Terrain an den Grenzen Rußlands und Frankreichs. — 5ter Br. Tendenz dieses Krieges. Rußlands und Frankreichs höchstes Interesse. Nach welchem Ziele Rußlands Regenten seit einem Jahrhundert streben. Handlungsverbindungen zwischen Frankreich und Rußland. Das System der neutralen Flaggen. — 6ter Br. Vernichtung Griechenlands durch die Sarazenen. Peters Plan, Griechenland von der Geißel der Türken zu befreyen. Seine Größe. Catharina seine würdige Nachfolgerin. Vortheile, die Frankreich aus dem Handel nach dem schwarzen Meere zog. Handlungstractat Rußlands und der Pforte. Odessa. Hindernisse des Handelsverkehrs zwischen Rußland und Frankreich. — 7ter Br. Auf welche Bedingungen Rußland und Frankreich mit einander Frieden schließen sollten. Preußens Interesse bei der Concurrenz im Seehandel. Der Baron Wolff, Anekdote. Unsinn des Kriegs der Pforte mit England. — 8ter Br. Projectirte Friedensbedingungen des Verfassers. — 9ter Br. Steigen der Staatspapiere. Anekdote von der Schlacht bei Eylau. — 10ter Br. Leiden des Verfassers. — 11ter Br. Reise durch

Schlesien nach Prag. Unternehmen des Fürsten von Anhalt-Pleß zur Befreiung Schlesiens. Gänzliches Mißlingen desselben. Monbrün und Lestocks humanes Betragen in Sagan. Exemplarisches Verfahren der Bayern und Würtemberger in Schlesien. Anekdote. — 12ter Br. Viele Schlesier sind nicht patriotisch gesinnt. Bittschrift des Adels an den Commandanten von Glogau. Ungleiche Repartition der vom Handlungsstande verlangten extraordinairen Contribution. Aufschlüsse über die Belagerung Glogaus. Sonderbarer Bewegrund mancher Commandanten zu capituliren. Schweidnitz Verwüstung. Anekdote. Gefecht zwischen einem Franzosen und einem Bayern. Lobenswerthe Eigenschaften der Franzosen. Der Guthsbesitzer Websky. Vergleich zwischen den Franzosen vor der Schlacht bei Roßbach und den Preußen vor der bei Jena. Englands künftiges Schicksal. Schändliches Betragen der Juden. Ueber die Belagerung von Schweidnitz. Feigheit und elende Vertheidigungsmaßregeln. Capitulation nach einer dreytägigen Kanonade. — 13ter Br. Wichtigkeit der Vestung Schweidnitz. Befehle des Königs zur Vertheidigung und Erhaltung dieser Vestung. — 14ter Br. Die Preußen sind noch Meister von Glatz und Silberberg. Die Garnison in Neiße hält sich brav. Cosel wird vom General Düroc belagert. Tarnowitz und Pleß werden von Pohlen heimgesucht, bald von Preußen wieder befreit. Gespräch des Königs von Preußen mit Massenbach über Vestungswerke. Nach Crossen sollte man eine Vestung legen. Die Preußen haben bei Eylau brav gefochten, da ein einziger General (Lestock) sie kommandirte. Gedanken über den Adel. — 15ter Br. Einfluß des Kriegs auf die Moralität, besonders der Weiber. Ob der Bauernstand hier mehr wie an andern Orten zum Aufstande geneigt ist? — 16ter Br. Wird Oestreich neutral bleiben? Die Posener Juden reiten maskirt Napoleon entgegen. Oestreich will auf Preußens Ruin seine Größe bauen, und wird auf die Finger geklopft. — 17ter Br. Der König ist noch in Memel. — 18ter Br. Fürst Pleß. Graf Götzen. Scheiterung des Angriffs der letzten Affaire bei Glatz. Fürst Lichtenstein vermittelt den Frieden. — 19ter Br. Die Schlesische Nation scheint alle Energie verloren zu haben. — 20ster Br. Der Verfasser ist glücklich im Lande des Friedens. Gesuch an die Schlesier. Russisches Kriegsmanifest.

Bemerkungen darüber. — 21ster Br. Deputirte der Schlesischen Stände. Napoleon empfängt sie gnädig. Er widerlegt kurz und bündig. — 22ster Br. Dem Verdienste seine Kronen, Untergang ꝛc. — 23ster Br. Aufschluß über die Angelegenheiten an der Weichsel. Die Armee des Rheinischen Bundes in Schlesien ist schwach. Commandant Neumann von Cosel ist todt. Putkammer und von Massow ersetzen seinen Platz. Fortschritte der Russen in der Türkey. Was der Schluß des Ungarischen Landtags über Oestreich verhängen wird. Liebeshändel einer bedeutenden Person. Empfang des Russischen Kaisers in Königsberg. Gerücht. Anekdote. Etwas über Bülow. Napoleon spricht mit dem Obrist Kleist. Er hat Recht. Ein Preußischer Officier hatte den Attaché einer Intendantur gefangen und läßt ihn in Frieden ziehen. Fürst Pleß privatisirt in Wien. Vereitelter Plan, den ein 1500 Mann starkes Corps aus Glatz am 14ten Mai ausführen wollte. Anlage darüber. — 24ster Br. Bemerkungen des Verfassers beim Schluß des zweiten Theils. Alexander ist der humanste Regent, kann aber nicht die hunderttausende seiner wilden Krieger bändigen. Wie würde Preußen seine ruinirten Provinzen wieder herstellen, sich neue Finanzquellen eröffnen und die größten Uebel heilen? Zwei Beispiele über den Betrieb des Preußischen Cameraldienstes. Unmaßgebliche Vorschläge zur Verbesserung des Preußischen Finanzwesens und der Armee.

Inhalt des dritten Bandes.

1ster Br. Les principeaux articles de la paix de Tilsit Der Verfasser zieht daraus unrichtige Schlußfolgen, von denen ihn der später publicirte Frieden von Tilsit zurückführt. Beweis, daß die Acquisition von Pohlen Preußen nachtheilig war. Kann in Napoleons Kopfe die Idee entstehen, die katholische Religion zur alleinigen zu erklären? Wird verneint. Der Verfasser denkt sich in Napoleons Stelle, und führt als solcher ein neues System der Politik ein, welches er auf das Prinzip des Rechts begründet. Deshalb zerstört er zuerst Englands Seedespotism. Die Preußischen reducirten Beamten werden bedauert, aber gefunden: Preußen könne nach dem Tilsiter Frieden glücklicher seyn, als

vorher. — 2ter Br. Erklärung, warum die Engländer 1807 keine Landung in Deutschland gemacht haben; warum zur Zeit des Tilsitter Friedens erst von Stralsund aus Diversionen gemacht werden sollten? Warum man nicht vor der Schlacht von Friedland Frieden geschlossen hat? Warum Oestreich schläft? — 3ter Br. Warum formt Napoleon in Deutschland solche runde Ländermassen? — 4ter Br. Eingang zu der Darstellung des Finanzwesens. — 5ter Br. Ueber das Finanzwesen im Allgemeinen. — 6ter Br. Darstellung des Preußischen Finanzwesens bis zum Regierungsantritt des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm. — 7ter Br. Das Domainenwesen unter Friedrich Wilhelm dem Churfürsten. — 8ter Br. Das Domainenwesen unter Friedrich I. — 9ter Br. Unter dem König Friedrich Wilhelm I. — 10ter Br. Unter Friedrich II. — 11ter Br. Ueber das Forstwesen älterer Zeit. — 12ter Br. Ueber das heutige Preußische Domainenwesen. — 13ter Br. Ueber das Preußische Contributionswesen. — 14ter, 15ter, 16ter Br. Ueber das Accisewesen. — 17ter Br. Ueber das General-Staatseinkommen. Von der königl. Bank. Von der Seehandlung und Staats-Schuldenwesen. — 18ter Br. Der Verfasser bereist die Schlachtfelder in Thüringen. — 19ter Br. Zeiz, und über die Colonnenwege der Franzosen vor dem 14ten October. Blindheit des Herzogs von Braunschweig. — 20ster Br. Schilderung der Lage von Gera. Die Defileen an der Elster sind leicht zu vertheidigen. Napoleon wählt sich eine Stellung auf dem Galgenberge, im Fall des Rückzugs. Der Postmeister von Zeiz. Napoleon weiß sich am 11ten October vor einer feindlichen Armee in seiner rechten Seite nicht sicher. Der Sächsische Oberstlieutenant und der Französische Gardist. — 21ster Br. Der Kaiser in Auma. Der Barbier und der General. Napoleon und Sinclair, der Engländer. — 22ster Br. Aktion bei Schleiz. Der brave Tauenzien. Tapferkeit der Truppen, die hier fochten. — 23ster Br. Saalburg. Seine feste Lage. Eine alte Ritterburg. — 24ster Br. Saalfeld. Relation über die Schlacht. Louis handelt ohne Kopf. Selbst im Fall des Siegs war nichts gewonnen. Sein Tod. Der Verlust der Aktion zog die von Jena nach sich. — 25ster Br.

Die Wirthin im wilden Mann zu Kala und der Kaiser Napoleon. Lage von Jena und des Schlachtfeldes. Napoleon wacht in der Nacht vor der Schlacht auf den Höhen. Hohenloh schläft im tiefsten Loch der ganzen Gegend, in Kapellendorf, in Federbetten. Von der Behauptung des Dornbergs hing der Gewinn der Schlacht ab. Tauenzien wird hier nicht unterstützt. Massenbach hält am 13. den Fürsten Hohenloh davon ab, statt dessen holt dieser in Dornburg das Essen ab, welches die Franzosen bestellen lassen. Noch in der Nacht konnten die Franzosen vom Landgrafenberge vertrieben werden. Resultate. Die Schlacht nach Momenten. Der Verfasser corrigirt sich selbst darin, daß er im ersten Theil den Preußischen Truppen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, und lobt ihre Bravheit bei Jena. — 26ster Br. Auerstädt. Das Terrain. Die Preußen bleiben am 13ten in Auerstädt statt nach Hassenhausen zu marschiren. Das Umgehen des linken Preußischen Flügels konnte nützlich werden, wenn die Preußen auf das dadurch geschwächte Centrum der Franzosen eindrangen. Der Gastwirth in Auerstädt und die Gensdarmes-Officiere. — 27ster Br. Die Belagerung von Breslau. Prinz Jerome. Die Regierung. Die Kammer. — 28ster Br. Belagerung von Glatz. Einnahme des festen Lagers. Pudlitz. Sacher. — 29ster Br. Der Verfasser reist nach Preußen. Berlin nach den Frieden von Tilsit. Hoffnungen. Der Premier-Minister Freyherr von Stein. Die Beamten müssen bei dem schnellen Wechsel der Regenten nicht wie ein Vieh-Inventarium bei einem Vorwerk von einem zum andern übergeben. — 30ster Br. Unterredung des Verfassers mit einem Major vom Französischen Generalstaabe über politische und militairische Gegenstände. — 31ster Br. Belagerung von Colberg. Das Blüchersche Corps. Schill und seine Thaten. Der Commandant von Colberg Luccadu. Der Oberst Gneisenau. Der brave Bürger Nettelbeck. In der Mergkuhle reicht ein schlecht begrabener Italiener die Hand aus dem Grabe. — 32ster Br. Danzigs Lage, Belagerung und Wichtigkeit, Heutiger Zustand. Theurung. — 33ster Br. Schlechte Wege und langsame Posten bis Königsberg. Unreinlichkeit. Schlechtes Klima. — 34ster Br. Schlacht von Eylau. Napoleon und nicht die Russen haben sie gewon-

nen. General Lestok und seine brave Armee. Rückzug der Russen an den Pregel. Die Franzosen dringen dahin vor, retiriren aber am 17ten Februar bis hinter die Paßarge. Ansicht des Schlachtfeldes. — 35ster Br. Schlacht von Friedland. Sie war ein unnützer Kampf. Bravheit der Russen. Sie kamen nicht alle zum Gefecht. — 36ster Br. Fortifikationen am Pregel. General Rüchel wird zu vorlaut verdammt. — 37ster Br. Reise nach Memel. Das Unglück der Hohenzollern. — 38ster Br. Das Königl. Haus. Die Königin auf ihrer Flucht von Königsberg nach Memel. Organisation des Conseils. Relation des Generals Lestok über die Schlacht von Eylau. Anmerkungen des Verfassers. — 39ster Br. Graudenz. Die Unterhandlungen des M. Lucchesini und des M. Duroc wegen eines Friedens zwischen Frankreich und Preußen zerschlagen sich hier. — 40ster Br. Ansichten und Hoffnungen der Königsberger vor dem 14ten October. Der Patriotismus spricht wie gewöhnlich im Theater durch Kriegslieder und Bravos aus. Man läßt die Französische Armee einschließen, abschneiden endlich total schlagen und aufreiben. Nachwehen. Ankunft der Berliner flüchtigen Räthe und Minister. Ihre Hiobsposten. Die Berliner betragen sich in Königsberg wie immer als verzogene Kinder. Der kleine Doktor und der politische Musikus. General Rüchel haranguirt das Officier-Corps. Ein Landsturm wird vom Könige nicht approbirt. Sieg bei Pultusk. Wird feierlich begangen. Schlacht bei Eylau. Siegesfeste. Die Russen retiriren bis vor die Thore von Königsberg. Der Kosak und der Bauer. Besuch auf dem Schlachtfelde von Eylau. Trauriger Zustand seiner Einwohner. Sie werden von den Königsbergern auf eine großmüthige Weise unterstützt. Der General Bennigsen ein Weichling. — 41ster Br. Die Belagerungsgeschichte von Küstrin. — 42ster Br. Berlin. Schilderung des Staatsministers Freyherrn von Stein. Adel. — 43ster Br. Potsdam. Napoleon am Grabe Friedrichs. Nachschrift.

* * *

Der 4te Band, wobei sämmtliche Kupfer und Plane mit ausgegeben werden, erscheint in möglichster Kürze.

Neue Feuerbrände.

Marginalien

zu der Schrift:

Vertraute Briefe

über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.

Von demselben Verfasser

herausgegeben.

In einem saubern allegorischen Umschlage, gr. 8., gute Ausgabe 16 Gr., ord. Ausgabe 12 Gr.

Eine Schrift, welche so viel Interesse erzeugt, daß sie in wenigen Monaten mehrere Male neu aufgelegt werden mußte, muß doch wohl innern Gehalt und eigenthümlichen Werth haben. Der Inhalt mag dieß bestätigen.

Inhalt sämmtlicher Hefte.

I. H. Correspondenz. Schreiben aus Jena. Fortsetzung. Ueber die jetzt allgemeine Herabwürdigung des Preußischen Militairs. Groß-Pohlens Besitznahme war der Untergang Preußens. Ist es wahr, daß in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Art von Abgaben die Grundeigenthümer treffe? Preußens naher Verfall nach der Schlacht bei Auerstädt; geschrieben am 24sten Oktober 1806. Geschichte des Angriffs, der Blockirung und Uebergabe von Glogau, von Carl Friedrich Benkowitz.

II. H. Correspondenz-Nachrichten. Schreiben aus Weimar. Bemerkungen über den Feldzug in Pohlen, und den nicht ra-

tificirten Waffenstillstand des Königs von Preußen. Was bestimmt die Unüberwindlichkeit einer Armee? Blicke eines Preußischen Patrioten in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Beweis, wie sehr die Umstände auf Meinungen und Aeußerungen einwirken und — weiter nichts. Das schwarze Register oder Général-Tableau sämmtlicher in Südpreußen, während der Minister v. Hoym diese Provinz verwaltet hat, in den Jahren 1794 bis 1798 als Gratialgüter verschenkten, ehemaligen Pohlnischen Kron- und geistlichen Güter. Erfahrungen, gesammelt bei einem Spaziergange in und um Berlin, im April 1807. Bemerkungen über den Preußischen Soldatenruhm. Wie sollten sich Magistratspersonen kleiner Städte jetzt im Kriege gegen Freund und Feind benehmen? und wie haben sie sich benommen? besonders in Schlesien. Der Baron Hammer. Giebt es nicht auch Kriegsschäden im Frieden?

III. H. (Mit einem Kupfer.) Erklärung des Titelkupfers. Berichtigung zweier Stellen im zweiten Theil der vertrauten Briefe ꝛc. Correspondenz-Nachrichten. Ein paar Briefe über Dieß und Jenes in der Preußischen Armee, besonders über das Feldverpflegungswesen. Berlin 1806. Der Zankapfel unter den Völkern, oder: was schuf und unterhält den Englisch-Französischen Krieg? und wie kann er beendigt werden? Rückzug und Gefangennehmung des Blaischen Corps. Diensttreue. Interessante Kleinigkeiten. Ueber die Tendenz der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe ꝛc. und des Journals: Neue Feuerbrände. Erklärung des Verfassers der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe ꝛc. das schwarze Register im zweiten Hefte der Neuen Feuerbrände betreffend. Antwort auf ein anonymes Schreiben des Verfertigers des schwarzen Registers.

IV. H. Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Correspondenz-Nachrichten. Fortsetzung der Briefe über das Verpflegungswesen bei der Preußischen Armee. Fehlerhaftes Betragen der Preußischen Vestungskommandanten, währernd der großen Kriegsereignisse im Jahr 1806. Aphorismen über den Weltgeist der neuern Zeit. Parallele zwischen der Refor-

mation und der Französischen Revolution. Die Feinde im Preußischen Staat. Fortsetzung der Geschichte des Angriffs, der Blockirung und Uebergabe von Glogau, von Carl Fr. Benkowitz. (Beschluß.) Ueber die Bildung eines Staats mit Hinsicht auf das politische System Preußens und Folgen desselben. Was hatten die Preußen nach den Begebenheiten bei Saalfeld und der Schlacht bei Jena zu thun, um den Kriegsschauplatz von der Oder zu entfernen?

V. H. Berichtigung. Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Correspondenz. Fortsetzung der Briefe aus Jena und Weimar. Dritter Brief. Vierter Brief. Drei Originalbriefe des Ministers Herzberg an Friedrich Wilhelm II. und die Antwort des Königs (im Jahr 1794). Aus dem Französischen übersetzt. Schreiben des Ministers Herzbergs aus der Unterwelt an den König von Preußen nach dem Frieden zu Tilsit. Der Friede zu Tilsit. (Auszug aus dem dritten Bande der vertrauten Briefe u. s. w.) Etwas zur Beurtheilung des sogenannten schwarzen Registers. (S. 65 der N. F. 16 Heft.) Notizen aus Schlesien. Bemerkungen auf einer Reise im Riesengebirge im Juny 1807. Dankgebet, bei der so frohen Nachricht, daß Gott auch Schlesiens Bewohnern nicht nur Waffenstillstand, sondern auch den goldenen Frieden und ihren geliebten König wieder schenken wolle. Gehalten und niedergeschrieben von einem Christen in Breslau im Juny 1807. Beitrag zur Sittengeschichte Berlins im Jahr 1807. (Nur — reine Wahrheit). Die Entstehung und der Zweck des Berliner Journals: Der Telegraph. (Aktenmäßige Darstellung.) (Wörtliche Abschrift.) Das Resultat der gemachten Erfahrungen während des letzten für Preußen so beispiellos unglücklichen Krieges läuft dahin aus: daß nur Furcht vor immer streng-gerechten Regenten den Diensteifer belebt, und gegen Verrätherey im Allgemeinen sichert. (Anonym eingesandt.) Berichtigung der Belagerungsgeschichte von Glogau im zweiten Bande der vertrauten Briefe. (Eingesandt an die Verlagshandlung.) Antwort der Niedersächsisch-Westphälisch-Preußischen Unterthanen auf das Abschiedsschreiben ihres Königs in plattdeutscher Sprache, nebst einer freien Uebersetzung. An den Verleger der Neuen Feuerbrände, das schwarze Register betreffend.

VI. H. (Mit einem Kupfer.) Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Erklärung des Kupfers zu demselben. Relation aus Berlin. Ueber Politik und Strategie in Bezug auf die neuern Zeitläufte. Welche Veränderungen sind in der preußischen Staatsverfassung und Verwaltung nothwendig? 1) Regulirung der politischen Verhältnisse der Staatsbürger. 2) Ueber die Organisation der Staatsverwaltungsbehörde. 3) Bildung, Wahl und Besoldung der Civiloffizianten. 4) Ueber das Finanzwesen. 5) Landeskulturwesen. 6) Ueber das Volkskulturwesen. Eine Szene aus dem jetzigen Kriege. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, besonders in den Preußischen Staaten, nebst Vorbericht des R. d. F. Relationen aus Berlin. Nro. 1. Bekanntmachung bei und nach der Parade der Berliner Bürgergarde den 24sten Aug. 1807 erlassen von dem Obristen des Corps, Herrn Jourdan. Nro. 2. Cabinetsschreiben Sr. Maj. des Königs an den Magistrat und die gegenwärtige Obrigkeit der Stadt Berlin. Schreiben eines Preußischen Kanzleidieners an den Verfasser der vertrauten Briefe ic. und Herausgeber der Neuen Feuerbrände. Dem Verfasser des schwarzen Registers.

VII. H. Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Antwort des Verfassers der vertrauten Briefe an den Verfasser der vertrauten Schreiben. Geschichte der Belagerung und Einnahme von Danzig. Danzig bis zur Preußischen Besitznahme. Danzig 1807 belagert und zerstört, unglücklich und frei. Die Dienerschaft; eine Plaisanterie. Anekdoten. Schreiben eines Preußischen Officiers an seinen Freund S**n in B**n. Noch einige Worte über den Fall der Preußischen Vestungen. Notiz aus Berlin. Schreiben aus Kopenhagen vom 19ten September 1807. Anekdoten. General Werner und der Mönch aus Löbau. Merkwürdiger Zug von Herzensgüte bei einem Kosaken. Der Sachse und der Preuße.

VIII. H. Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Unser Adel. Relationen aus Berlin vom 16ten Juny 1807. No. I. II. III. Die Pohlen und ihre Constitution vom Jahr 1807. Brief des Königs von Preußen an den Herzog von Sachsen-Weimar, zehn Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Relationen, Charakterzüge, Anekdoten ic. (General Rouquette schlägt sich bei Preußisch-Holland durch.

Das Gefecht bei Schlippenbeil. Affaire bei Salfeld. Einige Züge von dem berühmt gewordenen Partevgänger dem jetzigen Obersten von Schill.) Antwort an den modernen Hans Sachs in Breslau auf seine Knittelverse. Deutschlands Verfall. (I. Ueber das ehemalige Churhessische Finanzwesen. II. Ueber das ehemalige Churhessische Militair. III. Ueber die ehemalige Churhessische Montirungsspielerei. IV. Ehemalige Churhessische Abentheuer und Sonderbarkeiten. V. Churhessens Untergang.) Ueber die neuerlich geschehene Aufhebung des Adels im preußischen Staate. Schreiben aus Copenhagen. Recension.

IX. H. (Mit einem Kupfer.) Erklärung des Umschlags zu diesem Hefte. Erklärung des Titelkupfers. Welche Veränderungen sind in der Preußischen Staatsverfassung und Verwaltung nothwendig? (Fortsetzung aus dem 6ten Hefte.) 7) Ueber das Polizeiwesen. 8) Ueber das Justizwesen. 9) Ueber das Militairwesen. Der Degen Friedrichs des Großen und die Preußischen Fahnen im Invaliden-Hotel zu Paris. Charakterzüge aus dem Schlesischen Feldzuge im Jahr 1807, im Vergleich mit einigen Charakterzügen aus dem Alterthume. Friedrichs II. Grundsätze über die Getraideausfuhr und Kornsperre. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, besonders in dem Preußischen Staate. (Fortsetzung des im 6ten Heft abgebrochenen Aufsatzes.) Danzig belagert und zerstört 1807. (Beschluß.) Monument für den verstorbenen politischen Propheten, den Schwerdtfeger Sauerbrey in Berlin. Auszug aus dem Französischen Werke: Ueber den Feldzug von 1806. (Siehe 8tes Heft. Seite 139.) Geschichte des Feldzugs von 1806 bis 1807. Ein Vorläufer. Audiatur et altera Pars. Etwas zur Entschuldigung des Gen. L. Thiele. Die Flucht aus Erfurt nach Arnstadt, im Oct. 1806. Verlust des Herzogthums Weimar in den October-Tagen 1806. Einige Bemerkungen von Herrn von Chateaubriand, dem Verfasser vom Geist des Christenthums, über die Länder, die er neuerlich durchreist hat. (Aus dem Conservateur. Sept.) Inter Arma silent Leges.

Fackeln.

BIBL. UNIVERS.

Dtsche Zeitschr.

Fackeln.

Ein

Journal in zwanglosen Heften.

Erstes Heft.

Mit Kupfern.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig,
bei Wilhelm Rein.
1811.

Inhalts-Anzeige.

Seite.

Nothwendige Vorerinnerung an die Leser dieser Zeitschrift. V

An die sämmtlichen nach Stand und Würden im Staate geehrten Leser die bescheidenen sämmtlichen Mitarbeiter, oder: Erklärung des Umschlags in Holz geschnitten, von Gubitz. VII

I. Geschichte, Politik, Staatswirthschaft.

1. Briefe aus Spanien im Jahre 1810. Von einem deutschen Militair 3

2. Zur Characteristik verschiedener Völker, Dynastien und ihrer Zeitalter. Geschichts-Bruchstücke. (Wird fortgesetzt.) 109

3. Die neueste Zeit im Lichte der Wahrheit. W. L. Lüders. (Wird fortgesetzt.) 128

4. Die Inquisition. Eine histor. Darstellung v. V. . 154

5. Die englische Staatsverfassung im Geiste ihrer Bewunderer und Tadler v. Dr. A. 194

6. Gedanken über eine Universalmonarchie und das politische Gleichgewicht 215

7. Was verhindert die Verschmelzung der Nationen? — Von Fürchtegott Bleibetreu 224

8. Prüfung einiger Stellen über den preußischen Staat im zweiten Stücke des Jahrs 1811. Von Fr. v. Cölln . 229

II. Humoristik.

Seite.

1. Die Fackelgallerie. Eine Unterhaltung v. W. . . . 237
2. Eulenspiegel in der Schule, oder: die verkehrte Welt. Ein Bruchstück aus Till Eulenspiegels hinterlassener Schreibtafel 247
3. Fieber-Gestalten. Ein scherzhaftes Maskenspiel, v. F. W. Gubitz 256
4. Exclamation über die Nachdrucker in Deutschland, v. C. F. Lange 280
5. Kleinigkeiten ohne Aufschrift, v. F. W. Gubitz . 286
6. Zwölf Epigramme und eine Zugabe, v. F. W. Gubitz 291
7. Züge aus dem Leben. Von verschiedenen Meistern . 294

III. Glossen.

1. Ueber einen Aufsatz in den europäischen Annalen 1811 (Heft 4.) unter dem Titel: „Abriß einer Regierungsgeschichte des Königreichs Preussen, seit dem Frieden von Tilsit," v. F. v. Cölln 301
2. Ueber eine deutsche Satyre, v. F. v. Cölln . 311

Nothwendige Vorerinnerung

an die Leser dieser Zeitschrift.

Alles was über den Zweck dieses Journales gesagt werden kann, conzentrirt sich in den wenigen Worten: „Beleuchtung der Geschichte unseres Zeitalters“ in wichtigen und scheinbar unwichtigen, in ernsthaften und spaßhaften Dingen.

Dieß lege nun ein Jeder aus nach seinem eigenen Gefühle und Verstande. Der Nutzen wird sich wohl erweisen und zwar allmählig, wie es dem Menschen am besten frommt. Das hoffe ich mit Zuversicht.

Uebrigens habe ich keine Rücksichten, sondern nur Absichten — belebt vom Genius der Wahrheit und Freimüthigkeit.

Ich verkenne weder die guten Zeichen der Zeit, noch die bösen, weder die ernsten, noch die lächerlichen, die erhabenen und die erbärmlichen, die patriotischen und die egoistischen. Die Bilder des Umschlags sprechen lauter, als der breiteste Commentar meines Willens und meiner Ansichten. Aber eben darum wird man in diesen Heften Schmeichelei und Heuchelei vermissen und dagegen Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit als ihr eigen-

thümliches Wesen erkennen. Mit der innigsten Freude werde ich Thatsachen aufnehmen, welche zum Ruhme deutscher Nation gereichen, aber auch die nicht verschweigen, welche verwunden.

Denn wir sind den Nachkommen Wahrheit schuldig im Guten und Bösen! Daher suche ich auch nur ein Publikum, das die Wahrheit und Offenheit ehrt. Wer bloß in Wortklang und Stelzengang sich verliebt hat, der freilich findet hier seine Rechnung nicht.

Die Bearbeitung des Ganzen wird diesem, bei aller in der frühern Ankündigung vorgelegten Mannichfaltigkeit der Abschnitte, die nothwendige Einheit geben. Die Redaction wird deshalb stets eine bestimmte Haupttendenz im Auge haben, die endlich im Ganzen sich deutlich aussprechen soll. Die Erscheinung dieser Hefte ist an keine Zeit gebunden. Sobald als ich hinlängliche Materialien gesammelt haben werde, gebe ich sie heraus. Zwei solcher Hefte machen einen Band aus.

Die Zufriedenheit der Bessern im Volke wird mein höchster Lohn seyn. Dann habe ich auch nicht ohne Wirkung für die gute Sache gearbeitet.

Der Herausgeber.

Erklärung des Umschlags.

An sämmtliche verehrte Leser.

Die Umgebung besteht aus lauter leuchtenden Dingen und bildet also einen vollkommenen Gegensatz von unserer Umgebung, die oft sichtbaren Blitze ausgenommen, welche uns nur leuchten, nicht schrecken würden, wenn wir den Augenblick ergreifen lernten. Mit den Fackeln haben die jetzt Lebenden selten gern zu thun: der eine Theil fürchtet sich, sie zu schwingen und der andere Theil verbittet das Beleuchten, wenn er es nicht gar verbietet und in unsern heutigen Sonnen, wenn wir ja welche zu sehen wähnen, steckt immer — eine Maske. Doch was kümmert uns die Umgebung: wir haben nicht Lust, dem Mäntelchen der Sachen, dem Umschlage, viele Worte zu weihen und wenden uns schnell zu den Vignetten.

Auf der Vorderseite erscheint ein Diogenes mit der bekannten Laterne, die ihm Menschen zeigen soll und es ließe sich schwören, daß er in unsern Tagen suchte, denn wir erblicken an einem Denkmale für irgend etwas Erhabenes aus der Vorwelt einen Affen, der sich wohlgefällig im Spiegel betrachtet und auch noch im Rückschreiten begriffen ist, weil er — ohne denkbare Selbstständigkeit — seinem Stützpuncte, einem Krebse, überlassen bleibt. Ein boshafter Deuter würde wohl daraus ein Sinnbild der heutigen Welt machen. Wir sehen den Scherz für Scherz an, denn wir sind so friedliebend und behutsam, wie alle unsere deutschen Brüder und wollen keinen Prozeß mit der ganzen Menschheit beginnen — wenn man uns auch niemals groß nennt. Doch auf Eins wollen wir die Bosheit aufmerksam machen, um zu zeigen, daß wir nicht auf den Kopf gefallen sind, was indessen auch nicht übel ist, denn man merkt doch bei solcher Gelegenheit, daß man einen Kopf hat, wenn es nicht schon durch eine Kopfsteuer geschehen ist. Wir wollen nämlich sagen — um uns nicht weiter zu verlaufen — daß der Gedanke mit dem Krebse einige Aufmerksamkeit verdient, indem sich dabei von weit um sich fressenden Krebsschäden viel erzählen ließe. Wir schweigen jedoch aus Ehrfurcht vor dem Censor, der in der Regel einem bankerotten Verleger gleicht, denn er behält Manuscripte und honorirt sie nicht, oder er streicht wenigstens Stellen und damit Honorar, so daß es im buchstäblichen Sinne keinen ärgern Strich durch die Rechnung geben kann, als den eines Censors; und begnügte er sich dabei auch etwa mit dem Zehenten, so ist damit wahrscheinlich das Ganze, und folglich auch der Verfasser enthauptet, so daß dieser als bloßer Leichnam sich an den Pranger gestellt sieht.

Doch unser werther Herr Verleger, dem wir theuere Schriftsteller sind, meint: „diese Erklärung müsse auf einem Octav-Blatte Platz haben;“ darum eilen wir zur Rückseite.

Ach, da sieht's ganz anders aus! Nicht etwa wie bei uns; Gott bewahre! nur anders als auf der andern Seite; denn wo so viel verbrannt wird, als jetzt, kann es an Phönixen nicht fehlen! Der abgebildete hier entsteht, wenn wir nicht irren, aus lauter Dingen, welche der Modewille und der Zeitgeist zum Feuer verdammen oder doch verdammen möchten. Aber nur getrost! Es geht mancher im fremden, mancher im eigenen Feuer unter und bei Sachen, um welche es Schade ist, wird der Dampf, oder der Lärmen größer seyn, als die Flamme, oder die Wahrheit, die letztere aber mächtiger. — Doch unser Raum geht zu Ende: darum nehmen wir uns selbst das Wort vor dem Munde weg, ehe es ein Anderer thut und eilen nach diesem bedächtigen Schlusse zum Schlusse unserer Erklärung.

Wir sind nicht überzeugt, daß der Zeichner sich dieß alles nur gerade so gedacht habe, aber wir wollen, daß es so seyn soll, denn wir verstehen das Auslegen und dürfen uns großer Lehrer rühmen; auch wohl breiter, wie etwa die Archäologen. Unsere Artikel sind auch offiziell, doch zwingen wir den Leser nie, mehr davon zu glauben, als ihm beliebt. Er mag auch gar nichts glauben, doch muß er dann wenigstens zwei Exemplare kaufen, nach dem Sprüchwort: „wer nicht glaubt, bezahlt.“ — So ist es uns ja seit geraumer Zeit immer gegangen; wir haben Vieles nicht geglaubt und mußten Viel bezahlen. Warum sollen die Buchhändler und Schriftsteller, denen es wahrlich eben so übel geht, wie dem größten und kleinsten Erdensohne, sich so ein scharmantes Sprüchwort nicht auch zu Nutze machen dürfen? — Wir tragen in Demuth darauf an und schweigen bis auf günstige Entscheidung. Dann aber wollen wir sogleich für Gedichte — nicht für die besten, (es möchten nicht einmal gute darunter seyn) sondern für alle Preise aussetzen. Diese müssen dann aber aus Büchern und zwar vornämlich aus unsern Werken bestehen, damit wir bald eine zweite Ausgabe erwarten und unsere Ausgaben bestreiten können.

Die sämmtlichen Mitarbeiter.

I.

Geschichte, Politik, Staatswirthschaft.

1.

Briefe aus Spanien, im Jahre 1810, von einem deutschen Soldaten.

Erster Brief.

Marsch nach Spanien. Bidassoa-Brücke. Vitoria. Burgos. Die Brigands. Verpflegung der Truppen. Die Spanier, Franzosen und deren Alliirten.

Treu meiner Zusage, mein theurer Freund! überliefere ich Ihnen hiermit alles Denkwürdige, was mir während meiner Dienstzeit bei den Nassauischen Kontingents-Truppen in Spanien, und sodann auf dem Rückmarsche bis an Frankreichs Gränze, begegnet ist, was ich gesehen, gehört, gefaßt und behalten habe. Ich gebe Ihnen diese Nachrichten in derselben Form und Zeitordnung, in welcher ich in Stunden der Ruhe sie in meinem Taschenbuche aufzeichnete, und hoffe, daß Sie nur um so mehr die Sprache der Wahrheit darinn erkennen werden.

Sie wissen, wie ich, nachdem ich im November 1807 meinen Abschied als Offizier aus preußischen Diensten erhalten hatte, durch ein Zusammentreffen unglückli-

cher Verhältnisse dem Schooße des häuslichen Lebens entrissen wurde und mich genöthigt sah, beim Ausbruche des österreichisch-französischen Krieges im Jahre 1809 aufs neue die militairische Laufbahn zu suchen; — wie ich zum Fürsten Lobkowitz (Herzog von Raudnitz,) ging, und bei dessen selbsterrichtetem Freijägerbataillon eine Austellung als Lieutenant erhielt; — wie mich bald darauf der Unfall traf, bei einer Streifung von dem übermächtigen Feinde gefangen zu werden. In meinem letzten Briefe, von Wien aus, schrieb ich Ihnen, daß ich, um dem Jammer einer schmähligen, langwierigen Gefangenschaft zu entgehen, mich hätte entschließen müssen, Dienste bei dem Kontingente des Herzogs von Nassau Usingen zu nehmen.*)

Als Offizier wurde ich gefangen genommen — als Kadet-Sergeant marschirte ich unter der neuen Fahne — nach Spanien.

An jenen letzten Brief knüpfe ich nun die treue, offene Erzählung meiner Schicksale während dieses Feldzugs, so lange ich demselben beiwohnte, und das Tagebuch über meinen Rückmarsch an. Bei dieser Mittheilung habe ich die veste Ueberzeugung, daß nicht leicht ein Volk unserer Zeit mehr die allgemeine Aufmerksamkeit verdient, als das beklagenswerthe spanische. — Was ich über seinen politischen, moralischen Zustand, über seine Lebensweise, seine Kultur, Industrie rc. habe erfahren und sammeln können,

*) Die Beweise für die militairische Laufbahn des Erzählers, bis zu diesem Zeitpunkte, sind in den Händen der Redaction.

habe ich gethan, und ich hoffe, daß Sie mir nach Einsicht dieser Notizen die Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, daß ich mit der Erfüllung meiner Pflichten als Soldat, die sorgfältigste Anwendung der Bildung, die frühere erfreulichere Verhältnisse mir verliehen hatten, möglichst zu vereinigen gesucht habe.

Jetzt bin ich denn wieder auf deutschem Grund und Boden. O heiliges Vaterland, nimm deinen Sohn auf und Gott sey mit dir!

* * *

Am 22. April 1810, zwischen St. Jean de Luz und Thron, über den Bidassoa-Fluß, passirte unsere Division die spanische Gränze. *)

Wer unter uns, wie ich, nur die Ehre und die Bereicherung seiner Kenntnisse vor Augen, in jenes Land ging, der ward weniger von Furcht bewegt, als ein anderer, dessen Herz an dem Oertlichen, an dem klingenden Mammon, an der ängstlichen Familie hängt. — Wer der Schlacht bei Eilau und den vielen Gefechten in Ostpreußen, namentlich denen bei Gurbno, Liebstadt ꝛc. beiwohnte, mit einem Worte, wer in jenem Kriege unter Lestoqk gefochten hat,

*) Bestehend aus 1 Bataillon Preußen, 1 Bataillon Isenburger (ein aus östreichischen und preußischen Gefangenen formirtes Korps), einer Eskadron polnischer Lanziers (ein durch Werbung der Deserteurs aller Nationen errichtetes Korps), einer Ergänzung der Großherzogl. Frankfurtschen Truppen von 1 Offizier und 170 Mann, und unserem 4 Offiziere und 318 Mann starkem Ergänzungs-Detachement.

der kann sagen, daß er die Gefahr habe kennen lernen. Man wird es daher wohl nicht für Prahlerei halten, wenn ich versichere, daß ich Spanien nicht sehr gefürchtet habe.

Doch den meisten mochte wohl das Herz gewaltig schlagen, als sie der spanischen Gränze sich näherten, denn alle unsere Leute waren durch die in Deutschland und Frankreich laufenden Gerüchte, durch übertriebene Erzählungen von den fürchterlichsten Grausamkeiten und Greueln, von Männern, Weibern und Kindern verübt, von schlechter Verpflegung, von ansteckenden Krankheiten, von vergifteten Brunnen u. s. w., in nicht geringe Angst gesetzt, besonders da die sehr häufig zurückkehrenden Verstümmelten nicht aufhörten, Spanien und den dortigen Krieg als das Extrem alles Schrecklichen zu schildern. Es war daher kein Wunder, daß der Gang über die berüchtigte blutrothe Brücke des Bidassoa manchem sehr sauer ward.

Ungezwungen, mit möglichster Schonung der Leute waren wir durch Frankreich gegangen; indessen schon beim ersten Tritt über die Gränze mußten wir nicht nur zu unserer Sicherheit, sondern auch zum Schutze eines Geld- und Montur-Transports sehr behutsam zu Werke gehen, sahen uns also genöthigt, stets geschlossen, mit aufgepflanztem Bajonett, mit Avant- und Arriergarde zu marschiren. Die Seiten Patrouillen fällten, (nach einer Vorkehrung Napoleons) zur Sicherung des Weges, 200 Schritt auf beiden Seiten desselben, alles Holz und Gesträuch weg.

Die Straße ist eine Chaussee, so schön wie ich sie in

Deutschland und Frankreich nie gesehn habe; dieß rührt aber hauptsächlich wohl daher, daß die spanischen Landstraßen sehr wenig befahren werden, und des überflüßigen Materials wegen dauerhaft und schön erbaut werden können.

Die französischen Couriere dürfen nicht eine Viertelstunde weit ohne große Bedeckung reiten; spanische Handels Caravanen aber von oft 50 und mehrerern reich beladenen Maulthieren, können durch 2 bis 3 bewaffnete Spanier begleitet, von den Insurgenten unangetastet, in voller Sicherheit nach Madrid ziehen.

Unser Marsch währte vom 24sten April bis zum 30sten Mai, in welcher Zeit wir, nach Abrechnung von 6 Ruhetagen, 66 deutsche Meilen zurücklegten.

Sowohl wegen der großen uns anvertrauten Summe, als auch um der vielen Monturstücke willen, auf deren Besitz die Insurgenten einen ganz besondern Werth legen, konnten wir wohl erwarten, daß diese uns angreifen würden, und wir hatten um so mehr nöthig vorsichtig zu seyn, da die Bataillone Isenburg und Preußen in Vitoria die Ordre erhalten hatten, die Seeküste bei Bilbao, die von den Engländern stark bedroht wurde, zu vertheidigen, und wir also hierdurch auf etwa 700 Mann zusammen geschmolzen waren. Wir blieben aber, der Ueberzeugung ungeachtet, daß sich Feinde in der Gegend aufhielten, unangegriffen; selbst als wir auf dem Marsch von Almedo bis St. Maria de Alera, einer Tour von 4½ Meile, der ermüdeten Pferde, und des schrecklich tiefen Sandes we-

gen, 2 Tage und 1 Nacht zubringen mußten, uns auch auf einer sehr gefährlichen Stelle bei dem alten Maurischen Schlosse Coca befanden, und hier von einer Patrouille entdeckt wurden, griffen sie uns doch nicht an, ob sie gleich," da wir alle sehr hungrig und müde, und dem bösen Feldzuge nicht eben gewogen waren, uns wohl nicht zu großem Widerstande fähig gefunden hätten.

Unsere Leute hatten den Dünkel, zu glauben, die Insurgenten griffen uns aus besonderer Furcht vor den Deutschen nicht an; wenn ich dieß indessen aus Erfahrung verneinen darf, so kann ich doch zugleich nicht verschweigen, daß die deutsche Division in Spanien allerdings ihre Schuldigkeit, im ganzen Sinne des Worts, den Ruhm der deutschen Tapferkeit bewährend, gethan, sich aber auch unbeschreiblich roh und zügellos betragen hat, daher unser Divisions General Lewald auch sagte, „seine Division sey ein Korps sehr braver Soldaten aber sehr großer Spitzbuben." —

Zur Uebung unserer jungen Soldaten marschirten wir oft in Sektionen, in Zügen, ja im Sektions Quarré. Wir kamen, wenn wir im Etappen Ort nicht bleiben konnten, einigemale an Orte, wo nur Nachts zuvor Insurgenten gewesen waren. Wie sehr man sich, und besonders allein, in Acht zu nehmen habe, mag nachstehende Thatsache, deren Einschaltung mir vergönnt seyn möge, beweisen.

Als wir in Burgos eintrafen, erzählte man uns, es wären etwa vor 3 Tagen 9 Insurgenten erschossen und zum

warnenden Beispiel an den ohngefähr 1000 Schritt vor der Stadt gelegenen Galgen gehängt worden. Um diese unglücklichen Opfer zu betrachten, ging ein französischer Soldat hinaus. Auf dem Rückwege, schon nahe bei der Stadt, sprangen aus einer ehemaligen Kapelle einige Brigands*) hervor, ergriffen ihn, schleppten ihn hinein, entkleideten ihn ganz, schnitten ihm eine Hand und das männliche Glied ab, und zwangen ihn durch Schläge sich mit dem Auftrage an den Gouverneur nach der Stadt zurück zu schleppen: „so würden sie alle Neugierigen seiner Nation bestrafen."

* * *

Auf der Tour nach Madrid erhält man, bis auf etwa drei Ausnahmen, jedesmal Quartier, nicht aber wie in Deutschland bei den Bürgern, sondern in ehemaligen Kirchen und Klöstern.

Da nicht nur ein jeder Etappen- oder sonst auf der Straße liegende Ort, durch eine immerwährende stehende Besatzung gesichert seyn muß, und diese wegen der Ueberfälle, selbst von den Bewohnern des Orts, sehr auf ihrer Hut zu seyn hat, so sind die Kasernen der Garnisonen, so wie die Hospitäler bevestiget, und mit starken Wachen

*) Mit diesem Nahmen, der auf gut deutsch Straßenräuber heißt, beehren selbst die Spanier ihre Insurgenten. Das mag wohl von den früher hier ihr Wesen treibenden, die Wege unsicher machenden Horden herrühren, mit welchen leider einige Insurgentenkorps viel Aehnlichkeit haben.

versehen. Die Bevestigung besteht in einem tiefen breiten Graben, und der Haupteingang ist durch eine Zugbrücke geschützt, innerhalb des Grabens sind hohe starke Pallisaden mit Schießlöchern eingegraben und das Ganze wird von mehreren innwendig stehenden Posten bewacht. Auch jeder Kirchthurm ist mit dreifachen Posten besetzt, die jeden nach dem Orte zukommenden, selbst nur 3 Mann starken Trupp melden müssen. Noch ist gewöhnlich der Marktplatz, oder die Straße, wo die Kasernen liegen und die Offiziers wohnen, an allen Eingängen bis auf kleine Pforten vermauert, und mit Graben, Zugbrücken und Schießscharten versehen und stark, vorzüglich aber des Nachts, besetzt. — Wenn wir nicht bivouakirten, wurden die Wagen auf den Hauptplatz aufgefahren und mit starker Mannschaft gedeckt.

Unsere Verpflegung geschah durch die in jeder Etappe angestellte Kriegscommission, welche, so wie die Platzkommandanten, durch die Bürger ihres Standquartiers bezahlt und unterhalten werden mußten. Gewöhnlich erhalten sie nach Verhältniß des Orts monatlich neben ihrer Gage 200 bis 350 Thlr., nebst ausgedungenen Geschenken an guten Weinen und Lebensmitteln.

Die Verpflegung besteht durch ganz Spanien täglich in 1½ Weizenbrod. In der Provinz Biskaja, wo der Weizen seltner ist, bekommt man mit Mais untermischtes Roggenbrod; sodann täglich 1½ Pfund meistens gutes Fleisch, ½ Bouteille spanischen

Wein,[1] etwas Gemüse,[2] Salz, Holz oder Sträucher [3] und Oehl.

Man wird einsehen, daß der Soldat auf diese Art mit den Spaniern fast in gar keine unmittelbare Berührung kömmt, was diesen auch selbst sehr angenehm ist. Sie thun in den meisten Fällen, als ob sie uns gar nicht bemerkten; daß dieß indessen nur zum Schein und um uns auszuweichen geschieht, beweißt Folgendes. In jedem Orte sieht man nämlich Leute, die bei Truppen-Ein- und Ausmärschen auf den Straßen oder in den Thüren stehen und diese aufmerksam zählen; hierüber führen sie ein sehr genaues Register, welches jedem Patrioten zum nützlichen Gebrauche zu Dienste steht; oft freilich stört sie das Militair durch Kolbenstöße in ihrer Aufmerksamkeit.

Es ist nicht zu läugnen, daß zwischen den Franzosen und Spaniern eine große Antipathie herrscht, und daß man, redet man einen Spanier an, oder bittet ihn halb entkräftet um einen Trunk Wasser rc. entweder keine, oder eine abschlägige, sehr selten aber eine befriedigende Antwort erhält. In diesem Falle sind die Weiber fast noch ärger als die Männer; sie werden aber leider oft durch

1) Welcher aber nicht immer vorhanden ist, oder auch wohl verheimlicht wird.

2) Dieß besteht meistens in nicht eßbaren Saubohnen; jedoch giebt es auch Fälle, wo man Kartoffeln, Reis, Linsen rc. erhält, welches besonders in der Provinz La Mancha statt hat.

3) Das Holz wird, weil es sehr rar ist, gewogen; die Sträucher werden in Rationen gebunden.

derbe Aeußerungen oder gar durch Thätlichkeiten zu Gefälligkeiten und Handreichungen aufgemuntert.

Man spricht hier viel von dem Unterschiede, den die Spanier in ihrem Benehmen gegen Franzosen, Italiäner und Deutsche machen sollen. Ob ich nun zwar nicht in Abrede seyn kann, daß die Spanier den Italiänern und uns ihr Mitleid schenken, so bleibt doch ohne Abänderung ihr Hauptgrundsatz der: jedem feindlichen Soldaten feindlich, und möglichst hart zu begegnen und ihn wegzuschaffen; inzwischen ist ihr Haß gegen Nationalfranzosen am stärksten, und meines Darfürhaltens nach in der zweiten Generation noch unauslöschlich; es geht so weit, daß die sehr feurigen spanischen Weiber, selbst die feilen, uns mit Verläugnung ihrer Wünsche und ihres Vortheils, so sehr hassen, wie nur irgend die Männer; dieses zwingt die Franzosen, alle unregelmäßigen Triebe der Art in diesem Lande zu unterdrücken.

Von Vergiftung der Brunnen habe ich nichts gehört, wohl aber von Quellen, wo man nach dem Trinken ihres Wassers unvermeidlich das Fieber bekommen solle. Sehr menschenfreundlich ist die auf Kosten des ehemaligen Königs ausgeführte Idee, an der Straße schön verzierte, mit schattigen Ruhesitzen und erfreuenden Inschriften versehene Brunnen anzulegen, deren man auf der Tour nach Madrid mehrere findet. Indeß trinkt hier doch mancher wahres Gift, weil er, während er vom Klima und dem Marsche erhitzt ist, unbesonnen das kalte Wasser hinun-

terstürzt. Durch einige auffallende Beispiele der Art ist nun die Sage von wirklich vergifteten Brunnen entstanden.

Zweiter Brief.

Madrid. Kasernen. Besatzung. Die Einwohner und ihre Gesinnungen gegen die Franzosen und Don Joseph Napoleon. Armuth. Der Erzbischof von Toledo, der Markis de la Romana und der Kriegsminister Bardavi. Volksbelustigungen in Madrid. Freudenmädchen. Die Spanierinnen. Die Geistlichkeit und das Volk. Inquisition. Jahresfest des neuen Königs.

In Madrid sind die schlechtesten Kasernen auf dem ganzen Marsche. In einem ehemaligen Kloster mußten wir Parterre auf den bloßen Steinen, oder, besser zu sagen, auf Jahre-alten, mehr als einen Fuß tiefen, stinkenden und Ungeziefer aller Art bergenden Schmuz, welchen unsere Soldaten am zweiten Tage aus eigenem Antriebe wegschafften, 5 lange Tage liegen. Nur die Offiziers wurden bei den Bürgern einquartirt.

Fast ein noch größeres Uebel ist hier die sehr weite Entfernung und entgegengesetzte Lage der Lebensmittel-Magazine; so war z. B. das Fleischmagazin, vor dem Toledoer Thore, starke ¾ Stunden von unserm Quartiere entfernt.

Man wird in solchen Kasernen von Handelsleuten vieler Art sehr überlaufen, welche besonders Lebensmittel feil bieten. Diese verstehen es jedoch, die Unkenntniß der Soldaten in Ansehung der gewöhnlichen Preiße zu nützen. Zur Ehre der spanischen Nation muß ich aber bemerken, daß dieß meistens nur von den, mit der französischen Armee zu Tausenden aus allen Nationen hergeströmten, Juden geschiehet.

Sogar die kleinsten Handelsgeschäfte mit den unbedeutendsten Artikeln, z. B. mit Gemüse rc. werden hier blos durch Männer betrieben, und im Allgemeinen hat der spanische Kaufmann die löbliche Gewohnheit, nicht mehr zu fordern, als die Sache wahrhaft werth ist, wodurch also das langwierige Handeln ganz wegfällt. Aus Gefälligkeit für die Franzosen, die gern über jede Kleinigkeit stundenlang dingen, schlagen sie doch diesen etwas vor, schließen aber immer den Handel ohne viele Wortverschwendung und schnell ab.

Empörend ist ihnen die Weise der mehresten Soldaten, den Handel mit einer Art herrschender Gewalt zu machen; oft sah ich hierüber Spanier höchst zornig werden, dem Käufer das Geld wieder geben und die Waare zurück werfen. Solche Mittel wirken aber bei diesen Menschen nicht mehr; man hebt die weggeworfenen Sachen auf, und spottet noch des ehrlichen Mannes.

Bis auf diesen unvermeidlichen Fall kamen wir auch hier mit den Bürgern Madrids in wenig Berührung; an freundschaftliche Annäherung ist gar nicht zu

denken, denn der französische Soldat und der Spanier scheinen zwei verschiedene Menschengattungen zu seyn, die sich von einander abstoßen, sich gegenseitig verfolgen, schaden und tödten, wo sie nur können.

Als Besatzung in Madrid und dem Buen-Retiro,*) lagen damals auf letzterem das 28. französische Linien-Regiment, mit einiger Kavallerie und Artillerie; in der Stadt standen 2 Bataillone Bürgergarde, 3 Bataillone Königl. Infanterie-Garde **), das schöne neapolitanische Kavallerie-Regiment, und einige neu organisirte spanische Linien-Infanterie und Kavallerie.

Diese Garnison, welche sich mit Einschluß der zahlreichen Gensd'armerie höchstens auf 7000 Mann beläuft, hält die Hauptstadt in scheinbarem Respekt; wäre indessen die Besatzung auch noch kleiner, so wird Madrid sich

*) Ein ehemaliger königlicher Pallast, der an dem östlichen Ende der Stadt hinter dem Prado auf einer Anhöhe liegt; er ist gegenwärtig zu Kasernen, Erholungssälen für die Genesenden, Magazinen ꝛc. eingerichtet, und schon früher bei der ersten Revolution durch die Habsucht ruinirt worden. Man hat ihn jetzt bevestigt, und dort einen besondern Kommandanten und für die Truppen einen Unter-Kriegskommissair eingesetzt. Unten mehr davon.

**) Der Stamm von dieser Garde besteht aus Franzosen und Neapolitanern, die mit dem Könige (von Neapel) herkamen. Man hat sie hier durch tüchtige Individuen aus allen in Spanien befindlichen Regimentern auf 2 Bataillone gebracht, dem neuerdings ein 3tes, aus lauter Spaniern bestehendes beigefügt ist; letzteres wird auch spanisch kommandirt. Die ganze Garde ist schön montirt, und wird gut bezahlt.

doch nicht rühren, theils weil der Pöbel seine Schwäche, in einer Stadt gegen regulaire Truppen zu fechten, bei der Revolution daselbst kennen gelernt hat, theils weil die Polizei sehr thätig ist. Jedoch behaupte ich mit Gewißheit, daß, wenn die französischen Truppen einst retiriren müßten, ihnen von den Bürgern Madrids kein Asyl gelassen werden würde. Dieß haben sie auch bei der Schlacht von Ocanna sehr deutlich bewiesen, indem sie sich damals im Stillen auf den Empfang und eine thätige Unterstützung ihrer National-Armee vorbereiteten.*) König Joseph Napoleon **) wohnt im königlichen Pallaste, umgeben von seinem Hofe und seinen Garden. Ganz Madrid, so wie der größte Theil des spanischen Volks, ist von seinem guten Charakter überzeugt, verwünscht den alten schwachköpfigen, mit seiner Würde spielenden König, und besonders den Friedensfürsten, rechnet aber zugleich noch immer auf die Wiedereinsetzung des Prinzen von Asturien, des sogenannten Ferdinand IV.

Es ist hier großer Mangel an baarem Gelde; aber nach der Versicherung einiger meiner spanischen Freunde rührt er nicht von der Armuth, wohl aber von der Klugheit des Volks her, welches das Geld zurückhält. Einen

*) Sie hatten mit unbegreiflicher Heimlichkeit in Kellern Magazine von Munition, Waffen und vielen Lebensmitteln errichtet.

**) Sein Titel ist in spanischer Sprache: Don Josef Napoleon, por la gracia de Dios y por la constitution del estado Rey de las Espannas y de las Indias.

auffallenden Beweis hievon giebt die, von bekannten Reichen, öfters vorkommende Einreichung von Silbergeräth, bei Entrichtung der Kontribution, mit Vorschützung ihrer Armuth an klingender Münze. Uebrigens setzt die Menge wirklicher Bettler, die jetzt die Straßen von Madrid und andern Städten bedecken, in Erstaunen; bei vielen verrathen die Fragmente ihres Anzuges den ehemaligen Wohlstand.

* * *

Die mir bekannt gewordenen Männer der Nation sind: der Erzbischof von Toledo,*) der Marquis de la Romana und der Kriegsminister Bardaxi.

Der Erzbischof von Toledo, ein Prinz vom Hause, ist etwa 28 Jahre alt, hat Kenntnisse, verabscheut alle Vorurtheile, hat Muth und Feuer, und besitzt auch das Zutrauen der Nation.

Der General Romana, ein Mann, dessen militairischen Werth wir aus seinem Betragen genugsam kennen, ist enragirter Patriot, wirkt unablässig und mit bedachtsamer Kälte auf das Volk, dessen Liebe und dessen unbegränztes Zutrauen er besitzt.**)

*) Exc^mo^ y Exc^mo^ Sennor, Don Luis de Borbon, Cardinal de santa Maria de Scala, Arzobispo de Toledo etc. etc.

**) Beide †) befinden sich jetzt in der Vestung Badajoz. Dieß schöne Werk liegt im spanischen Estremadura, und steht mit der nur eine Stunde davon entfernten Vestung Elvas im portugiesischen Estremadura in Verbindung.

†) Romana nicht mehr. Er starb vor wenigen Wochen, wie schon alle Zeitungen erzählt haben.

A. d. R. im März 1811.

Der Kriegsminister Bardaxi ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, von humanem Charakter und ausdauerndem Muthe fürs Vaterland.

Der Spanier, welcher überhaupt wenig spricht, läßt sich nur in sehr seltenen Fällen über Politik aus, und wenn man ihn dazu auffordert, so zuckt er mit den Schultern; seine Minen werden vielsagend, furchtlos und hoffend. — Hier muß ich im allgemeinen bemerken, daß es uns auffallend war, mit welcher lebhaften Mimik und mit welchen grellen Bildern der Spanier sich ausdrückt. Ich fragte einst einen meiner Freunde, einen gebildeten Mann, was er über die Belagerung von Cadix denke? Nachdem er mit den treuesten Farben die große Stärke dieser Vestung, den eisernen Muth der Engländer und dort regierenden Spanier, und den so unschätzbaren Werth, den dieser Platz für beide Nationen habe, geschildert hatte, schloß er mit den Worten: — „nun, nennt mir den Teufel, der dort eindringen will!“ —

Ich komme auf Madrid selbst zurück, und bemerke, daß man den Krieg so wenig, als in andern Residenzen gewahr wird. Die Großen und das Volk amüsiren sich auf die alte nationale Weise durch Spazieren im Prado,*) durch ihre blutigen Thierhatzen,**) durch ihre 3 Theater,

*) Der Prado ist ein Spazierort, der den größten Theil der Stadt einschließt, mit vielen Brunnen, Alleen, Bäumen und Statüen geschmückt ist. Weiter unten das Nähere davon.

**) Die Thierhatzen haben nicht, wie der Verfasser des Buchs: „Spanien und die Spanier,“ S. 161 sagt, aufgehört,

durch den Fandangotanz, der jeder theatralischen Vorstellung folgt, und die mit der Guitarre begleiteten, öffentlichen Volksgesänge.

Auch hier ließ sich das schöne Geschlecht wenig mit uns ein, und eine schwere Aufgabe war es, sich Zutritt in einer Familie zu verschaffen.

Zur Befriedigung der Sinnenlust existirt in Madrid eine große, dem Dienste der Venus vulgivaga einzig gewidmete, Straße, deren Eingänge aber fortdauernd mit starken Piquets besetzt sind, welche darüber zu wachen haben, daß kein Militair hineingeht. Die Veranlassung hierzu gaben die häufigen Ermordungen und Verstümmlungen, die hier früher von den Dirnen vielfältig geübt wurden. Die Freudenmädchen sind schmutzig, häßlich, aber sehr jung.

Sonst sind die Spanierinnen höherer Klasse junonisch schön, voll Würde und Stolz, ihr Gang ist majestätisch und ihre Kleidung geschmackvoll und originell. Dagegen sind die gemeinen Spanierinnen desto häßlicher, klein, dick und von unregelmäßiger Gesichtsbildung; sie vergeben sich aber eben so wenig etwas, wie die aus den höhern Ständen.

Nicht der Hof, nicht das Militair, noch der Adel, oder der Kaufmann geben hier den Ton an, sondern allein

oder sind gar verboten; sie werden im Gegentheile auf französischen Befehl, zur Belustigung des Volks, fast an jedem Sonn- und Festtage mit großem Pompe gegeben.

die Geistlichkeit; so bald Napoleon diese gewonnen hat, wird er die Nation beherrschen.

Wahr ist es, daß die Mönche die Revolution öffentlich predigten, und in den Schlachten der Armee das Kreuz vortrugen, und sie zum Kampfe ermunterten. Sie sind es, welche die Verstümmlungen und den grausamen Tod der Gefangenen predigten, und diesen Krieg zum Religionskriege machten. In einer, ich weiß nicht mehr welcher, Kirche, legte man den ersten dort zu Tode gemarterten Franzosen auf den Hauptaltar, und las eine Dankmesse; die Kirche war zum Erdrücken voll, und dieser Tag war dem Volke ein Fest.

Dessen ohngeachtet haben wir aber doch selbst Mönche zu unsern Spionen, da sie das Geld sehr lieben.

Der Spanier, jung und alt, vornehm und gering, gebildet oder roh, reich oder arm, hat nichts angelegentlicheres zu thun, als alle Morgen die vielen kleinen, und um 10 Uhr die große Messe zu besuchen, allen Prozessionen beizuwohnen, die Geistlichkeit zu verehren, und ganz das zu thun, was diese befiehlt. Sie schließt den Himmel auf und zu.

Ich kann nicht in Abrede seyn, daß auch dieß, so wie ja jede Regel, Ausnahme leidet; aber diese beziehen sich hier doch nur auf die innere Gesinnung, nie aber auf das äußere Wesen und Thun; denn von der strengsten Beobachtung und Uebung der kleinsten Religionsgebräuche gehen auch die aufgeklärtesten Männer nicht ab.

So wie überhaupt der Spanier fast nur einzig dur
die Religion geleitet wird, so finden sie auch in dieser e
nen großen Grund des Hasses gegen uns, die wir ihn
als rohe Religionsverächter erscheinen, obgleich wohl v
Seiten Napoleons alles angewendet wird, auch der mind
sten Stöhrung der Religionsübungen vorzubeugen.

Daß die Inquisition aufgehoben worden is
hat keinen Spanier erfreut; ihm war sie ei
nöthiges Staatsorgan.

* * *

Bei unserer Anwesenheit in Madrid ward das Jahresfest der Thronbesteigung Josephs gefeiert. Tag's zuvor wurden durch den Gouverneur die Bürger-Sergeants und Feldwebel, welche bis hierher die Bürgergarden geführt hatten, zu Offizieren mit einer kleinen Gage ernannt. Zugleich war Revüe über alle anwesenden Truppen, Vorstellung der Bürgeroffiziers, Cour, militairische Messe, Diner bei Hofe. Auf der Straße Alcala waren zwei Ehrenpforten errichtet, an derer einen beim Pallast des Gouverneurs die Worte zu lesen waren:

„Er siegt weniger durch seine Waffen
als durch seine Güte.“

Des Abends war Illumination und Schauspiel. Das Volk blieb ruhig und ernst, wie immer. Im Ganzen kann man annehmen, daß die Residenz sich zuerst in den französischen Willen fügen wird; dieß hat

aber keinen Einfluß auf das Volk, wenn die Geistlichkeit nicht mit einstimmt.

Madrid nährt sich vom Hofe und seinen Umgebungen; da dieser aber jetzt sehr frugal lebt, so ist mithin der Erwerb geringer, wie ehemals. Sonst herrschte hier großer Luxus und auch jetzt noch giebt es mehr als zu viel Gelegenheit zum Verprassen.

Dritter Brief.

Toledo. Villa rubia de los Ojos. Streifzug nach Malagon. Manzanares. Gefecht bei Villa nueva de los Infantes. Aufenthalt in dieser Stadt.

Nach einem fünftägigen Aufenthalte in Madrid wurde unser Kommando nach Toledo geschickt, wo wir vom 26sten Mai bis 4ten Juni blieben. Alsdann gingen wir endlich nach einem Marsch von 5½ Tagen zum Regimente, welches wir in Villa rubia de los Ojos de Guadiana in der Provinz la Mancha fanden, und daselbst den 6ten Juni ankamen. Von dort aus wohnte ich den 7ten und 8ten einem Streifzuge nach Malagon bei, wo wir Lebensmittel requirirten. Ich wunderte mich, mit welcher großen Vorsicht die doch schon seit 2 Jahren dort fechtenden Offiziere hierbei verfuhren. Alle Wege waren hier so schlecht, daß wir nicht selten bis über die Knie im Wasser

wachen mußten. Auf der ganzen Strecke von 4 deutschen Stunden, in einer unbedeutenden Ebene, auf welcher viel Rosmarie, Lavendel und Reitgras wächst, fanden wir kein Haus, und begegneten keinem Menschen, sahen aber, und zwar besonders rechts am Fuße des hohen Steingebirges, viele Olivenpflanzungen, die hier in der Provinz Mancha sehr häufig sind. Von der Stadt her kamen uns der Alcalde, die Geistlichen und viele Menschen, zum Zeichen der Unterwürfigkeit entgegen. Nur erst vor 2 Stunden hatten die Insurgenten diesen Ort verlassen. Nachdem ihn starke Patrouillen von allen Seiten durchsucht und sicher befunden hatten, zogen wir ein, und fanden in unsern Kasernen noch die rauchende Feuerstätte des Feindes. Der Ort und besonders die dicht daran auf einem hohen Berge gelegenen alten Schloßruinen wurden mit starken Piquets besetzt, und das ganze Kommando durfte sich nicht auskleiden. Wir beendigten diesen Streifzug, ohne angegriffen worden zu seyn und brachten auf mehrere Tage Lebensmittel mit zurück.

Den 24sten Juni (Nachts) gingen wir von Villa rubia durch die großen ungesunden Sümpfe des Guadian nach der Hauptstadt der Mancha, Manzanares. Diese ist der Sitz des Gouverneurs von der Provinz, Divisionsgeneral Lorge, eines Alcalde mayor, eines General-Kriegscommissairs rc. Von hier aus wurden einige Truppen mehreremale nach Villa nueva de los Infantes detaschirt; es betraf aber nie die Kompagnie, bei welcher ich

mich befand. Sie hatten dort eine sehr glänzende Affaire gegen die Brigands zu bestehen, wobei 5000 Schafe und auch sieben nur vor zwei Tagen desertirte Großherzogl. Frankfurtische Soldaten in ihre Gewalt geriethen; diese Unglücklichen wurden drei Tage darauf erschossen.

Bei meinem Aufenthalte hierselbst lernte ich einen würdigen jungen Prediger Don Manuel Antonio Sanchez Cantalejo kennen. Ihm verdanke ich meine Kenntnisse über Spanien sowohl, als auch manche frohe Stunde, die ich in seinem Umgang verlebte. Endlich am 31sten Juli brachen wir nach Infantes auf, recht herzlich froh, um dem beschwerlichen Garnisondienste zu entgehen, der nicht etwa im Beziehen der Wachen und Piquets, sondern vorzüglich auch darin bestand, die häufig ankommenden und abgehenden Kourire (die einzige Art zu korrespondiren) von Etappe zu Etappe zu transportiren *), und hierbei immer Sack und Pack mitzutragen, weil man nie sicher ist, ob der Ort nicht indessen überfallen und der Rest der Garnison verjagt worden seyn möchte. Zu diesem Behufe ist die lange Straße von Kadix über Sevilla bis Bayonne ganz mit Truppen besetzt, wodurch die Armee freilich bedeutend geschwächt wird.

---

*) Solche Escorten sind 50 bis 200 Mann stark.

Vierter Brief.

Infantes. Redlichkeit, ein Haupt-Charakterzug der Spanier. Gefecht mit Brigands. Schilderung derselben. Abbildung eines Brigands. Anekdote. Die Engländer und Spanier.

Infantes ist der Gränzstein meiner Reise in dem südlichen Spanien. Hier blieb ich bis zum 14ten August, an welchem Tage ich meinen Abschied erhielt.

Als Kadet bekam ich in Infantes ein Bürgerquartier bei einem der dortigen Apotheker, einem Manne, mit dem ich schon am ersten Tage mich verstand. Er war ein eifriger Patriot, ein denkender Kopf, kannte ganz Spanien sowohl, als sein Volk sehr genau, und sprach hierüber entweder gar nicht, oder dann freimüthig, wie er dachte.

Er that nichts für, aber auch nichts gegen die Regierung; er lebte für sich, und kümmerte sich, um sein Gefühl nicht zu beleidigen, wenig um die Tagesbegebenheiten. Er rieth mir, da er an mir einen großen Zwang bemerkte, zu eben demselben Mittel, und ich habe es ihm vorzüglich zu verdanken, daß ich meine gezwungene Pflicht ferner, und ohne Nachtheil für mich selbst, leistete.

In diesem Hause erhielt ich einen Beweis mehr für meinen Glauben an den treuen, redlichen Charakter der Spanier. — Es dienten bei meinem Wirth zwei arme Schwestern, deren Mutter sie oft besuchte. Da wir hier, so wie überall unsere Lebensmittel erhielten, so machte ich, um bessere Suppe zu bekommen, mit noch zwei Kamera-

den, wie wir zu sagen pflegten, Menage, und kochte selbst; ich bemerkte mehreremale Defekte an meinem Fleische und Reiße, und da ich hierdurch einst, als ich ein Paar gute Freunde bei mir hatte, sehr in Verlegenheit kam, meldete ich's dem Wirthe und theilte ihm meinen Verdacht gegen die beiden Mädchen mit. Ohne daß ich den mindesten Strafauftritt bemerkte, erschien am Abend eine neue Magd, und die beiden vorherigen durften nie wieder das Haus betreten.

Jede Veruntreuung, so wie überhaupt jede hinterlistige Handlung ist den Spaniern ein Greuel, und sie bestrafen dieß so hart, als sie nur vermögen.

* * *

Es war im Anfange des Monats August, als der Chef eines Korps von Brigands an unsern Obersten v. Kruse und den Alkalde hieselbst schrieb, und ihm meldete, daß er morgen d. 5ten um 7 Uhr kommen würde, und sich mit uns schlagen wolle. (Dieß ist gewöhnliche Manier der Brigands. Diese sonderbare Art, den Krieg zu führen, ist in dem stolzen Charakter der Spanier begründet, und eine solche Anzeige gleichsam eine Herausforderung, die fast jedesmal richtig gehalten wird *).

*) Diese sogenannten Brigands bestehen aus spanischen Bürgern und Bauern, versprengten Soldaten ihrer Armee, und Deserteurs aus allen Nationen. Der eigentliche Stamm derselben aber waren wirkliche Räuber, an denen es in Spanien nie fehlte. Ihre Befehlshaber und Oberhäupter verschaffen sich ihr Ansehen entweder durch Verdienste oder Familienverhältnisse.

Die Brigands waren etwa 700 Mann, und wir 370 Mann Infanterie und 40 Mann reitender Jäger stark. Die Infanterie kommandirte der so brave und ge-

Nicht selten sind es tüchtige zu ihnen übergegangene Unteroffiziere und Soldaten. Solche suchen sie dann durch sehr reiche Montur, schöne Pferde, große Bezahlung und hohe Aussichten für die Zukunft zu fesseln. — Sie sind nie gleichförmig gekleidet, bis auf eine rothe Leibbinde, deren Ende der Geldbeutel ist. Ihr Hut ist mit einer bunten Feder geziert. Wenn sie französische Montirungen erbeutet haben, so ziehen sie solche gern an, um im Gefecht Verwirrungen anzurichten. Sie sind gewöhnlich zu Pferde oder zu Esel, und gut bewaffnet, aber desto schlechter beritten.

Ihre Waffen bestehen in 2 Pistolen im Gürtel, einem Säbel, einem Gewehr und einer Lanze. Dolche habe ich bei ihnen nicht bemerkt. Ihr Reutzeug besteht aus einem Wollküssen statt des Sattels, aus übergehängten Stricken, an den Enden mit Schleifen versehen, statt der Steigbügel, statt des Zaumes binden sie dem Maulthiere einen Strick um das Maul. (M. s. d. Kupfer.) So schlecht sie beritten sind, so gute Reiter sind sie doch; sie besitzen große Gewandheit, um in ihren Felsengewinden und Schluchten sich zu bewegen. Sie sind weder in Compagnien noch Bataillons getheilt, sondern bilden einen wilden Heereshaufen, worin im Gefechte jeder kommandirt, der Verstand und Uebergewicht hat. An ihrer Spitze reitet ein Tambour Maier, auf den sie viel halten. Sie übe[illegible] ihre Gewehre oft, treffen aber gut. Wenn sie ins [illegible] hen, machen sie sich durch ein wildes Geschrei in wen[illegible] kund, ohne aber betrunken zu seyn, welches überhaupt bei den Spaniern sehr selten ist. Uebrigens erzählt man von den Brigands Züge von Edelmuth und Disciplin. Unter andern begegnete einem Tuchmacher aus Segovia, bei dem ich im Quartier war, Nahmens Georbuzi Puzzia, Folgendes: Er reiste nämlich mit drei beladenen Maulthieren nach Otero. Unterwegs

fürchtete Oberster v. Kruse, und der ebenfalls sehr brave Karabinier Hauptmann Umbusch, der Rittmeister von Hagen, und der Lieut. von Rottberg.

Der Feind kam von Alcaraz, welches er damals inne hatte.

Sie griffen uns versprochenermaßen um 7 Uhr an; wir waren schon früher vor der Stadt aufmarschirt, lehnten uns mit dem linken Flügel an den dort befindlichen Sumpf, und hatten unsere Voltigeurs vorgeschickt, die hinter den damals auf dem Felde befindlichen Kornhaufen Schutz fanden. Unsere Kavallerie war noch nicht angekommen, denn sie hatte erst in der Nacht von Almagro her berufen werden können. Die Bewohner von Infantes warteten auf den Ausgang.

Die Brigands griffen in der größten Unordnung an, aber mit vieler Heftigkeit.

Die Voltigeurs wurden gedrängt, so daß ihnen der Hauptmann Umbusch zu Hülfe eilte.

überfielen ihn 13 Brigands und plünderten ihn rein aus. Indem er seine drei leeren Esel betrübt vor sich her trieb, begegneten ihm wieder drei andere Brigands. Sie hielten ihn an, fragten ihn nach seiner Reise, ob er von Franzosen oder Spaniern geplündert werden sey, und wohin er gedächte? Er wollte anfangs seinen Unfall nicht entdecken, aus Furcht, daß ihm noch schlimmeres begegnen möchte; als sie aber auf seinem Paß drei beladene Esel bemerkt fanden, war er genöthigt, alles zu gestehen. Nachdem man ihn gefragt hatte, wenn er des Wegs zurückkehre, ließ man ihn ziehen. Am 3ten Tage kehrte er wieder und fand die drei Brigands, welche seiner warteten und ihm alles ersetzten, was ihm genommen worden war.

Unsere Truppenmasse wurde auch aufgelöst, es entstand ein verwirrtes Gemenge, welches endlich unsere zur rechten Zeit ankommende Cavallerie zum Nachtheil des Feindes entschied.

Die Brigands hielten den Choq unsrer Cavallerie nicht aus, zerstreuten sich und flüchteten in ihre Felsenklüfte. Wir erbeuteten 37 Pferde, und 43 Mann vom Feinde lagen todt auf dem Felde, bei denen viel Geld gefunden wurde. Pardon wird weder gegeben, noch erwartet.

Unser Oberster Kruse wäre beinahe gefangen genommen worden, wenn ihn nicht ein Stabstrompeter geschützt hätte, der dafür die Medaille erhielt. Der Lieutenant Rottberg war schon gefangen, und entschlüpfte nur dadurch, daß er seinem Verfolger, der ihn ergriffen hatte, in die Hand biß. Ich erhielt bei diesem Gefechte einen Kolbenschlag in die Rippen, so daß ich lange Blut hustete, und mich dadurch veranlaßt sah, den Abschied zu fordern, den ich auch erhielt.

Bei diesem Gefechte habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Brigands nicht kunstgerecht zu fechten verstehen, und keine Ausdauer besitzen, weil sie den Krieg noch zu wenig kennen. Sie wissen nichts von Vedetten und [illegible]len, von regelmäßigen Angriffen und Rückzügen, bei ihnen ist alles wilde Natur.

Daher kommt es, daß die Spanier selbst keine Schlacht gewinnen können.

Man sagte hier, Romana habe den Rath ertheilt,

daß die Spanier nur den kleinen Krieg führen sollten, weil sie vom großen nichts verständen.

Man fragt und spricht in Deutschland viel darüber: warum die Engländer die Spanier nicht besser unterstützen? —

Dieß hat aber seinen zureichenden Grund darin: daß die Spanier die Engländer eben so sehr hassen, als die Franzosen, weil sie Ketzer sind, und weil man zu stolz ist, um von ihnen Gesetze anzunehmen.

Es ist daher von den Engländern klug, daß sie ein geschlossenes Ganze ausmachen, veste Defensiv-Positionen nehmen, und den Spaniern den kleinen Krieg überlassen, um den großen zu lernen.

Aber die Ursache, warum es in Portugall und vor Cadix nicht schneller, wenigstens nicht so vorwärts geht, wie in Deutschland, ist wohl keine andere, als daß die Franzosen mehr mit dem schrecklichen Terrain, mit dem Clima, mit ungewohnten Lebensmitteln und mit Krankheiten zu kämpfen haben, als mit dem Feinde. Besonders ist Portugall, wenn man nicht die See hat, schwerer zu erobern, als Spanien, wegen der Engpässe in Beyra und Tras los montes, wegen der Vestungen Miranda, Elvas und Badajoz. Almeida capitulirte, weil der Pulverthurm aufflog *).

*) M. vergl. Dumouriez über die militärischen Positionen in Portugall.

Fünfter Brief.

National-Charakter und Sitten, Kunst und Literatur in Spanien.

Von diesen Gegenständen kann der Soldat im Kriege in Spanien freilich wenig authentisches erfahren, denn mit den Einwohnern kommt er nur wenig in Berührung. Er sieht nur in dem Spanier seinen Feind und da erscheint ihm dieser als Tiger. Kunst und Wissenschaft schweigen im Kriege und darin mag Spanien wohl überhaupt nicht viel produciren.

So viel habe ich zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Spanier von der Natur wohl mit an die Spitze der Menschheit, als Gattung, gestellt worden ist. Seine abschreckende Bigotterie ist bloß die Furcht einer starken und lebhaften Phantasie. Seine Gestalt ist der reine Abdruck der Edelsten in der Gattung, und sein Körper conzentrirt alles, was physische Kraft in der Menschheit genannt zu werden verdient. Er ist stolz, erhaben, martialisch, ehrlich, nüchtern und mäßig.

Ein Nordländer, ein Biertrinker und Kartoffelesser verhält sich zu dem Spanier, wie die Schaale zu dem Kern, wie ein Schwamm zu einer festen Masse. Der Spanier lebt von Weißbrod, Nudeln, Oliven, Wein mit Wasser, Melonen, Gurken und Zwiebeln, Bouillon und Gebratenem. — Der grobe Stoff giebt nicht eben Gelegenheit!

Gelesen wird wenig; nur Zeitungen und Gebetbücher trifft man an. Den Don Quixote habe ich aber auch häufig gefunden. Werke der Baukunst oder der Plastik im eigenen Nationalstyle sind mir nicht vorgekommen. Im Eskurial und in Aranjuez bin ich nicht gewesen.

Jedoch findet man in öffentlichen und Privathäusern viele vortreffliche Gemälde religiösen und altritterlichen Inhalts.

Als ich verabschiedet auf meinem Rückwege wieder nach Madrid kam, wurde ich als Ausrangirter bei dem Doktor, Don Antonio Hernandez einquartirt, der mir Anfangs die Aufnahme verweigerte, da ich aber etwas spanisch sprechen gelernt hatte, und ihn dringend bat, mich zu behalten, mit der Versicherung, daß ich ihn wenig belästigen würde, mich doch noch annahm.

Sechster Brief.

Klima. Lebensweise. Krankheiten. Ackerbau. Viehzucht.

Es ist bekannt, daß Spanien im Sommer sehr heiße Tage, einen wolkenlosen Himmel, wenig Gewitter und eiskalte Nächte hat, die aber ganz herrlich sind, wegen der reinen Luft und des sternenhellen Himmels.

Dennoch sind wir, im Sommer selbst, um die Mittagszeit marschirt, weil sich da kein Spanier sehen läßt. Dieß hielten wir aus, weil die reine Luft das Athmen nicht erschwert, und die Brust nicht einengt.

Die Krankheiten, woran das Militair leidet, rühren von dem unregelmäßigen Wassertrinken, von nächtlichen Erkältungen und übermäßigem Essen der Früchte her. Das Hauptübel und zwar das gewöhnlichste, ist die Dissenterie. Die von Kartoffeln aufgedunsenen Magen unserer Nordländer werden mit Feigen, Zitronen, Melonen und Gurken überfüllt. Der Spanier schlägt ein Kreuz vor diesen Vielfressern. — Ich, der ich nie mich überfüllte, befand mich immer wohl.

An Feldfrüchten baut man Weitzen, Roggen und Gerste; diese dienen nur für's Vieh, jener für Menschen. Hafer giebt es nicht. Erbsen hat man von vorzüglicher Größe und Güte. Hirse, Wicken, Linsen, Buchweizen habe ich nicht gesehen. Flachs wird zweimal im Jahre gebaut und auch gesponnen, jedoch nicht in hinlänglicher Menge. Der Acker wird sehr flach und gewöhnlich mit Maulthieren,

selten mit Ochsen gepflügt, dagegen im Gebirge die Hacke gebraucht wird. Der Boden in Castilien und Mancha ist tragbar, und das Getraide mehlreicher, wie bei uns. Aber man düngt regelmäßig nur durch Schaafe, denn das Rindvieh läuft wild umher. Der Ackerbau kommt gegen Wein- und Olivenbau nicht in Betracht.

Rindviehzucht kennt man nicht. Schaafe, von einem Ende des Reichs zum andern, machen die Hauptsache aus.

Ich werde Gelegenheit haben, in dem nun folgenden Tagebuche meines Rückmarsches mehr über die spanische Landwirthschaft &c. zu sagen, bei deren Beobachtung man nicht vergessen darf, in welcher Provinz man sich befinde.

Siebenter Brief.

Erste Schritte zur Reise in die Heimath. Unsicherheit des Weges. Infantes. Straße nach la Solana. Olivenpflanzungen. La Solana. Manzanares. Feier des Napoleonstages daselbst. Stierhatz. Landwirthschaft. Art und Weise der Aerndte. Werth des Weinbaues. Spinnerei. Gestalt und Kleidung der Einwohner von la Mancha. Der Taranteltanz. Gartenbau. Bewässerung. —

Endlich, mein Lieber! ist der Tag erschienen, wo ich, wenn auch im Schneckengang, meinen Rückmarsch in Ihre Arme beginne. So wenig die Langsamkeit dieses Mar-

sches meinen Wünschen, meinem raschen Blute zusagte, so ist es doch unvermeidlich dieser Pein sich zu unterwerfen, wenn man nicht auf der unsichern, und stets mit Insurgenten bedeckten Straße unfehlbar dem kalten Tode entgegen laufen will. Nur mit starker Bedeckung, wie ich schon einmal erwähnt habe, ist es hier möglich zu reisen, und sehr wohl thut man, wenn man sich stets bewaffnet hält. Die Etappen (zu Nachtquartieren angewiesene Städte und Dörfer) liegen nicht weit, selten 10 Stunden, von einander, und doch muß man, selbst wenn man zu Pferde ist, sich immer bei der langsam marschirenden Bedeckung halten.

Die Stadt Villa nueva de los Infantes ist ziemlich groß, sehr gut gebaut, liegt fast auf der Grenze der Provinz Mancha, nur 5 Leguas (7½ deutsche Stunde) von der romantischen Sierra Morena. Ihre Bevölkerung soll 23,000 Seelen betragen; nur muß ich hier ein für alle mal bemerken, daß die Spanier, theils um die schlechte Bevölkerung ihres Landes zu bemänteln, theils auch um ihren Feinden einige Furcht einzujagen, sehr gern die Population zu stark angeben.

Bei Infantes giebt es mehrere große Gemüß-Gärten, auch einen Baumgarten, welcher in Spanien eine Seltenheit ist; dafür hat ein jeder Hausbesitzer auf seinem Hofe entweder Weinstöcke, oder Feigenbäume, die er (besonders die erstern) so zu zi[illegible]en weiß, daß sie ihm den Platz ganz dicht beschatten.

Die Bürger der reichen Stadt Infantes empfanden schon zu mehrern malen die Wuth der Feinde. Als man einst auf dem Hofe eines großen Hauses einen todten holländischen Grenadier zufällig aus einem Brunnen zog, wurden nicht nur dieses Haus, sondern auch die benachbarten von dem, auf solche Gelegenheiten wartenden, Militair geplündert, und die Offiziers hatten alle Kraft nöthig, das Plündern der ganzen Stadt zu verhüten. Daß aber doch zuweilen das Plündern begünstiget wird, zeigt die Erlaubniß: daß die Soldaten bei Streifungen im Gebirge, unter dem Vorwande der Erleichterung, ihre Tornister leer mitnehmen dürfen, aber sie bringen diese fast allemal gefüllt zurück, und verkaufen ihre Beute den Bewohnern und den garnisonirenden Soldaten, die zu diesem Ende häufig in die Casernen kommen.

Die Bürger von Infantes übrigens, so wie die dortigen vielen Priester sind schlecht französisch gesinnt; diese machen oft, als Spione der Insurgenten, mit französischen Pässen versehen, Reisen zu denselben. Man verhält sich im ganzen ruhig, spricht indessen doch, und besonders zu Antifranzosen, sehr frei.

Der Weg von hier nach la Solana, welcher keine Chaussée ist, und sich erst bei Manzanares mit der großen Straße von Sevilla vereinigt, gehört unter die angenehmern Spaniens; er führt auf einer großen Strecke an einem mit Gebüsch bewachsenen Bergstrom entlang, welcher sehr kaltes schönes Wasser enthält; auch geht man

eine kleine Strecke durch einen Eichenwald. Die spanischen Eichen ähneln im Holze zwar den Deutschen, nur ihr Blatt ist ganz klein, rund und mit mehrern Stacheln versehn; sie sind auch, so wie alle Holzarten, sehr theuer; und man brennt deßwegen meistens nur das Gesträuche solcher Eichen, oder Rosmarin; auch werden wohl von dem bivouakirenden Militair nicht selten Olivenbaum-Aeste gebrannt, die wegen ihres fetten Safts, selbst ganz grün, eine herrliche Flamme geben.

Auf dem Wege hieher, der leider sehr große unbebaute Plätze hat, findet man vielen Weinbau und Olivenpflanzungen; letztere sind so weitläufig angelegt, daß man noch Getraide oder Wein dazwischen baut und diese hier gezogenen Früchte geben an Güte den andern nichts nach, werden auch mit ihnen zu gleicher Zeit reif.

Die Olivenbäume haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den deutschen Weiden, wachsen im Stamm höchstens 6-7 Fuß hoch, welcher, sobald er alt wird, spaltet, und troz dem ausgefaulten Kern, in jedem seiner Theile, große Kronen treibt; sie bleiben Winter und Sommer grün, ihre Blüte, die sie in der Mitte des Monats Juni treiben, ist der Schleedornblüte ähnlich; die Frucht, die einer unreifen Pflaume gleicht, und die der Spanier gekocht sehr gern ißt, wird erst im December abgenommen, und etwa nach drei Monaten gepreßt; das Oehl wird in Schläuchen, von denen noch weiter unten die Rede seyn wird, aufbewahrt und verfahren. Dieses, so allgemein bekannte, ver-

treffliche Oel wird von den Spaniern zu vielen Speisen benutzt; sie braten z. B. Brot, sieden Aepfel darinn und beides würde jeden Gourmand befriedigen.

Das Städtchen la Solana, wo wir vom 14. auf den 15. August übernachteten, hat mitunter rechte hübsche Häuser, liegt auch in einer fruchtbaren Gegend. Der Weg von hier über La Membrilla, einen großen Flecken, bis Manzanares, ist öde und selten bebaut.

Bei unserer Ankunft in Manzanares, am 15. August, sahen wir viele Anstalten zur Geburtstagsfeier Napoleons machen.

Voraus muß ich einer hier üblichen Gewohnheit, die Häuser bei festlichen Gelegenheiten am Tage durch Behängung mit reichen Zeugen zu schmücken, erwähnen. Es werden zu dem Ende die Thüren und Fenster der bedeutenden Häuser mit auswendig angebrachten schön verschlungenen Festons von Seidenzeugen, mit goldnen oder silbernen Franzen besetzt, verziert, auch die Häuser der Bürger mit großen Teppichen behangen, welches zwar ein sehr buntes, aber nicht unangenehmes Ansehen gewährt, und wie Göthe sagt: „ein treues Bild von den Theilnehmern des Festes giebt." Ich sah eine solche Ausschmückung der Stadt Madrid, am Jahresfeste des Einzuges König Josephs, welche sich recht hübsch ausnahm.

An dem Geburtstage Napoleons war von dem Gouverneur der Provinz, Divisions-General Lorge, eine, dem Volke so liebe, Stierhatze veranstaltet. Auch ich will es

versuchen, dieses National-Volksfest mit einigen Worten zu beschreiben. Der Hauptplatz (Plaza mayor) einer jeden Stadt ist hierzu so vorbereitet, daß man 2 bis 3 Etagen hohe Balkone rings an den Häusern angebracht, und alle Ausgänge der Straßen mit starken Thoren versehen, auch den Platz mit ganz kleinen Steinen gepflastert hat.

Tages zuvor werden durch viele, auf mancherlei Art bewaffnete, Bürger zu Pferde die Stiere (Toros)*) von der Weide hereingeholt, zu welchem Ende mehreres zahmes Vieh mit getrieben wird. Um allen, von den ungezähmten Thieren anzurichtenden Schaden zu verhüten, werden die Eingänge der Querstraßen mit Wagen verrammlet, alle Menschen von den Straßen entfernt und dann treibt man die wilden Stiere in einen am Kampfplatze liegenden Verschlag. Gewöhnlich werden die Gefechte um 4 Uhr Nachmittags eröffnet, aber schon um 1 Uhr sind alle Logen so gefüllt, daß es nur durch Vermittelung bekannter Personen möglich ist, später noch einen Platz zu erhalten.

Gleich nach dem Erscheinen der höchsten Personen wird durch einen Fußkämpfer, (Chulo auch Banderillero) die Thüre der vordern Abtheilung des Verschlages, wo der jedesmal zur Hatze bestimmte Stier hineingeschafft wird, geöffnet; mit schnellen Schritten, vom lauten Freudengeschrei der Zuschauer begrüßt, erscheint er auf dem

*) Man nennt die Stiergefechte selbst „toros."

A. d. R.

Kampfplatze, wo er dann vom Kämpfer zu Pferde, (Picador) der mit einer Lanze bewaffnet ist, empfangen wird.

Hat der Stier Muth, so treffen sie bald auf einander, wo dann nicht selten Roß und Reuter in den Sand gesetzt, oder das arme Pferd, vom wüthenden Stiere in den Dünnen aufgeschlitzt, die Eingeweide nachschleppend, abgeführt wird.

Will das Thier nach mehrern Wunden nicht mehr Stich halten, so erscheinen die schon eben genannten Fußkämpfer. Sie sind mit Banderillas (kleinen hölzernen, mit eiserner hakenförmiger Spitze, und Fähnlein von buntem Papier verzierten Wurfspießen) bewaffnet und gehören zu den leichtfüßigsten und geschicktesten Kämpfern. Mehrere solche Wurfspieße werden dem Stier mit der größten Gewandheit ins Fleisch gestoßen, auch wird er durchs Vorhalten bunter Tücher geneckt. Seine Wuth steigt, er brüllt, stampft die Erde, aber alle Angriffe, die er auf seine Feinde macht, werden gewöhnlich auf das nachdrücklichste abgeschlagen. Lauter Beifallszuruf spornt die Fechter zur Anwendung ihrer größten Geschicklichkeit an, auch wirft man ihnen im Enthusiasmus oft Goldstücke zu.

Ist der Stier ziemlich ermattet, so erscheint, auf einen Wink aus der Hauptloge, der Matador (Tödter) mit einem rothen Tuch und einem langen Messer bewaffnet. Er reizt das Thier auf sich los, und bringt ihm, indem er nach dem Tuche zu stößt, einen Stich zwischen den Schul-

terblättern bei; wird der Stier hierdurch nicht gleich erlegt, so entsteht ein, den Unwillen des Volks ausdrückendes, Pfeifen und Murren, und der Matador muß alle Kraft aufbieten, durch einen geschickten Stoß die Menge zu versöhnen.

Ein die höchste Freude bezeichnender Jubel lohnt dann die vollbrachte That.

Es giebt zuweilen Stiere, die furchtsam auf dem Kampfplatze umherirren, und es nicht wagen, sich zu stellen; diese werden vom Volke geprügelt, auch hetzt man große Hunde auf sie zu, die sie zerfleischen, wornach man sie durch Stiche tödtet.

Es werden auch oft Kühe gehetzt.*) Ein solches Fest sah man am Napoleonstage.

Abends, zum Beschluß dieses Tages, war Ball und Erleuchtung, welche, da man hier wenig Fenster hat, darin besteht, daß man die Balkone mit Fackeln decorirt.

Das Volk strömte nach dem reich erleuchteten Hause des Gouverneurs, äußerte aber keine rauschende Freude, oder sonst feiernden Jubel.

Manzanares, die Hauptstadt der Provinz Mancha, am Flusse Manzanares, ist sehr mittelmäßig

*) Das spanische Rindvieh überhaupt ist sehr schön und edel gebaut, hat ein gesundes Fleisch, und ist ohne Mast, welche hier nie statt findet, immer fett. Meistens wird es durch Schießgewehr erlegt, weil man ihm der Wildheit wegen anders nicht gut beikommen kann.

gebaut, hat etwa 15,000 Einwohner, und liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend. Obgleich sich die Bürger dieser Stadt stets sehr friedlich benommen haben, so hat man doch diesen Ort vor dem Plündern der polnischen Legion und vor dem Abbrechen vieler Häuser, bei Herstellung eines Feldlagers, nicht schützen können.

Während meines frühern Hierseyns habe ich die Landwirthschaft dieser Provinz beobachtet, und stelle meine Resultate, wie ich versprochen habe, nun zusammen.

Leider kann ich von der Frühlings- und Herbstbestellung der Acker- und Saatzeit nur wenig sagen, dagegen über die Erndte, der ich beiwohnte, desto nähere Auskunft geben.

Der wenig hier bearbeitete Acker wird durch schlechte, mit Ochsen oder Eseln bespannte, Maschinen sehr flach gepflügt; er bestehet aus gelben steinigtem Sand, doch ohne Kiesel; in manchen Gegenden, z. B. bei Manzanares, giebt es auch schwarzen Boden. Der Saame wird sehr verschwenderisch ausgestreut, ein Beweis, daß die Spanier nach gar keinen wahren ökonomischen Grundsätzen handeln; selbst den Flachs säen sie so dicht, daß er, um das Ersticken der Pflanzen zu verhüten, in der frühesten Jugend fasthalb ausgerauft werden muß.

Der Acker wird selten gedüngt; meistens geschieht dieß durch die Behütung der wandernden Heerden, (trashumantes.)

Schon in der Mitte des Monats Juni wird die

Gerste (Cebada) geerndtet, welche hier zuerst reift; etwa 3 Wochen später kommt die Reihe an den Roggen (Centeno) und im letzten Drittheil des Monats Juli an den Weitzen (Trigo candeal). *)

Kartoffeln (Partatas), welche hier für ganz Spanien überflüssig (jedoch in der Regel nur für den Ausländer) gebaut werden, sind zu Ende des Juni schon reif.

Das Mähen des Getreides geschiehet mit Sicheln; man bindet es in kleine Garben, und führt es auf den Gemeinde-Dreschplatz, deren es mehrere bei jedem Orte giebt.

Diese Gemeinde-Dreschplätze, welche etwa die Größe von $\frac{1}{2}$ Morgen haben, sind mit ganz kleinen spitzen Steinen gepflastert. Man legt auf diesen das aufgebundene Getreide zirkelförmig, etwa 30 F. im Durchmesser an, wo man es dann durch eine Dresch-Maschine, (Trillo **) welche mit 2 Mauleseln bespannt von einem Buben, der sich darauf setzt, geleitet wird, so lange überschleift, bis das Stroh kaum Finger lang bleibt. Alsdann wird es, und zwar jeden Abend, durchs Werfen gegen den Wind,

*) Trigo heißt Weitzen überhaupt; das Beiwort candeal bezeichnet aber denjenigen, der das weißeste Mehl giebt, woraus die Weißbrödchen (candeals) gebacken werden.

A. d. Red.

**) Trillo bedeutet auch zugleich das Dreschgeschäft und die Dreschzeit.

A. d. Red.

gereiniget, in Säcke gemessen, und durch Steinesel nach Hause getragen. Die vorgenannte Dresch-Maschine, welche die Stelle unsers Dreschflegels vertritt, besteht in einer aus $1\frac{1}{2}$ Zoll starken Pfosten, vom härtesten Holze, zusammengefügten Schleife, die etwa 6 Fuß lang, 2 — 3 Fuß breit, am einen Ende, wie eine Schlittenkufe, aufwärtsgeschweift und mit 2 Leisten versehen ist. In dieser sind auf der untern convexen Seite, in eingemeißelten kleinen Ritzen, spitze, dem Marmor ähnliche, Steine (Feuersteine) eingeklemmt, welche durch die Last des darauf sitzenden Knaben auf das Getreide gedrückt, das Stroh zerschneiden und die Körner zugleich absondern. *) Die etwa verloren gehenden Steine werden an jedem Abend sorgfältig wieder ersetzt.

Die Maschine wird durch zwei Maulesel, welche an einen losen Schwengel, der an der vordern Leiste durch einen eisernen Ring bevestigt ist, auf dem Getreide immer rund herum gezogen.

Um Sieblen zu sparen, spannt man jedes Maulthier nur mit einer an; man hängt zu diesem Ende demselben einen dicken Sack, (oder, wie hier am gewöhnlichsten, ein zusammengerolltes Stück Tuch) um den Hals, welchen man auf der Brust zusammen bindet, legt nun die am einen Ende des Schwengels bevestigte, auf der größten Hälfte von breitem Gurt verfertigten, Sieble, in deren Mitte sich ein Ende Gurt befindet, woran vorn ein großer

*) M. s. d. Kupfer, Fig. 1.

Knoten, so wie am vordersten Ende der Hauptsiehle eine Schlinge angebracht ist, dergestalt über den, durch das Stück Tuch geschützten, Nacken, auf die Brust des Esels, daß er innerhalb derselben steht, indem sie unter dem Bauche zwischen den vordern und hintern Füßen zugeknüpft ist.

Diese Art zu dreschen erspart die großen Ausgaben der Scheuern, und giebt dem Landmann Muße für den Winter.

Die Witterung, auf deren Trockenheit er sich in den Monaten Junius, Julius, August und September fast sicher verlassen kann, begünstigt diese Arbeit, und schon im Anfange des Septembers ist, da diese Methode sehr fördert, alles Getreide in den Speichern.

Der Hitze auszuweichen, fährt man vielfältig in den so schönen sternenhellen Nächten das Getreide von den Feldern nach dem Dreschplatz, so wie von diesem das Stroh nach Hause, welches dort in irgend einem Winkel, auch wohl unterm Dache aufgeschüttet wird.

Jeder Stadtbürger hat Länderei, welche aber mitunter 2 Stunden von den Wohnungen entfernt sind. In der Säe- und Erndtezeit geht der Feldbesitzer gehörig mit Speise, besonders aber mit Wasser versehn, welches ein Maulesel trägt, auf seinen Acker, und kehrt, ausgenommen Sonntags, nicht eher wieder, bis er mit seiner Arbeit ganz fertig ist, und in der Erndte das Getreide in den Säcken hat. Er schläft in dieser ganzen Zeit unter freiem

Himmel, mit seinem großen Mantel (Capa) bedeckt, und genießt nur Brod, Frucht, wenig Wein und viel Wasser, raucht auch zur Delice Morgens und Abends eine Zigarre.

Es wird in den meisten Gegenden von Spanien kein Heu gemacht; denn das Rindvieh, die Schaafe, und die noch nicht zur Arbeit tauglichen jungen Maul- und Steinesel bleiben Winter und Sommer auf der Weide; die zur Arbeit erforderlichen Esel werden mit Getreide und Stroh gefüttert und haben ihren Platz im Wohnhause.

Die Provinz La Mancha erzeugt, zum schönen Beweise ihrer Fruchtbarkeit, viel Oehl und Wein, und mehr Getreide als sie braucht. Sie hat ausgezeichnet schönes Rindvieh. Wie sehr könnte diese herrliche Landschaft, wäre sie besser bevölkert, die übrigen dürftigern Provinzen unterstützen! Wie könnte man die spanische Krone mit einem neuen glänzenden Brillant verschönern, würde auf die bessere Bevölkerung und Anbauung dieser Provinz in der Folge mehrere Sorgfalt verwendet! Wie muß man leider aber jetzt bedauern, daß dadurch, daß der Krieg hier besonders schrecklich wüthete, dieser ohnehin todte Erdstrich noch mehr entvölkert wird. Wie trauert der Patriot, der fühlende Mensch, beim Anblicke der oft vier und mehrere Stunden langen unbebauten Ebenen, und wie noch mehr, bei der Ansicht von Wohnungen, die jetzt Menschen-leer und zerstört da liegen.

Welch ein schönes Fürstenthum könnte diese Provinz unter der Leitung eines gütigen Monarchen werden, der es

verstände, die Herzen seiner Unterthanen mit dem schönen Bande der Vaterliebe an das seine zu knüpfen! Doch es ist ja alles dem Wechsel unterworfen, statt der Klage also: die alles belebende Hoffnung! —

Ich hielt mich den größten Theil meiner Anwesenheit in Spanien in der La Mancha auf; dieß wird mich entschuldigen, wenn ich besonders hier nur Schritt vor Schritt gehe.

Schon oben erwähnte ich des vielen Weins, den diese Provinz erzeugt. Der bei dem Städtchen Valdepennas wachsende, von ihm benannte, ist der berühmteste; nächst dem der bei Manzanares.

Die spanischen Weintrauben (Uvas) wachsen nicht, wie in Deutschland und dem größten Theile von Frankreich, nur in Bergen und an dünnen, an Spalieren aufgezogenen Reben, aus, mit Dünger und Erde bedeckten Ranken; sie werden nicht durch eine unsägliche, saure Arbeit dem Boden erpreßt; nein, sie wachsen an einem, zwei bis drei Fuß über die Erde erhabenen, oft Arm starken, schwarzen Rebenstocke, der ein Gebiet von wenigstens $1\frac{1}{2}$ □ Ruthe beherrscht, und diesen Raum mit Reben, die ihm alle Frühjahre geraubt werden, bezieht; unangebunden, ungekünstelt liegt hier die herrliche Frucht, schon in der Mitte des Augusts reifend, in mehr als Pfund schweren Trauben auf ihrer lieben Muttererde, und wird von dem üppigen, in Oehl getaucht scheinenden, Blatte vor den zu heftig brennenden Sonnenstrahlen geschützt.

Der meiste Wein ist roth, oder besser zu sagen schwarz (Vino tinto); der weiße (Vino blanco) ist schlecht, hat eine trübe Farbe, und wird nicht viel erbaut.

Nur im Frühjahre geht der Spanier in den Weinberg, um die Reben abzuschneiden, den Stamm vom Moose zu reinigen, und die Erde in kleine hohe spitze Stücke zu hacken. Das übrige überläßt er der gütigen Natur, die ihn jedesmal für sein Vertrauen so reichlich belohnt, daß er es möglich machen kann, 1 ℔ Trauben für 1 Sous zu verkaufen, ja ihn wohl gar nöthiget, ein Faß voll Wein, für ein gleich leeres Faß zu tauschen.

Bei dem Keltern der Trauben gehen die Spaniern noch sehr zwecklos und verschwenderisch um, und werfen, was schon so lange selbst von gebildeten gereisten Spaniern getadelt wird, den so schönen kräftigen Trest ungenützt weg, statt daß sie, wie in Frankreich, den herrlichsten Brandtwein (Aquardiente) daraus erhalten konnten, welches Getränk jetzt, Gott weiß, aus was für Substanzen zusammengesetzt und sehr schlecht ist.

Der Wein wird nie geschwefelt, und in ledernen Schläuchen (Odre) aufbewahrt, auch in denselben transportirt. Nach diesen Schläuchen bekommt der Wein einen sehr picanten, für den Fremden anfangs wohl etwas widerlichen Geschmack, hält sich aber in denselben, hauptsächlich durch das Uebergießen mit Oliven-Oehl, sehr gut.

Die Schläuche werden aus Schweins- oder auch gegerbten Rindsfellen, (die rauche Seite mit einer flüssigen

Composition von Pech bestrichen, und inwendig wässerfest zugemacht) verfertigt; sie ähneln in ihrer Figur meistens einem vierfüßigen Thiere ohne Kopf; am Halse wird der Schlauch durch Zubinden verschlossen.

Auch wird der Wein in sehr großen, wohl acht Fuß hohen und vier bis fünf Fuß weiten steinernen Töpfen, ebenfalls mit Oehl begossen, aufbewahrt.

* * *

Die Hauptbeschäftigung der spanischen Frauenzimmer der mittlern und untern Klasse ist das Spinnen der, schon roh, braungefärbten Wolle, welche sie zum Theil an Fabriken oder auch an einzelne Tuchwirker verkaufen. Sie bedienen sich dazu keines Rockens, sondern nur einer Spindel, um welche sich der Faden wickelt, und eines an der Hüfte in den Rock festgesteckten, oben aufgeschlitzten Rohrs, wo sie das Ende der vorher in eine lange Flokke gezupften und der zusammengelegten Wolle einklemmen. Sie liefern feines und gleiches Gespinnst.

Die Einwohner der Provinz La Mancha stehen den Kastilianern an äußerer Schönheit weit nach. Schon die Vornehmern sind nicht schön. Die Frauenzimmer der niedern Klassen sind klein, fett und häßlich, tragen sich Winter und Sommer in wollener Kleidung, dick und ohne Geschmack behangen. Ihr nationaler Staat ist ein Schleier (Mantilla) *) und ein Fächer (Abanico); diese beiden Stücke fehlen nie.

*) Mantilla ist hier wohl mit Albarema oder Velo verwechselt

Die Gestalten und Gesichtszüge der Männer sind hervorstechender. Da fast durch ganz Spanien eine National-Tracht herrscht, so werde ich diese weiter unten im Allgemeinen beschreiben.

Die Einwohner dieser Provinz sind, trotz der vielen Leiden, die sie erduldeten, und durch die in manchen Städten statt habende Einquartirung noch erdulden, immer froh, welches sie besonders durch vieles Singen, durch Liebhaberei zur Musik und zum Tanze zu erkennen geben.

Auf mein Bitten war mein Freund, D. Antonio Cantalejo, so gütig, einmal in unsre Abendgesellschaft die Guitarre mitzubringen. Er spielte auf das laute freudige Verlangen der ganzen Gesellschaft einige Tanzmusik, die keinen Sinn hatte, sang aber nachher mehrere Romanzen mit der Begleitung, welche so kunst- und sinnreich waren, und von ihm mit so vieler Empfindung vorgetragen wurden, daß man in wahrhaftes Entzücken gerieth. Die spanische Sprache hat viele Melodie und die Sänger legen ein Gefühl hinein, welches nur starke Menschen haben können.

In dieser Provinz halten sich eine Menge giftiger Thiere und Insekten auf, von denen ich blos Schlangen und besonders Eidechsen von bedeutender Größe, so wie Scorpione und die Tarantel-Spinne nennen will. Ich

worden. Mantilla ist der eigentliche Frauenmantel; Velo, Alharema bedeuten aber den Schleier, den auch die Nonne trägt.

A. d. Red.

sahe eine Eidechse, deren ganze Länge mit dem Schwanze 14 Zoll betrug; sie war schön gefleckt und sehr böse.

Die Tarantel, von der so viel Sonderbares schon erzählt worden ist, hält sich häufig in Portugall und in Spanien, vorzugsweise in der Provinz La Mancha, auf, ist einer etwa ½ Zoll im Durchmesser großen schwarzen Kugel ähnlich, hat sechs Beine, baut sich an Gesträuchen ein trichterförmiges Nest, ist sehr giftreich, verwundet, wenn sie gereizt wird, und ihr Stich ist dann leicht tödtlich.

Bei meiner Anwesenheit in Manzanares wurde ein Bürger, der, als er vom Felde zurückkehrte, wo ihm eine Tarantel in den Schuh gefallen war, beim Ausziehen desselben, als er sie an den Fuß drückte, gestochen.

Man ist in Spanien, oder, wenn ich nicht irre, in Italien, wo dieses Thier auch sein Wesen treibt, durch den Zufall auf eine Methode gekommen, die bei dem Kranken als einziges Rettungsmittel angewendet wird; wirkt diese nicht, so schwillt ihm der Kopf ungeheuer, und er muß in einigen Tagen, unter den fürchterlichsten Quaalen, seinen Geist aufgeben.

Die Kurart klingt so märchenhaft, daß man sie selbst mit angesehen haben muß, um ihr Glauben beizumessen.

Durch die Güte meines Freundes, Cantalejo, habe ich Gelegenheit gehabt, die Behandlungsart eben jenes Mannes und den darüber von den deutschen und französischen Aerzten angestellten Untersuchungen beizuwohnen.

Vor allem ist wahr, daß die Musik auf die Taran-

tel eine Wirkung macht, deren Folge tanzartige Convulsionen sind. Man höre.

Der Kranke befand sich in einem Ohnmacht ähnlichen Zustande, fortdauernd schwitzend und so ermattet, daß er kaum seiner sich bewußt war. Man machte zum Versuch der Heilung auf einer Guitarre eine starke Musik in $\frac{3}{8}$ Takt; nachdem diese eine Weile fortgesetzt war, fing der verwundete Theil, *ohne alles Zuthun des Kranken* an, sich zu bewegen, diese Bewegung theilte sich bald seinem ganzen Körper mit, und in der höchsten Wirkung derselben sprang er vom Lager auf und tanzte, und zwar so lange, bis er, nachdem die Musik abnahm und schwieg, ohnmächtig zu Boden fiel, und die Zuckungen in der verkehrten Ordnung wie vorher wieder nachließen. Jede Wiederholung der Musik brachte eine Wiederholung des Tanzes hervor. So lange die Musik noch diese Wirkung hervorbringt, ist der Kranke noch nicht vom eigentlichen Uebel befreit; die Besserung beginnt gewöhnlich am dritten Tage. Alsdann gebraucht er, um sich von der angreifenden Kur zu erholen, stärkende Mittel und ist nach wieder erlangten Kräften außer aller Gefahr vor etwaigen übeln Folgen.

Bis zum Schaudern ergreift der Anblick des Unglücklichen, der, ohne sein Zuthun, ohne seinen Willen, als bloße Maschine, der Musik folgen muß; er ist in einen Tanzbär verwandelt.

Zehn Tage nach dem Stiche ging der Mann wieder, vollkommen hergestellt, aus.

Die Wunde selbst ist ganz unbedeutend und der von einem Mücken- oder Stecknadel-Stiche gleich.

* * *

Es giebt bei Manzanares einige Gemüß-Gärten, die mit großem Fleiße bearbeitet werden. Sie liegen in den Olivenpflanzungen und sind nicht eingezäunt; unumgänglich nöthige Bedürfnisse der spanischen Gemüß-Gärten sind Brunnen, weil sie der großen Hitze wegen alle Abende gewässert werden müssen. Dieß ist auch selbst bei den Erdäpfel-Gärten der Fall. Man erbaut hier meistens Sallat (Escarola *) und Gurken (Pepinos), Knoblauch-Zwiebeln (Cebolla ascalonia), Melonen (Melon), Kürbis (Calabacera oder Calabaza) und Bohnen (Habas).

Sallat und Gurken sind die Lieblings-Gemüße der Spanier; sie essen sie, so wie den Knoblauch und die Zwiebeln, ohne weitern Zusatz, mit etwas Salz zum Brode mit dem größten Geschmack, doch ich müßte mich selbst belügen, wenn ich ihrem Geschmack beistimmen wollte.

Das herrliche Kühlungsmittel, die Melonen, werden von den klügern Spaniern zwar sehr gern, aber nur am Abend gegessen.

*) Eigentlich Ensalado; Escarola ist Feldlattig.

A. d. Red.

Kürbisse werden in kleinen Portionen an Fleischsuppen geschnitten; man verkauft sie schon zerschnitten.

Um sich das, jeden Abend vorzunehmende, Bewässern der Gärten möglichst zu erleichtern, hat man den Brunnen in der Mitte desselben angelegt, und um seine, etwa fünf Fuß über die Erde aufgemauerte Einfassung, einen oben flachen, jedoch so breiten Hügel gebildet, daß ein Maulesel bequem herumgehen kann.

Durch ein einfaches leichtes Getriebe schafft nun der Esel das Wasser zu Tage, und die Beete sind so angelegt, daß sie, ohne weiteres zu thun, als vermittelst des Durchstechens der kleinen vor der Rinne befindlichen Erddamme, welches durch ein Kind geschieht, von selbst bewässert werden. Die beigefügte Zeichnung wird dieß deutlich machen *).

Angenommen A sey der Brunnen, und b eine hölzerne, nach Gefallen zu verlegende Rinne; durch diese gelangt das Wasser in die Hauptrinne B; kommt es nach c 1, so durchfährt man ein kleines Dämmchen, welches die Rinne c e schützt, und das Wasser läuft gemäß dem angebrachten kleinen Gefälle nach e, f, g und h; hat es diese Strecke durchlaufen, so wird der Damm c wieder hergestellt, das Wasser geht nach c 2 und macht dort eben diesen Lauf. Sind die Beete auf beiden Seiten der einen Hauptrinne bewässert, so verlegt man entweder die Rinne

*) M. s. d. Kupfer. Fig. 2.

B oder nimmt seine Zuflucht zu den Verbindungs-Rinnen e i und i k.

Sie werden einsehn, mit wie weniger Mühe hier ein Knabe, oder ein alter Mann, einen großen Garten bewässern kann.

Achter Brief.

Villa rubia de los Ojos de Guadiana. Beschreibung einer spanischen Beerdigung. Von dem spanischen Pfaffenthume.

Der acht Stunden lange Weg hierher ist im Gebiet von Manzanares noch ziemlich gut bebaut; man trifft Oliven und Weinpflanzungen und Getraidefelder an, auch ist hier der Wein zwischen den Oliven gepflanzt, und beide Gewächse stehen in voller Kraft. Der übrige Theil dieses Weges ist hingegen sehr öde, und führt durch die großen Sümpfe des Guadiana, der hier entspringt. Man findet auf der ganzen Tour nur etwa drei demolirte Häuser. Mehrere 1000 Hufen des herrlichsten Landes, mit ellenhohem Grase bewachsen, liegen hier ungenützt, und man wagt nicht einmal das Gras abzuweiden. Sieht ein Hirte Soldaten von weitem, so treibt er sein Vieh möglichst schleunig abwärts, weil er aus Erfahrung weiß, daß die Schaafe und Kälber für diese ein anziehender Magnet sind.

Die Stadt Villa rubia, welche am Fuße eines hohen nackten Gebirges liegt, ist klein, hat aber, so wie fast alle spanische Städte, einen geräumigen regulairen Markt, der auch hier (wie in Spanien überhaupt) seine Entstehung vorzüglich den Stierhatzen zu verdanken haben mag. Dem Grafen von Villa rubia gehören die, in Spanien berühmten, sehr großen Heerden wilder, zum Stiergefecht vorzüglich schöner und muthiger Ochsen.

Zu jedem Madrider oder andern großen Stiergefechte kauft man hier das Vieh.

Auch giebt es herrliche Olivenpflanzungen hier; sonst aber ist die Gegend bis auf einige nahegelegene Felder, womit sich die genügsamen Einwohner ernähren, leider unbebaut.

Da sah ich zum erstenmale ein spanisches Begräbniß.

Sie werden sich leicht denken, daß dieß nicht ohne vieles Geld kostende Prozessionen und Ceremonien abgehet, denn in diesen Fällen sind die Pfaffen erfinderisch, und lassen sich nichts nehmen.

Nur die Ausgabe für den Sarg wird hier erspart; man giebt die Todten der Mutter-Erde nackt, wie sie dieselbe bei ihrer Geburt gab, wieder.

Die Todtenbahre ist mit einem etwa sechs Zoll hohen leichten Geländer umgeben; wird mit einem weißen Tuche bedeckt, und darauf der blos mit einem Hemde bekleidete Leichnam gelegt; das unter dem Kopfe befindliche Kissen

deckt auch ein weißes Tuch; man faltet dem Todten die Hände und bindet selbige, mit einem Kruzifix und dem Rosenkranz behangen, zusammen. So trägt man die Leiche unter vielem Gesange, und mit Begleitung des größten Theils der Orts-Bewohner nach der Kirche. Nachdem sich hier einige Geistliche heißer geplappert, gemurmelt ꝛc. haben, und einige Pfund (jedoch von den Leidtragenden selbst mitgebrachtes) geweihetes Wachslicht verbrannt sind, auch während der Messe ein Todtenopfer eingesammelt worden ist, trägt man den Todten ohne priesterliche Begleitung auf den Kirchhof. Hier legt man ihn in die kleine Gruft, bedeckt ihm das Gesicht mit dem oben erwähnten Tuch, beschüttet ihn bis zur halben Höhe des Grabes mit Erde, und stampft diese dann mit großen Schlägeln fest, fährt auch mit dem Ausfüllen und Feststampfen so lange fort, bis das Grab der Erde gleich ist; nun wird ein Kreuz eingesetzt, um die Stelle zu bezeichnen. Ich finde diese Art des Einscharrens nicht nur natürlich, sondern das Feststampfen der Erde auch der so schädlichen Ausdünstungen wegen zweckmäßig.

Hier ergreife ich die Gelegenheit, um von der Geistlichkeit in Spanien überhaupt etwas zu sagen, da ich in Villa rubia vornämlich Gelegenheit hätte, das unverschleierte Betragen derselben, so wie ihr Verhältniß im Allgemeinen zu beobachten. Da diese Caste auch in neuern Zeiten viel Aufsehn erregte, so hoffe ich um so mehr, Ihr Interesse dafür mir zu verschaffen.

Die Zahl der Priester verhält sich zur Pöpulation Spaniens gewiß wie 1 zu 15. Diese große Menge ließ, sobald man unter dem Priester hauptsächlich den Volks-Lehrer sich denkt, auf eine bedeutende Bildung, von welcher wahre Aufgeklärtheit unzertrennlich ist, schließen. Doch wie sehr man diese dort vermißt, das ist ja allbekannt. Dem Beobachter muß sich hier die Frage aufdringen, wie dieß zugehe? Will man bei Beantwortung derselben den Grund suchen, so muß man wohl die Lehrer kennen lernen, denn meistens nach dem Lehrer bildet sich der Schüler; ist der Lehrer, so wie hier, mit einem solchen unumschränkten Einflusse durch seine Macht zur Vergebung der Sünden, durch das Auf- und Zuschließen des Himmels u. s. w. bewaffnet, so stehen ihm keine Hindernisse im Wege, sein Werk mit glänzendem Erfolge durchzuführen; sieht man aber, wie hier, leider das Gegentheil, so muß es wohl theils an der Kraft, theils — und wohl vorzüglich am Willen der Lehrer, nicht aber am Volke, welches seine Gelehrigkeit in der pünktlichen Befolgung und dem treuen Anhange an die ihm vorgeschriebene Bahn beweißt, liegen. Doch wie ist es anders möglich, wenn das Volk auf zwecklose, zeitraubende Religions-Gebräuche beschränkt, wenn sogar sein blinder Glaube zur Ausführung schädlicher Pläne gemißbraucht wird. So verwandelt sich der schöne Beruf des Lehrers in die elende Rolle eines Gauklers, eines Menschen, der sein Ansehen und die ihm aufgeschlossenen Herzen nur dazu anwendet,

seine eigenen Neigungen und Leidenschaften zu befriedigen, und das ihm anvertraute heiligste Pfand zu vergeuden.

Die Priester sind in Spanien ein Stand, der theils von reichen Leuten, um ihre Tage ruhig (d. h. von Arbeit frei) möglichst zu verleben, theils von armen Leuten, als die einzig mögliche Art trotz ihrer Armuth einst ein bequemes mangelloses Leben führen zu können, erwählt wird.

Die erforderlichen Kenntnisse zur Erlangung der Priesterwürde bestehen in einer bestimmten Fertigkeit bei Uebung der äußerlichen Religions-Gebräuche, des dazu nöthigen elenden Latein, und in der Bekanntschaft mit einem Auszuge der Bibel. Sonst wird nichts von ihnen verlangt, und eine große Ausnahme ist es, wenn etwa irgend Einer unter ihnen Begriffe von der Mathematik, der Astronomie, der innern und äußern Form anderer Länder, der Weltgeschichte und mehrerer dem Volkslehrer so nützlichen Kenntnisse besitzt. Solche Gelehrte werden gewöhnlich auf den Gymnasien und Universitäten als Patres und Professoren angestellt. Zu leugnen ist es zwar nicht, daß einige zu ihrem Vergnügen diese oder jene Wissenschaft oder Kunst studiren. Diese haben sich aber dadurch auch in eine, allen ihren Mitbrüdern eingeflößte, Achtung gesetzt.

Hierbei muß ich jedoch als ehrenvolle Rettung der Spanier selbst bemerken, wie unter den andern Ständen, besonders unter den vornehmern Adlichen (Grandes) vie-

le sehr kenntnißreiche und kluge Männer sind, die dem Staate entweder durch ihr Amt oder durch Schriftstellerey nützlich werden.

Das ganze Thun der Priester besteht in den Morgenstunden in Lesung der gesetzlichen Anzahl Messen, und um 4 Uhr Nachmittags in Absingung des Chors. Einen schweren Tag hat der spanische Priester seiner Meinung nach an den Sonn- und Festtagen.

Die viele übrige Zeit vertreiben sie sich damit, daß sie sich auf den Straßen in Haufen stellen, und stundenlang plaudern, dann aus einem Bürgerhause in das andere schleichen, und entweder ihre Absichten auf die Frauen oder Töchter, oder auf die dampfende Schüssel und besonders den Pocal geltend machen. Merkwürdige Beispiele haben mich überzeugt, daß der Mann nichts gegen den Umgang seiner Frau mit den ehrwürdigen Herren haben darf, ja daß er (bei den niedern Ständen) dadurch sich geehrt findet oder finden muß.

Der Nachmittag und Abend ist bei vielen dem Kartenspielen gewidmet, und ich habe nicht selten gesehn, daß sie bei entstandenen Streitigkeiten, oft nur über den Werth einiger Pfennige, sich bis zu Thätlichkeiten unter einander vergaßen.

Trieben sie ihr Wesen noch im Geheimen, verhüllten sie es noch unter ihren weiten Mänteln, so möchte es immer unter dem Namen Menschlichkeiten hingehen, aber offen, vor den Augen der Nation, mit der ruhigsten

Miene, treiben sie ihre Greuel, und scheinen nicht einmal zu wissen, daß das Beispiel des Lehrers es ist, was auf die Schüler einen großen Eindruck macht.

Aber, werden Sie jetzt mit Erstaunen fragen, worauf begründet sich denn ihr Ansehen?

Auf die Macht, die ihnen selbst von der Regierung in die Hände gelegt ist, antworte ich.

Wehe dem Bürger, der es, sey er auch der beste, klügste Mann, wagen sollte, dem Pfaffenthum etwas in den Weg zu legen; und schaudert er zurück vor den Planen des hochehrwürdigen Lehrers, empört sich sein Gefühl, fühlt er Mitleiden mit der beleidigten Menschheit, so wage er es ja nicht, es laut werden zu lassen, sonst ist sein und seiner Familie Unglück unterzeichnet. An Gottes Statt dünken sie sich hier, und strafen jedes Nachdenken, jede rechtliche Beurtheilung ihrer Handlungen. Schwarze Brut, wäre dein Mantel noch einmal so weit, er bedeckte noch lange nicht dein Gewissen! —

Wer kennt nicht die Greuel, die diese Menschen unter dem Namen „das heilige Gericht" (Inquisition) verübten? Wer kennt nicht die schändlichen Folgen ihres Einflusses auf den Thron, welcher ihnen leider selbst die Waffen, sich des Monarchen und des Volks zu bemächtigen, in die Hand gab? Ich beziehe mich in diesem, meinem Urtheile auf das Werk des so unpartheiischen würdigen Ritters Bourgoing, „Neue Reise durch Spanien vom Jahre 82 — 88, oder vollständige

Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes dieser Monarchie, in allen ihren verschiedenen Zweigen, (2 Bände mit Zusätzen und Verbesserungen von C. A. Fischer) wo er im ersten Theile S. 183 sagt:

„Die Weltgeistlichen, und selbst die Mönche, „mischen sich bisweilen, unter dem Vorwande der „Gewissensleitung, in zeitliche Angelegenheiten und „mißbrauchen das Vertrauen, das ihnen eine übermäßige Folgsamkeit schenkt."

Wie hätten diese Menschen ein Volk aus dem Staube heben und beglücken können, bei dem sie so offene Herzen, so schön vereinte Kräfte fanden, und was haben sie daraus gemacht? — — —

Ein Volk, das kaum noch in der Mine die alte Größe trägt, das sich den unsinnigsten Gesetzen, der schrecklichsten Sclaverei, ruhig ihr Gewissen in andere Hände legend, unterwirft, das durch die Pfaffen, hinter dem Spiegel der Religion, angetrieben worden ist, um sich frei zu machen!

Aber auch den physischen Kräften des Staates ist die Geistlichkeit höchst nachtheilig, indem nicht nur eine große Menge arbeitsfähiger Hände, (nach der Angabe der Franzosen 60,000) dem Staate entzogen wird, sondern auch und hauptsächlich dadurch, daß ein sehr großer Theil des Bodens als unmittelbares Eigenthum in ihren Händen liegt. Ich beziehe mich hier wieder auf Bourgoings Autorität, und

setzt seine Raisonnements hierüber, in der Hoffnung, daß Ihnen, mein geduldiger, Gründlichkeit liebender Freund! dieß nicht unlieb seyn wird, hieher. *)

„In Spanien besteht noch ein sehr großer, aus einer „übel verstandenen Frömmigkeit entsprungener Miß„brauch, nämlich: der außerordentliche Reichthum „der Geistlichkeit und der Mönche. Die großen gefür„steten deutschen Bisthümer ausgenommen, giebt es in „der ganzen katholischen Christenheit keine so reichen „Prälaturen, als in Spanien. Die Erzbischöffe von „Toledo, von Sevilla, von St. Jago, von Valentia, „von Saragossa u. s. w. haben mehr Einkünfte, als ir„gend einer der unsrigen. Es giebt Klöster, und vor„züglich Carthäuser, deren Güter den größten Theil „der Landschaft ausmachen, worin sie liegen, und der„gleichen fromme Stiftungen vermehren, indem sie die „Gegend um sich her entvölkern und aussaugen, noch „überdieß das Elend und die Faullenzerei durch die un„vernünftige Mildthätigkeit, womit sie dieselben un„terhalten. Gallizien ist hiervon vorzüglich ein auf„fallendes Beispiel. Zwei Drittheile dieser Provinz „besitzen die Geistlichkeit und Mönche. Daher ist Gal„lizien, ungeachtet es von der, hier alle Lebensbedürf„nisse im Ueberflusse hervorbringenden, Natur beson„ders begünstiget wird, doch vielleicht derjenige Theil

*) A. a. O. Th. 1. S. 191.

„von Spanien, welcher an Kenntnissen und Betriebs„samkeit auf der untersten Stufe steht."

Glückliche Deutsche, preißt eure Regenten und Volkslehrer! ihr dürft denken, sprechen, lesen, dürft nach der Stimme eures Verstandes und Gefühles noch loben und tadeln! —

Neunter Brief.

Consuegra. Mora. Toledo. Illescas. Madrid. Leben und Handel. Der botanische Garten. Buen Retiro. Pallast des Königs. Naturalien-Kabinett. Bibliothek. Klosterkirche de los Salesos. Preise der Lebensmittel. Trachten. Lebensweise. Mann und Frau. Abschied von Madrid.

Auf einem sehr steinigten Wege, der sich längst einer Gebirgskette hinzieht, und leider, statt durch Wein und Getreide-Felder, durch Rosmarin-Haiden führt, gelangten wir am 18. August 1810 nach Consuegra. Die kleine schlechte Stadt liegt an einem ziemlich hohen, mit einem starken Castell versehenen Berge, dessen Kanonen die Stadtbewohner und die in der Gegend sich aufhaltenden Insurgenten in Respeckt erhält. Dessen ungeachtet war ein Haufe derselben nur erst in voriger Nacht hier gewesen, und hatte sich Lebensmittel geholt. Auf dem Wege von Villa rubia hieher, hat in dem Dorfe Porta la Piche eine

Etäpe angelegt werden müssen, weil hier fast jeder Courier aufgefangen wurde und dabei die Escorten immer viel litten.

Die Besatzung hat sich verschanzen müssen, und lebt meistens von dem, was sie denen auf den Landstraßen ziehenden Bauern abnehmen kann.

Der Weg nach dem niedlichen Städtchen Mora, in Neu-Castilien, führt durch viele Wein- und Getreide-Felder.

Um der drückenden Hitze auszuweichen, marschirten wir meistens des Nachts, wo man es aber, troß der überaus starken Tageswärme, nicht vor Kälte auf dem Wagen auszuhalten vermochte. In diesen Nächten wird wieder belebt, was am Tage fast verschmachtet.

Durch sehr angenehme Gegenden gelangten wir am 20. August über den Flecken Almorosi, an welchem ein bedeutender, durch ein starkes Fort vertheidigter, Berg liegt, und dessen Besitznahme den Deutschen, besonders aber den polnischen Truppen viel Ehre machte, (wobei diese eine große Menge Todte auf dem Platze ließen) in Toledo an.

Toledo, am linken Ufer des Tajo gelegen, über den eine schöne steinerne Brücke nach der, mit Mauern umgebenen, Stadt führt, ist der Sitz des ersten Reichserzbischoffes, welcher sonst von königl. Geblüte seyn mußte.

Die Stadt liegt auf einem Berge, ist ziemlich groß

und soll 70 bis 80,000 Einwohner *) haben. Auf dem höchsten Punkte derselben liegt ein schönes, leider jetzt ruinirtes, Castel. Der Brücke gegenüber erhebt sich ein hoher Berg, der auch ein vestes Schloß hat.

Toledo hat unter den Städten Spaniens, die ich sah, die schönste Lage, dicht an den hohen Felsenufern des Tajo, welche herrliche Parthien bilden; dieser fließt dann durch einige, dem Auge, welches hier leider, außer den Wein- und Olivenpflanzungen, nichts als gelbes verdorrtes Gras zu sehen bekommt, so wohlthuende Wiesen, an deren Gränzen, so wie auch an einigen Promenaden herrliche Baumgruppen der Gegend Leben und Reiz geben.

Leider darf man hier keine Spaziergänge wagen, weil sich einzelne Insurgenten in und nahe bei der Stadt aufhalten, die schon Manchem den Garaus machten, während er der schönen Natur sich freuend herumstrich.

Die Stadt hat Mangel an Wasser, welches ein hiesiger Handelsartikel ist. Doch ist es nicht zu theuer und dient vielen Armen zum guten Erwerb. Den meisten Bedarf schafft man aus einer schönen, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt belegenen, Fontaine auf Steineseln herbei.

Die Kirche und das dazu gehörige Schloß des Erzbischoffes gehören unter die größten und schönsten Werke dieser Gattung, die ich sah. Jene ist ein wahres Depot herrlicher seltner Kunstwerke aller Art; hat einen nicht zu

*) Nach andern nur 25 bis 30,000. A. d. Red.

schätzenden Reichthum, ist ungeheuer groß und verschwenderisch schön gebaut. Der Thurm ist ein Meisterstück der italiänischen und ächt gothischen Bauart, kühn und vest. Ein zweiter, neuerer, kleiner Thurm ist blos wegen einer goldnen Glocke, die in ihm hängt, erbaut worden. Bei der Kirche ist um einen Garten eine Gallerie von Fresco Gemählden, die sehenswerth ist.

Noch fand ich hier ein Gebäude, welches an Pracht und neuem reinen Style keinem der französischen und deutschen Architektur etwas nachgiebt, und dessen (in Spanien durchaus beobachtete) Solidität ihm wohl noch einen Vorrang vor vielen jener geben dürfte.

Die Menge großer öffentlicher Gebäude, die dem Vergnügen des Volks gewidmeten Anlagen, die freundliche Benutzung der herrlich natürlichen Lage der Stadt, die starke Bevölkerung, der innere Reichthum, zeugen von den königlichen Gesinnungen der Erzbischöffe von Toledo.

Es existirt hier ein kleines Theater, wo Sommer und Winter an einigen Tagen der Woche gespielt wird. Man giebt meistens kleine Stücke; gewöhnlich werden an einem Abend vier verschiedene, nämlich ein Drama, eine Gesang-Parthie, ein Fandango, und etwa noch eine Burlesque gegeben. Allgemeine Freude belebt das Volk, wenn der Fandango beginnt. Das Theater ist auch hier die Freistätte des Witzes und der Laune; ja man scheute sich nicht, die französischen Sitten und Gebräuche zu travesti-

ken. Die Schauspieler waren übrigens bis auf einen Comiker sehr mittelmäßig.

Bei Toledo liegt eine große Gewehr-Fabrik, die jetzt fast ganz verwüstet ist.

In den Zeiten des Flors von Toledo, gab es hier eine sehr bedeutende Anzahl Geistlicher, beiderlei Geschlechts, denen mitunter die herrlichsten Gebäude eingeräumt waren. Diese sind jetzt, indem ihre Bewohner theils mit dem Erzbischoffe ausgewandert, oder sonst in der Gegend zerstreut sind, meistens ruinirt, theils auch zu Magazinen, Spitälern ꝛc. eingerichtet.

Die Gegend um Illescas, wo ich am 21. August anlangte, ist an Ortschaften, aber auch, wie man sagt, an Insurgenten reich. Sie besitzt viele Oliven-Pflanzungen, die jedoch jetzt aufhören. Wein und Getreide hat die Gegend in Menge. Illescas ist ein kleines leichtgebautes, freundliches Städtchen.

Ich näherte mich nun Madrid; doch es ist unmöglich wahrzunehmen aus den Umgebungen, daß man nach einer so großen glänzenden Hauptstadt komme, denn hier sieht man nicht, so wie bei andern solchen Städten, schon Meilen weit davon schöne Villen und Sommerhäuser, die den Wohlstand einer Hauptstadt, und die Anwesenheit zahlloser Prasser verkünden. Nein! bis vor die Thore ist alles still, einförmig und ruhig. Das auf diesem Wege eine Stunde davor liegende Dorf Leganes ist ziemlich groß und lebhaft, aber

doch bei weitem mit keiner der Vorstädte groſser Hauptstädte zu vergleichen, in denen man schon gleichsam das Vorspiel zu dem groſsen Lust-Schau-Trauer- und Thränen-Spiel, was dort stündlich mit tausend Variationen gegeben wird, erblickt.

Man wird in die Versuchung gesetzt, zu glauben, Madrid sey ein todter Ort, und wird darinn sehr bestärkt, wenn man in den Mittagsstunden, wo die Spanier sammt und sonders schlafen und wo um keinen Preiß ein Frauenzimmer ohne die gröſste Noth über die Straſse geht, dahin kommt. In diesen Stunden der Siesta (zwischen 1 und 4 Uhr) ist nicht nur hier, sondern in ganz Spanien, sowohl in den Häusern, als auf den Straſsen, alles einsam und stille, und der Fremde, mag er wohl oder übel, muſs, wenn er nicht etwa Beschäftigung hat, mit schlafen, sonst würde ihm die lange Weile und die da vorzüglich groſse Hitze sehr beschwerlich fallen.

Ueber eine schöne, lange, steinerne Brücke, die sehr breit ist, gelangt man zum Toledoer Thore in die, mit einer schönen und hohen Mauer umgebene, Stadt. Doch wie sehr irrte sich der, welcher vielleicht von der äuſsern Stille auf die Stadt geschlossen hatte. Kaum betritt man diese, so sieht man in schönen, breiten und regelmäſsigen Straſsen, die jeder Hauptstadt eigene Lebhaftigkeit, und wird hierdurch aufs angenehmste für die todtenähnliche Stille, die auſserhalb herrscht, überrascht.

Nach Bourgoing belief sich die Bevölkerung von

Madrid nicht über 160,000 Seelen; jetzt giebt man dort selbst, natürlich sehr übertrieben, sie auf 280,000 an.*)

Die Straßen Madrids sind breit, zwar nicht immer ganz gerade, aber doch recht regelmäßig; die Häuser zeigen von großer Festigkeit, das Pflaster, und besonders die auf den Seiten angebrachten Fußsteige von Stein sind bequem und gut. Unter den Hauptstraßen dieser Stadt zeichnet sich ganz besonders die Calle de Alcala aus, welche in einer ziemlich geraden Linie von Palacio Real (königl. Schloß) über den Puerta del sol (einen, das Sonnenthor genannten Platz) durch den Prado zum Puerta de Alcala (Alcala-Thor) führt. Der Theil dieser Straße, vom Sonnenthor bis zum Pallast, wird auch Hauptstraße (Calle mayor) genannt. Diese ganze Straße, an der die wichtigsten öffentlichen Gebäude liegen, ist sehr breit, mit guten, ja schönen Gebäuden, mehreren Kirchen geziert, rein, und als Zusammenfluß der mehresten Handelsleute und Faullenzer sehr lebhaft.

Obgleich, so wie in den großen Städten Deutschlands und Frankreichs, es auch hier nicht an reichen Leuten mangelt, welche den Luxus und die Moden in ihrem größten Glanze erhalten, die mit reichen Equipagen (welche mit sehr theuern Mauleseln bespannt sind, die aber doch, und besonders, da sie der Hitze wegen jährlich zweimal geschoren werden müssen, an Schönheit den Pferden immer

*) N. L. 150,000. A. d. Red.

nachstehen) mit vielbetreßten Livreen, mit herrlicher Kleidung, mit Schmuck aller Art, kurz, mit allem, was der Verschwendungs-Geist erfinden kann, prahlen; so ist auch hier eine sehr bedeutende Menge armer Leute, die größtentheils betteln, oder durch allerlei fast lächerliche Handelszweige ihr Brod verdienen. Man sieht z. B. viele alte Weiber mit dem Ausruf „Gazeta de hoy" (heutige Zeitung) auf den Straßen einherlaufen; andere, besonders Mädchen (auch wohl feile) stellen sich mit einem Glase an die Brunnen und verkaufen Wasser, oder lassen sich vielmehr die Glasmiethe bezahlen, da man selbst sich dicht am Brunnen befindet. Viele Knaben und Männer laufen mit dem Ausruf „Aqua frio!" (frisch Wasser) auf den Straßen umher und verkaufen es an Trinklustige, deren sich immer genug finden. Sie tragen das Wasser in blechernen, mit starkem Kork überzogenen Zylindern, die auf ihren Rücken hängen, von welchen sie mit großer Geschicklichkeit durch eine leichte Biegung des Körpers das Wasser in die Gläser laufen lassen.

Auf den Promenaden finden sich des Abends eine Menge kleiner Buben ein, die mit dem Ausrufe „Caballeros! Candela, Lumbre!" (gnädige Herren, Feuer, Licht!) den Spazierenden zum Anzünden der Zigarren, die der Spanier sehr gerne raucht, Feuer anbieten.

So und noch auf tausend andere Arten durch den Handel mit Papierzigarren, mit Heiligenbildern und an-

dern Dingen mehr, verdienen eine Menge dürftiger Menschen, mitunter auch wohl Faullenzer, ihr Brod.

Der Hauptplatz von Madrid (Plaza mayor) ist sehr groß und bildet ein regelmäßiges Viereck. Er ist dem Handel mit allen möglichen Bedürfnissen und Luxus-Artikeln eingeräumt, und zu diesem Ende ganz mit Buden bebaut, die freilich dem herrlichen Platze seine größte Schönheit benehmen; auch die untern Stockwerke der Gebäude sind dem Commerz gewidmet.

Der Prado, ein herrlich angelegter Spaziergang, ist besonders in dem Theile am Retiro, jeden Abend durch eine bewundernswerthe Menge Menschen belebt. Die Anlage ist sehr weitläufig und umgiebt fast ein Viertheil der Stadt. Er wird von sechs, oder von vier auch mitunter nur von zwei Reihen Linden, die täglich zweimal durch angebrachte Canäle gewässert werden, beschattet, und durch viele Statüen, Springbrunnen und Ruhesitze geziert, worunter sich ein, mit zwei Löwen bespannter, eine Cybele tragender, Wagen und ein auf seinem Muschelwagen zwei Rosse lenkender Neptun, beide von weißem Marmor, ihrer Schönheit wegen, vortheilhaft auszeichnen.

Ein sonderbarer Geschmack der Vornehmen ist es, sich auf einem, neben der Promenade dazu abgetheilten Platze Stundenlang ganz langsam hin und her fahren zu lassen. Man sieht hier oft mehr als hundert Equipagen.

An einem Theile dieser Promenade nach der Puerta y Registro de Alloche hin, liegt links der, nach der Prome-

nade zu, mit einem geschmackvollen eisernen Gitter eingefaßte große botanische Garten. Nächstdem er für den Kenner eine ungeheure Menge seltener Bäume und Pflanzen, (auch aus Amerika und Indien) aufzuweisen hat, ist er ein herrlicher Lustgarten, der aber, wie leider jetzt alles, dem Verfalle naht, da seine Unterhaltung theuer ist.

An demjenigen Theil des Prado, der als eine Fortsetzung der Alcala-Straße, auf das sehr schöne Alcala-Thor zuführt, liegt außerhalb derselben eine große Rotunde, die für die Stiergefechte bestimmt ist. Sie hat über die rund herum amphitheatralisch angebrachten Sitze ein Dach. Auch werden auf diesem Platze Feuerwerke und andere Belustigungen gegeben.

Gerade über dieser Blut-Bühne liegt ein recht hübscher königlicher, zum Retiro gehöriger Garten, der dem Publiko offen steht, und des Schattens, besonders aber einer Parthie an einem großen Teiche wegen, recht angenehm ist.

Ich habe eben der Ueberbleibsel des alten Fürstenschlosses Buen Retiro gedacht, und will noch etwas darüber zu sagen versuchen.

Es war ehedem ein geräumiges, einen Hauptplatz und mehrere kleine Plätze in sich schließendes, jedoch weder durch Anlage noch Bauart sich auszeichnendes Gebäude, hatte aber, wie alle spanische Königssitze, viel innere Pracht. Diese war es, die ihm bei der Ankunft der Franzosen verderblich wurde. Die Habsucht wähnte hier ver-

borg'ne Schätze, und durchstörte also alles mit der fürchterlichsten Wuth. Gewölbe wurden eingeschlagen, Wände niedergerissen, Thore und Fenster verbrannt, kurz, das Ganze in eine Ruine verwandelt. Als es in der Folge der König Joseph mit seinen weitläuftigen Umgebungen zu einem Fort umschuf, mußte man die Wohnungen für den Gouverneur und die andern Beamten erst wieder in Stand setzen. Die jetzt noch tauglichen verschließbaren Gemächer sind zu Montur-Magazinen eingerichtet.

Die übrigen Zimmer hat man den Reconvalescenten zu ihrer Erholung eingeräumt. Auch sind hier Kasernen für Kavallerie und Infanterie, doch schmutzig und kalt.

Etwa 2000 Schritte rechts, seitwärts von Retiro, liegt ein ebenfalls sehr weitläuftiges und schönes Gebäude; es ist die ehemalige Porzellain-Fabrik. Diese hat mit dem Retiro ein gleiches Schicksal erlitten, ist aber jetzt separat bevestiget, und zu Lebensmittel-Magazinen eingerichtet. Die herrlichen Gärten und Baumpartien, die Retiro und die ganze Höhe so interessant machten, sind rasirt. Mit Unwillen bemerkt man auf dem einen Hofe des Retiro an einem, seiner Aussicht wegen, schönen Punkte, mitten unter Ruinen und Kloaken, die sehr brav gearbeitete Statüe Philipps II. zu Pferde. Ich verlasse diese Trümmer mit demselben Seufzer, den die Spanier mir so oft zuriefen, daß dieß ein Bild des jetzigen Kriegs sey, und wende mich zu der auf der entgegengesetzten Seite der Stadt liegenden königlichen Wohnung. Diese gehört, in Ansehung

der äußern Architektur, unter die ersten ihrer Art, aber in Betracht ihrer Lage, nächst Wien und Dresden, unter die letzten. Ohne Gärten, oder irgend andere, zur Erholung des Königs nöthigen, Plätze gleicht sie, um mit Bourgoing zu reden, mehr einem Castel, als einem Königsschlosse. Diesem Uebelstande wird indessen jetzt dadurch abgeholfen, daß man durch Abbrechung vieler dicht um das Schloß stehender Bürger-Häuser diesem sowohl einen freien Platz, als auch mit der Zeit einen Garten zu verschaffen, in voller Arbeit ist.

Das, in einem schönen großen, zugleich die Akademie und das Zollbüreau in sich schließenden, in der Alcala Straße liegenden Gebäude befindliche Naturalien-Kabinet konnte ich, weil es noch nicht von der Unordnung, welche das Militair angerichtet hatte, hergestellt war, nicht zu sehen bekommen. Es soll sehr vollständig und schön seyn, dürfte aber wohl in jedem Falle dem zu Paris weit nachstehen.

Der hier vorhanden gewesenen sehr vollständigen und schönen Bibliothek ist so arg mitgespielt, daß sich niemand daran wagen will, sie wieder in Ordnung aufzustellen, welches auch wohl, da nach der Aussage der Bürger die Soldaten sich auf allen Straßen mit den Büchern herumtrugen und sie feil boten, schwer je möglich zu machen seyn wird. Welche blinde Wuth alles zu zerstören! Dieser Vandalismus kann nicht im Willen des großen Napoleon seyn! —

Ich erwähne hierbei gelegentlich, als ehrenrettenden

Gegensatz der vom Verfasser des Werks „Spanien und die Spanier" behaupteten Beschuldigung, „Madrid habe keine schöne Kirche," noch eines Gebäudes, welches auf dem Plaza de los Salesos liegt, und ein Kloster und Kirche einiger Nonnen des Salesos-Ordens ist.

Ohne Zweifel ist diese Kirche, unter der fast ungeheuern Zahl ihrer Schwestern in Madrid, wohl die einzige, die sowohl von Außen als von Innen, in wahrhaft schönem Style, erbaut ist. Um so mehr ist zu bedauern, daß sie eine sehr abgelegene, schwer auszufindende, Lage hat. Sie ist nicht übergroß, hat von außen einen ehrwürdigen Charakter, ist mit schönen weißmarmornen Statüen, Basreliefs und Hautereliefs, die entschiedenen Kunstwerth haben, geziert, und stimmt so schon den Eintretenden zu angenehmen ruhigen Gefühlen. Das Innere, mit seinen 5 Altären, ist durchaus in rein italiänischem Style. Die reich, doch ohne Ueberladung mit Gold und grünen Marmorsäulen verzierten Altäre, die herrlichen Fresco-Deckengemählde, das sehr schöne Grabmahl des Königs Ferdinand VI., der zierlich gelegte marmorne Fußboden, und dazu die blendend weißen Wände des Schiffes: — dieses alles macht einen herrlichen Eindruck auf den Kenner und Laien, erhebt dieß Gebäude zu einem seltenen Kunstwerk. Man hat das gefühlt, und sich sogar des hier so üblichen Behängens, mit allerlei Kreuzchen, Bändchen, Püppchen und solcher angebeteten Possen mehr, ganz enthalten, und dadurch dem Kunstliebhaber erlaubt, diese Wunder der

Kunst unverstellt, in ihrem ganzen Herrscherglanze, schauen zu dürfen. Wie manches schöne Kunstwerk ist noch unter dem Behange einer Menge Possen, Reliquien, Heiligenopfer, Gnadenbilder rc. versteckt, wird so dem Auge entzogen, und muß ungenützt vermodern.

Die Nonnen sangen bei der Messe recht künstlich und gut.

Bei aller Mäßigkeit des Spaniers, wird es doch Manchem jetzt sehr sauer, sein Brod zu verdienen, da der Handel liegt, die Triebfeder zur Thätigkeit fehlt, und die Lebensmittelpreise alle ungeheuer gestiegen sind.

Jedoch ist es hier im Verhältniß gegen andere Länder noch immer nicht übertheuer, wenn man bedenkt, daß dieß Land seit drei Jahren der Schauplatz des wüthendsten Krieges ist, wo die Truppen es sich zum Gesetz zu machen scheinen, die großen in ihre Hände gerathenen Ueberschüsse an Lebensmitteln, und andern Bedürfnissen, die sie nicht consumiren können, aufs schändlichste zu verderben. Zum Beleg dieser Beschuldigung führe ich z. B. das Vergeuden des Weins an, so daß mehrere Menschen in den Kellern ertranken, das bei Medellin geschehene Niederschießen sehr vieler Ochsen und Schweine, um nur die Leber oder andre kleine Leckerbissen davon zu genießen, das Verbrennen der geraubten Kleidungsstücke und Möbeln, wenn man sie nicht verkaufen konnte, und ähnliche Greuel mehr.

Um evidend zu beweisen, daß die Preise der ersten Lebensbedürfnisse der Spanier mit denen in Deutschland

selbst während des Kriegs in keinem Verhältnisse stehn, liefere ich hier zur Vergleichung eine kleine Uebersicht davon *).

Das Pfund **) gesalzenes Waitzenbrod (Pan blanco) (es giebt kein anderes) kostet 9 Pfennige; das Pfund des schönsten Oliven-Oels (Aceyte) 5 Gr.; das Pfund Butter, (Manteca) die hier sehr rar und der Hitze wegen in Rindsdärme gefaßt ist, 10 Gr.; das Pfund Fleisch (carne) im Durchschnitte von jeder Sorte 2 Gr.; das Pfund Kartoffeln (Patata) 2 Gr., weil sie die Spanier meistens für Ausländer erbauen; das Pfund Zitronen (Limon) 1 Gr.; das Pfund Apfelsine (naranja dulce) 1½ Gr.; das Pfund Gurken (pepino) 6 Pf.; das Pfund Feigen (higo) 2½ Gr.; das Pfund Aepfel (manzana) 2 Gr.; Birnen (pera) sind selten und Pflaumen (ciruela) gar nicht zu haben. Die Kirschen (cereza) sind schlecht und kostet das Pfund 2 Gr. Ein Pfund Nüsse (nuez), welche hier sehr schön sind, kostet 5 Gr.; ein Quart Wein (vino), den das Volk trinkt, jetzt 10 Gr., vor dem Kriege 1½ Gr. Vom Bier (cerveza), welches sehr schlecht ist, kostet die Bouteille (½ Quart) 8 Gr.; das Pfund Käse (queso) 6 Gr.; das Pfund Nudeln (macarron), ein nationell Lieblingsessen des Volks und der Vornehmen, 2 Gr. Zwiebeln (cebolla) sind sehr wohlfeil; ein Gläschen Brandtwein (el aguardiente) kostet 1½ Gr.; das Quart Milch (leche)

*) Man bemerkt hierbei ausdrücklich, daß die Rede vom Stande der Dinge im Jahre 1810 ist.

**) Alles nach Berliner Gewicht und Geldkours.

4 Gr.; Eyer (huevo) das Stück 9 Pf.; das Salz (sal) ist wohlfeil; für das Pfund Kaffee (café) giebt man 9 Gr.; für den Zucker (azucar) 7 Gr.; für 1 Pfund ungezuckerte Chokolade (chocolate) 15 Gr. Diese letztere ist ein Lieblingsgetränk der Spanier, und wird dort zur Stelle sehr viel und gut bereitet, man versüßt sie nie, sie wird von den Bürgern und selbst von den geringsten gewiß jeden Morgen getrunken; man kocht sie sehr stark, von ½ Pfund höchstens 3 Tassen. Eine Spanierin hält es für eine Schande, wenn sie keine gute Chokolade kochen kann.

Auffallend theuerer, als in Preußen, Oestreich, Deutschland und Frankreich ist hier die Kleidung und besonders die Wäsche. Entweder nur wir müssen sie so theuer bezahlen, weil die Spanier unsre Geldquelle wissen, oder der Krieg hat auf die Tuchfabriken, auf die Einfuhre der Leinwand ꝛc., wirklich schon so bedeutend gewirkt. Man kauft kaum ein mittelmäßiges Haushemde für 3 bis 3½ Fl. Die wollenen Sachen und Schuhe sind verhältnißmäßig noch theurer.

Die Spanier, die ihre Kleidung sehr gut zu erhalten wissen, tragen sich bis auf den weiten Mantel (capa) und die, der theuern Hüthe wegen, üblichen Mützen (Montera) fast ganz französisch. Ihre Lieblingsfarben sind braun und schwarz, ihr Anzug kurz und leicht; sie tragen gewöhnlich Schuhe, selten Stiefeln.

Die Spanierinnen hingegen haben einen Theil ihrer alten schönen Tracht bis auf den bessern Schnitt und die

Verbannung der steifen Schnürbrüste beibehalten. Sie tragen sich durchaus in schwarzer Seide oder Wolle, legen den Schleier, der über den Kopf hängt, nicht ab, tragen noch immer viele, sehr lange, Franzen und Sammetverzierungen; diese Tracht, mit ihrem herrlichen Bau, ihrem stolzen Gesicht, dem Feuer sprühenden und doch so liebevollen Auge, der hohen Stirne, den langen schwarzen Locken vereint, giebt ein schönes, ein bezauberndes Ganze. Schade nur, daß diese Schönheiten hier mehr als irgend wo der Vergänglichkeit ausgesetzt sind, denn schon im 25. bis 30. Jahre sehen die schönsten Frauen schon sehr alt aus; es ist daher einem Ausländer schwer möglich, das Alter einer Spanierin zu errathen, denn im 15. Jahre sind sie ausgewachsen und im 30. haben sie oft graue Haare. Bei den Männern ist dieß nicht so bemerklich; jedoch länger als bis zum 40. bleiben auch hier die grauen Haare, die Falten im Gesicht und alle solche Attribute des Alters nicht aus. Die Spanier über 40 Jahre sind fast häßlich.

Auffallend war es mir, hier eine große Menge Augenkranker, ja Blinder zu finden; lahm werden die sehr gelenkigen leichtfüßigen Spanier nicht so leicht; man sieht deren wenige.

Die Vergnügungen der Spanier, von denen ich schon eins der vorzüglichsten, die Stiergefechte, erwähnt habe, bestehen meistens in Abendpromenaden, in kleinen Tanzgesellschaften (Baile) und in Abendgesellschaften, wo aber nicht gegessen wird. Auch giebt es in Madrid ein spani-

sches und französisches Theater. Das italiänische ist eingegangen. Doch ich habe keines derselben besucht.

Niemand mag es wohl bequemer haben, als die spanischen Frauen. Der Mann hat nicht nur alle schwere Arbeit zu besorgen, sondern auch noch einen großen Theil derjenigen, welche nach unserer Meinung dem zweiten Geschlechte zukommen.

Früh um 4 Uhr, wo der Markt, um der Hitze auszuweichen, jedesmal beginnt, schleicht sich der Mann von der Seite seiner schlafenden Frau, nimmt geduldig das Körbchen unter den Arm und geht auf den Markt; hier findet er seine Geschlechtsgenossen, als Verkäufer des Fleisches, Gemüses, Obstes, kurz aller Marktprodukte; ohne viele Worte, mit kaltem Ernst, wird verkauft und nach Hause gegangen. Nun bereitet der Mann auch wohl noch das Frühstück, bis sich Madame endlich erheben. Diese beschäftiget sich den Tag über mit Nähen und Strikken, mit ihren Kindern, und mit der sehr einfachen Küche. Nachmittag um 4 Uhr spazirt der Herr Gemahl wieder auf den Markt, und es fällt keinem Hausherrn ein, seine Magd in den Stunden der Siesta auf die Straße zu schikken, weil er sie für viel zu schwach hält, die Hitze auszuhalten. Einst bat ich meinen Wirth zu Infantes, mir, da ich Tischgesellschaft hatte und der Wein nicht hinreichen wollte, durch seine Magd noch welchen holen zu lassen; er sagte mir, wie dieß nicht angehe, nahm aber den Krug und — holte den Wein selbst.

Mein Wirth zu Madrid, ein Arzt der königl. Familie, holte ebenfalls alle Lebensbedürfnisse in seinem Schnupftuche selbst, kochte das Frühstück, sah nach dem Essen ꝛc., ob er gleich verheirathet war und zur Unterstützung seiner Frau noch eine arme Cousine bei sich hatte.

Ich schließe meine Bemerkungen über Madrid, mit der Ehrenrettung desselben, in Ansehung der Reinlichkeit. Die gemachte Beschuldigung des Schmutzes trift weder diese Stadt, noch den ganzen Theil Spaniens, den ich sah, am allerwenigsten aber die Einwohner. Man versicherte mir, ehe ich nach Spanien ging, daß es hierinn mit Polen in eine Classe zu stellen sey. Ich kann, und besonders, da ich mehrere Zeit in Polen war und es ziemlich durchstrichen habe, diesem Urtheile durchaus nicht beistimmen. Auf den Straßen und in den Häusern fand ich stets Reinlichkeit; auch die Menschen von niedern Klassen, die zwar mit sehr geflickter Kleidung einhergehen, sind reinlich und halten das, bei ihren vielen Haaren in der Hitze und wegen des Staubes sich einfindende, Ungeziefer, durch tägliches Reinigen von sich ab.

Vierzehn lange Tage mußte ich hier harren. Endlich versammelte sich die Convoi von Verstümmelten, ledigen Wagen, Kaufleuten ꝛc., deren monatlich eine hier abgehet, passirte die Revüe und wir verließen die Königsstadt. Herzlichen Abschied nahm ich von meinem Wirth, D. Ant. Fernandez, und seiner Familie, und schied von dem mir so lieb gewordenen Madrid.

Eintracht, Glaube an Kraft und Hoffnung! Mög- Madrid und mit ihm ganz Spanien, hierinn seine Ret- tung finden! —

Zehnter Brief.

Guadarrama. Escurial. Grenzstein Ferdinand VI. zwischen Alt- und Neu-Castilien. Otero de reros. Segovia. Wasserleitung des Kaisers Trajan. St. Maria de nieva. Olmado. Valdestillas. Valladolid. Die neue Erdrosselungsmaschine.

So wie man aus Madrid tritt, sieht man eine bedeutende Bergkette vor sich, auf die der Weg nach Frankreich führt. Die Gegend ist zwar unfruchtbar, aber doch nicht un- freundlich; es wachsen hier eine Menge Gesträuche, die, so wie alle Baumparthien in Spanien, sehr selten sind; hier war daher ein Lieblings-Aufenthalt des Königs, der sehr oft da jagte.

Etwa 6 Stunden hinter Madrid liegt links der mit einer Mauer eingefaßte sehr große Garten des weltberühm- ten Escurial. Die der Regierung müden Regenten pfleg- ten hier in Ruhe und klösterlicher Eingezogenheit ihre Tage zu beschließen. Es soll ein sehr schönes, einen besonders gro- ßen Schatz von Gemählden in sich schließendes, Gebäude seyn; ich konnte es, da man sich nur mit Lebensgefahr von dem Troß zu entfernen wagen durfte, nicht sehen. Es ist

auf den ausdrücklichen Befehl Napoleons von allem Frevel verschont geblieben.

Guadarrama, wo ich den 5. September eintraf, ist ein ausgeplünderter ruinirter Flecken, wo man es sogar für gut befunden hat, die Thurmuhr zu zerschlagen, um das Eisen verkaufen zu können. Der Ort war nie hübsch; er liegt am Fuße des eben erwähnten Berges. Dieser ist sehr hoch, hat schöne mit Fichten bewachsene Partien, zu seiner rechten ein wild romantisches Thal mit einem ruinirten Vorwerke.

Auf der höchsten Spitze, von wo aus man das 12 Stunden entfernte Madrid sehr deutlich liegen sieht, steht der Grenzstein zwischen Alt- und Neu-Castilien.

Ferdinand VI. errichtete ihn. Auf einem hohen Postament liegt ein Löwe mit ruhig ernster Kraft die beiden Erdkugeln haltend; es ist eine kühn gedachte Arbeit. Ein neben mir, dieses Werk besehender, Franzose meinte: „die eine Kugel könne er immer fallen lassen, die andere möge ihm aber der Teufel entreißen." —

Gleich unter dem Berge liegt ein ehemaliges Kloster, jetzt eine Zwischen-Etappe-Caserne, sehr hübsch.

Otero de reros liegt rechts an der Fortsetzung jenes Gebirges, welches sich bis Ildefonso, einem königlichen Lustschlosse, erstreckt; es ist ein kleiner ebenfalls sehr ruinirter Ort.

Hier erreicht die Unfruchtbarkeit des Landes fast das höchste; auf dem Wege von 7 Stunden sieht man sehr we-

nig tragbares Land; der Felsenboden ist an manchen Stellen kaum mit Erde bedeckt. Doch weiden auf dem Berge viele Schaafe.

Der Weg von Otero nach Segovia läuft am Fuße des Gebirges hin. Es halten sich in seinen Buchten und Thälern Insurgenten auf, die sich uns auch zwar zeigten, aber, da wir nahe an 1100 Mann stark und meistens bewaffnet waren, nicht angriffen.

Statt den Weg nach St. Ildefonso zu verfolgen, wendeten wir uns links in die Ebene nach Segovia.

Noch vorher sahen wir, ebenfalls links, das große Lustschloß Bio-Frio, welches sich in der so todten Ebene mit seinen Waldungen interessant ausnimmt.

Das merkwürdige Segovia, welches 10000 Einwohner haben soll, ist sehr alt, finster und hat mitunter enge Straßen. Hier herrschten einst lange Zeit die Römer, dann 700 Jahre lang die Mauren und nach deren so unkluger schrecklicher Vertreibung die Spanier.

Die Stadt war in frühern Zeiten in großem Flore.

Unter den merkwürdigsten Alterthümern der Stadt, deren sie so viele aufzuweisen hat, gehört die unter Kaiser Trajan angelegte Wasserleitung; sie hat den Zweck, das auf dem einen Berge der Stadt befindliche Wasser allen Theilen derselben zuzuführen. Sie ist von Quadersteinen ohne Mörtel, an manchen Orten wohl 60 Fuß über der Erde hoch, auf einer sehr schmalen Basis, Bogen über Bogen, gespannt, kühn aufgeführt. Gewiß steht dieß

Werk schon länger als 1500 Jahre. Die Statüe des Baumeisters und natürlich auch ein Marienbild sind auf einem der höchsten Punkte angebracht. Nähere Nachrichten so wie eine, doch etwas ängstliche, Abbildung davon findet man in Bourgoings Reise.

Die Kathedrale von Segovia, ebenfalls ein sehr altes Gebäude, ist auch vorzüglich sehenswerth. Bei allem Reichthume in der Ausführung ist ein edler Styl behauptet; neben dem sehr einfach schönen Hauptaltar zeichnen sich an den Nebenaltären ein Gemählde der Maria, und ein Hautrelief von weißem Marmor, die Einlegung Jesu ins Grab, vortheilhaft aus.

Die spanischen Kirchen haben gewöhnlich mehr als eine Orgel, und haben von den unsrigen noch die Abweichung, daß eine Reihe Pfeifen, mit ihrer trompetenförmigen Mündung horizontal liegend, den Schall in den Chor führen. In dieser Kirche sind zwei Orgeln.

Das außer der Stadt gelegene feste Schloß Alcazar, ist in gothisch-maurischem Style gebaut und sehr gut erhalten.

Noch giebt es hier eine Menge sehr alter fester Gebäude, worunter mir eins auffiel, woran die Quadersteine, von denen es erbaut ist, alle an einem Ende spitz zugehauen und so mit der Spitze nach außen vermauert waren.

Es sind in der Stadt herum noch eine Menge ächt römischer Statuen, die ich aber leider bei der Kürze mei-

nes Aufenthalts, und bei der Unbekanntschaft mit ihrem Standorte, nicht sehen konnte.

Hier war früher eine Artillerie-Schule, wo stets 120 Cadetten studirten.

Die berühmte Ortizische Tuchfabrik, wo man die Tücher fast um den halben Preis wohlfeiler, als in Sevilla liefert, hat auch hier ihren Sitz, stockt aber leider jetzt sehr.

Segovia hat auf der entgegengesetzten Seite jener Berge äußerst angenehme Umgebungen. Auf der linken Seite der Stadt führt rechts neben einem von dem Eresma bewässerten schönen Thale, worin viele Anlagen für Spaziergänger befindlich sind, der Weg an den hohen romantisch gethürmten Felsen, worauf die Stadtmauer steht, in einem überraschenden Contraste mit der öden gelben Ebene, die auf der andern Seite die Stadt umschließt, dahin. Das Ganze macht einen großen und doch sanften Eindruck. Die herrlichen Gärten in diesem Thale, der ruhige kleine Fluß, alles dieß stimmt zu sanfte Empfindungen und lockt Gefühle hervor, die auf der andern Seite durch den Anblick der Felsen zwar unterbrochen, aber in freier Brust erhoben werden.

An dieser Straße fand ich ein großes schönes Kloster, welches, da es dem Militair zur Caserne angewiesen war, von demselben angezündet und abgebrannt wurde.

Das Wappen der Stadt führt die Wasserleitung im Schilde. Das äußere, zwischen dem Eresma und der

Felsenwand errichtete Thor ist von Sandstein schön erbaut.

Von hier aus nimmt sich das hoch über dem Flusse, auf dem Felsen, liegende Schloß Alcazar imposant aus.

Wir ließen das Gebirge im Rücken, und gingen in einem sehr sandigen Wege längs dem linken Ufer des Eresma durch einen Fichtenwald nach St. Maria nieva, wo wir am Wege große Felder mit wildem, sehr wohlriechenden Lavendel fanden.

Die Stadt ist klein und schlecht, die Umgebungen sind öde; hin und wieder sieht man einen Ort und etwas bebautes Land.

Gleich hinter St. Maria fängt der Weinbau wieder an, und wechselt auf dem ganzen Wege mit großen, nach den Strohstoppeln zu urtheilen, schönen Getreidefeldern ab.

Ohngefähr auf dem halben Wege nach Olmedo trifft man ein von den Mauren erbautes schönes Schloß, Coca, an, welches, da die hineingelegte Besatzung sich hier nicht halten konnte, jetzt von den Insurgenten als ein Zufluchtsort benutzt wird. Ehe man ganz herankommt, wendet sich der Weg rechts in das Thal des Eresma, wo man diesen auf einer steinernen Brücke passirt. Sodann führt der Weg durch eine Felsenwand; auf der ganzen Tour ist ein unaussichlicher Sand.

Olmedo ist größer als St. Maria, liegt auf einem Berge, der rechts an eine große Ebene gränzt.

Der äußerst sandige Weg von Olmedo nach Valde-

stillas führt durch sehr viele und schöne Weinfelder, und einen bedeutenden Fichtenwald. Diese Holzart ist im Süden seltener als bei uns; sie wächst hier sehr krumm und nicht hoch; selten findet man einen Stamm 10 Fuß lang gerade; auch die Krone ist anders als bei uns; sie ist breit, niedrig und dicht; der Baum erhält dadurch viel Aehnlichkeit mit einem flachen Sonnenschirme. Doch ist in diesen Wäldern äußerst wenig Schatten. Die Saamenkapseln dieser Fichten sind größer, als die der nördlichen, haben zwischen den Schuppen den Saamen in einer harten steinartigen Hülse; diese den Nüssen ähnliche Frucht wird, so wie alle öhlige Früchte, von den Spaniern mit Wohlgeschmack gegessen, auch bäckt man von den Kernen mit Honig eine Art Kuchen, und spielt sie auf den Märkten durch Karten aus.

Hier war der Wein noch bei weitem nicht reif. Es ist wirklich Schade, daß man ihn so schändlich ruinirt. Denn in den an der Straße liegenden Feldern werden die Einwohner des Einsammelns überhoben, denn das geschieht leider durch die hier täglich hin und her marschirenden Eskorten, und zwar mit all' der übermüthigen Soldatenmanier, wobei, um einiger reifen Beeren willen, der ganze Büschel abgerissen und die unreifen dann weggeworfen werden.

Das große Dorf Valdestillas ist fast ganz zerstört gewesen; jetzt haben sich aber nach und nach wieder einige verjagte Einwohner schüchtern herangewagt, und leben nun

in ihren leeren ruinirten Häusern, wie der Vogel auf dem Dache. Dessen ungeachtet haben sie noch fast täglich viele Einquartierung, deren Härte ihnen das ärmliche Leben noch mehr verbittert. In meinem Quartiere wohnte ich, nebst einigen tausend Flöhen, recht friedlich; das ganze Mobilar bestand in einer Bank; der alte Wirth und dessen Frau saßen auf der Erde, wo sie auch, wie die meisten spanischen Bauern, höchstens auf einigen untergelegten Lumpen schliefen.

Ueber den Duero-Fluß, der hier noch unbedeutend ist, ging der Weg durch vielen Wald und an einem unabsehbaren Weinfelde von wenigstens 100 Hufen vorbei, nach Valladolid.

Die Stadt soll vor dem Ausbruche des Krieges 20,000 Einwohner *), von denen jedoch schon über 8000 ausgewandert seyn sollen, gehabt haben. Es ist hier herum eine gute Gegend und hier schon sehr wohlfeil, auch jetzt noch nicht theuer. Es ist viel Leben hier; viele Kaufleute, zahllose Klöster, ein Theater, einige hübsche Promenaden, einen bedeutenden großen Markt, und andere noch recht hübsche Plätze, mit guten Gebäuden findet man da. Auch gab es hier eine Universität aller Facultäten und eine Academie für Architecten und Maler. Sie war sehr besucht, und es wurden da besonders viel Juristen gebildet.

*) N. a. nur 11000. A. d. R.

Valladolid ist das General-Depot und der Hauptversammlungsplatz des in Portugal unter Massena stehenden Armeecorps, welches auch einige Lebhaftigkeit und Thätigkeit nach sich zieht. Es arbeiten viele Handwerker für dasselbe; andere blos für die Bürger Arbeitende haben im Verhältnisse gegen die Stadt ungeheure Waaren-Vorräthe liegen.

An eine der hiesigen Promenaden hat man, zur Warnung für Alle, ein Schaffot mit einer jetzt neu erfundenen Erdrosselungsmaschine aufgerichtet. Es ist nicht uninteressant, diese Maschine näher kennen zu lernen *).

An den drei Pfählen a a, und a (im Grundrisse No. 1.) sind Bänke b befestigt; nachdem sich nun der Verurtheilte auf diese, mit dem Rücken an den Pfahl gelehnt, gesetzt hat, legt man ihm einen eisernen, an der einen Seite des Pfahls befestigten, Ring c f i um den Hals, schließt ihn auf der andern Seite zu, und dreht nun an der mit dem Ringe in Verbindung stehenden Schraube h so lange, bis der Hals ganz platt gegen den Pfahl gequetscht ist. So läßt man den Unglücklichen bis zu Sonnenuntergang mit einer Tafel, worauf sein Verbrechen genannt ist, sitzen; dann wird er abgenommen und verscharrrt.

Bei meiner Anwesenheit hieselbst sah ich eine solche Execution mit an. Der Verurtheilte wurde vorher, rückwärts auf einem Esel sitzend, von Priestern und Militair

*) M. s. d. Kupfer. Fig. 3.

begleitet, durch alle Straßen und dann nach dem Schafot geführt. Der Hals des Unglücklichen war kaum zwei Finger stark geblieben. Doch wollte man behaupten, daß diese Todesart nicht marternd sey.

Eilfter Brief.

Duennas. Torrequemada. Celado el Camino. Grausamkeit eines polnischen Uhlanen. Burgos. Denkmal des großen Cid. Briviessa. Poncorbo. Miranda de Ebro. Der Biscayer. Vitoria. Das Ballspiel.

Nach einem in Valladolid gehaltenen Ruhetage kamen wir längs einer rechts liegenden, sehr langen Bergkette, an einem bedeutend großen, jedoch jetzt ruinirten Kloster vorbei, nach einem Dorfe, wo der Gorion und die Pisuerga, um in den Duero zu fließen, sich vereinigen. Man passirt dort eine große Brücke, die von einem hoch auf dem Berge gelegenen Fort vertheidigt wird. Die Ufer dieses Flusses, der sich längs dem Gebirge hinzieht, sind schön, und das Thal ist fruchtbar; links dehnt eine unabsehbare Ebene, die mit Wein- und Getreide-Feldern bebaut ist; jenseit desselben sind ebenfalls viele Weinpflanzungen. Einen sonderbaren Anblick macht die Bergkette von lauter gleich hohen, oben scheinbar eingedrückten Berg-Spitzen.

Sie ist der Aufenthalt vieler Insurgenten, die hier ihr Wesen oft mit dem besten Erfolge treiben.

Die kleine, ungefähr 1000 Bürger fassende Stadt Duennas, ist mitunter schlecht und winklich gebaut, und liegt links in einiger Entfernung vom Flusse an einem Berge, auf welchem ein altes festes Schloß die Gegend dominirt.

Ungefähr eine Stunde von Duennas theilt sich der Fluß, und die Pisuerga fließt rechts; wir verfolgten sie, unser neues Quartier lag an ihren Ufern. Die abgestumpften Berge zur linken dauern fort und auch rechts befindet sich eine ähnliche, jedoch niedrigere Kette; das bedeutend breite Thal ist mit Wein- und Getreidebau gesegnet.

Unsre Etappe Torrequemada war vor zwei Jahren von den französischen Truppen mehr als halb niedergebraunt worden. Sie wurde einst von 600 Bürgern bewohnt. Die Hauptkirche war den Gefangenen eingeräumt, die mit unserer Convoi nach Frankreich gesandt wurden. Hierbei bemerke ich, daß man die englischen und portugiesischen darunter ziemlich gelinde, die spanischen aber sehr hart behandelte.

Die Brandstätten lagen in ihren Trümmern da; es fehlen die Kräfte, ja selbst der Wille, die Wohnungen jetzt wieder herzustellen. Die Bewohner irren theils in der Wildniß ohne Hülfe herum, und auf diese Art vermehren sich die Insurgenten immer mehr.

Auf sehr bergigtem Wege marschirten wir von hier

schon um Mitternacht fort, weil wir zwei Stationen machen sollten. Die Berge sowohl links als rechts und äußerst angenehme Thalpartien wechselten mit den schönsten Getreide- und Weinfeldern ab. Nie sah ich auf einer Tour so viel Wein, als auf dieser; er ist hier aber auch wohlfeil; jedoch da er meistens weiß ist, nicht von besonderer Güte. Der Fluß verliert sich rechts in einem schönen Thale. Diese Gegend zählt man mit Recht unter die vorzüglichen von Alt-Kastilien; sie ist gut bewohnt und bevölkert. Sehr traurig und empörend ist es, daß die armen an der Straße wohnenden Menschen den Lohn ihrer Arbeit so übermüthig vergeuden und mit Füßen treten sehen müssen.

Das kleine Dorf Celado el Camino ist ruinirt, aber auch schon an und für sich schlecht, und für einen Etappenort zu klein; man liegt hier äußerst unbequem, und trägt man nicht einen Topf bei sich, so kann man nicht einmal kochen.

Als ich das erstemal hier durchging, sah ich, wie ein polnischer Uhlane einem Bauer, der ihm am hellen Tage auf der großen Chaussée den Weg zeigen mußte, und nicht so wie sein Pferd laufen konnte, mit der Lanze in die Rippen stach, daß er bald darauf starb. Ohne Klage, nur stöhnend, legte der Bauer sich, die Hand auf die Wunde haltend, ruhig auf die Erde, und erwartete seinen Tod. Statt ihn zu bewundern und zu bemitleiden, stießen unsre Soldaten noch Spott und Schimpfreden über die, ih-

rer Meinung nach, „hartnäckige Bestie“ aus, und verbitterten dem Armen so noch seine Todesstunde.

* * *

Der Weg von Celado nach **Burgos** ist gewiß der angenehmste und schönste, den ich in Spanien passirte, und führt nicht nur durch eine ortreiche, sehr lebhafte, mit vielen Baumparthien gezierte Gegend, sondern ist auch, was hier so selten ist, mit oft doppelten Alleen besetzt, die etwa eine halbe Stunde vor der Stadt mehr als sechsfach werden, und die angenehmste Erholung gewähren.

Vor der Stadt liegen rechts an der Straße zwei sehr große Gebäude, ein Nonnen-Kloster und das Militair-Hospital; sie sind von guter Bauart. Jenseits des links fließenden Arlanzon Flusses liegt auf einem hohen Berge, die ehemalige alte, jetzt zum Fort eingerichtete Burg, welche die Stadt beherrscht.

Burgos, die Hauptstadt von Alt-Kastilien und der Sitz des Gouverneurs der Provinz, ist ein bedeutend großer, lebhafter Ort, der ungefähr 10 bis 12,000 Einwohner hat, welche sehr anti-französisch sind.

Es ist hier eine sehr große in Spanien berühmte Kathedrale in gothischem Style, die im Innern architectonischen Werth hat, aber in einem so abscheulichen Winkel so ganz verbaut liegt, daß man kaum sich hinfinden kann.

Ein bei der Wohnung des Gouverneurs eingerichteter Spazierweg am Arlanzon ist des Abends gedrängt voll von der schönen Welt der Stadt.

Auf dem sehr großen und schönen Hauptplatze steht eine recht brav gearbeitete Statüe Königs Karl III. in Bronze und an der Promenade sieht man 4 weißmarmorne Statüen berühmter spanischer Könige auf hohen Postamenten. Zwischen diesen Statüen ist auf einem, dicht am Flusse dazu eingerichteten, mit Pappeln bepflanzten Platze, eine auf Veranlassung des französischen Gouverneurs aus dem, zwei Stunden von hier gelegenen, Kloster St. Pedro Candenna hergebrachtes Monument, das aus den Zeiten der Mauren berühmten Generals, vorzugsweise der Cid genannt, und seiner Gemahlin Urraca aufgestellt worden. Es ist von gelbem, sehr festen Sandstein brav gearbeitet, und verschönert die Promenade sehr.

Zur Vereinigung der Stadt mit den Vorstädten führen drei steinerne Brücken über den Arlanzon. Auf der mittelsten werden gewöhnlich die Todesurtheile an den gefangenen Insurgenten vollzogen. Dieß Trauerspiel ist hier nichts seltenes. An dem Tage meines Aufenthalts daselbst wurden des Morgens sieben und des Abends sechs solche Opfer mißverstandener Vaterlandsliebe erschossen. Unter den letztern war auch ein Priester. Wer mag entscheiden, ob es mit Vorsatz oder aus Ungeschicklichkeit geschah, daß dennoch die Unglückseligen lange gemartert wurden. Es war ein erschütternder Anblick! Bei dergleichen Fällen läßt sich selten ein Spanier sehen.

Der Gouverneur, der sich hier eben nicht zu sicher fühlen mag, hatte der Stadt bekannt machen lassen, daß

beim mindesten Aufstande die vielen Kanonen des Forts gegen sie in Thätigkeit gesetzt werden würden.

Dicht hinter Burgos ist eine sehr große Ebene die eine Stunde lang von der Straße durchschnitten wird und welche wir während der Nacht passirten. Dann verengt sich die Aussicht, auf beiden Seiten entstehen Hügel, der Weg führt in der Mitte durch ein gut bewohntes, Getreide- und Holzreiches Thal, wo besonders links kleine Dörfer am Fuße des Gebirgs, in hübschen Gruppirungen mit Wiesen, gut bearbeiteten Aeckern und Bäumen, die Gegend ländlich, und sehr angenehm machen. Hier wird besonders häufig Flachs gebaut, der zwar niedriger, aber dichter als bei uns wächst; es waren sehr viele Leute in den Feldern beschäftiget.

Die Stadt Briviesca, welche etwa 3,000 Einwohner hat, liegt schon zwischen hohen Bergen; diesseits davon liegen viele Gemüß- und Obstgärten; jenseits Weinpflanzungen; sie ist zwischen Mauern genau im Viereck gebaut.

Ich mußte meine Convoi hier verlassen, um zum erstenmahl in's Hospital zu gehen. Glücklicherweise traf ich, (eine Ausnahme) ein reinliches gut eingerichtetes Institut, wo man sich doch nicht zu verschlimmern, und einiger Ruhe zu pflegen erwarten konnte, denn bei den ungeheuer hohen Preisen der Arzneimittel darf man sich deren Gebrauchs im äußersten Nothfalle nur erfreuen. Die Ordnung in diesem Hospital hat die Gensd'armerie, die

hier garnisonirt, und deren würdiger Arzt, Pichoret, eingeführt. Jeder kranke Gensd'armes zahlt täglich 28 Sous für Essen und Wartung.

Die lange Weile, die mich hier plagte, bestimmte mich, obgleich noch nicht ganz genesen, mit der den 24. Septbr. hier ankommenden Convoi, wobei sich auch die gefangenen Portugiesen von Almeida befanden, abzugehen.

Diese große Convoi war auf der Tour von Burgos hieher im Gebirge von einer bedeutenden Anzahl Insurgenten attaquirt worden; die starke Bedeckung desselben hatte sie bald zurückgewiesen.

Schon hinter Briviessa sieht man in einiger Entfernung jenseits die hohen spitzigen Felsenreihen daliegen, die wir zu passiren hatten.

Durch eine häufig mit Dörfern besetzte Ebene gings wohl 4 Stunden lang auf die Felsen zu, und dann eine gute Strecke an dem rechten Fuße derselben hin. Bald erblickte man auf dem höchsten die schöne Festung Poncorbo; sie ist, von der Natur und Kunst unterstützt, ein herrliches weit dominirendes Werk, und liegt so unantastbar da, wie eine Schnecke in ihrem Hause. Sie kam im Jahre 1807 durch die friedlich scheinende Besitznehmung Spaniens von der französischen Armee in die Hände derselben, welches sonst wohl schwerlich der Fall gewesen seyn würde. Hat man die Festung eine Zeit lang im Auge gehabt, so wendet sich der Weg links in die Felsengrüfte hinein, wo auf einer

kleinen Strecke am Fuße derselben der kleine und finstere Ort Pancorbo liegt.

Nun schlängelt sich der Weg äußerst angenehm und bequem, neben einem sich in den Ebro ergießenden Flüßchen, zwischen den mehr als 200 Fuß hohen Felsenwänden, die oft so weit überragen, daß man glaubt, sie müßten sich losreißen und herunterstürzen, hindurch. Man sieht hier herrliche malerische Parthien, die durch ihr bewaldetes Haupt desto mehr imponiren. Ueberraschend ist es, hier die kleinsten Stückchen am Berge klebender Erde so gut als möglich zu Weingärten oder Maisbau benutzt zu sehen, — ein schöner Gegenbeweis, daß nicht alle Spanier der Vorwurf der Trägheit trift, denn diese Menschen müssen ihr Brod wahrlich im Schweiße ihres Angesichts essen!

Etwa eine Stunde weiter hört die schöne Felsenparthie auf, und man wird durch eine reiche, bearbeitete, Ebene angenehm überrascht. Man hat hier nah und fern manche schöne Ansicht von Felsen und Wäldern, reichen Feldern und Dörfern; der Weg ist mit Nußbäumen besetzt; kurz alles ist hier anmuthig und der ewige traurige Anblick der Verstörtheit und Leerheit hört nun fast auf; die Menschen sind wieder in ihren Hütten, arbeiten und beten, müssen aber doch noch immer leider zu oft erleben, wie man ihre Felder, ihre Weingärten plündert; indessen sie dulden und hoffen auf bessere Zeiten, sind auch zur Herbeiführung derselben nicht unthätig.

Ich kann mich nicht enthalten, von der militairisch herrlichen Lage des Passes bei Poncorbo zu glauben, daß Napoleon dort den forcirten Durchgang sehr theuer hätte bezahlen müssen, und die Einnahme der Festung ihm wohl mehr zu schaffen gemacht haben würde, als die von Magdeburg und Küstrin, daher diese keinesweges seinen Soldaten, wohl aber seiner Menschenkenntniß, und Strategie in jeder Art von Geschäften Ehre machen, die er aber nun in Spanien wohl öfters vergeblich zu üben versuchen mag.

Die Stadt Mirando, welche der schnelle, unschiffbare Ebro-Fluß, mit seinem unebenen Felsenbette durchfließt, ist klein und alt; sie hat etwa 300 Bürger. Auf der großen von Quadersteinen erbauten Brücke, hat man eine weite Aussicht.

Dicht an der Stadt lag auf einem Berge ein Schloß, wovon jetzt nur noch einige Mauern zu sehen sind.

Eine reine Luft, das köstliche Geschenk aller Gebirgsgegenden, erweitert hier die Brust mit doppelter Kraft.

Ungefähr ¼ Stunde hinter Mirando, betritt man die Provinz Biscaya, welche aus den 3 Landschaften Guipuscoa, Biskaya und Aláva bestehet. Die ganze Provinz, die sich schon bei ihrem Eintritte durch herrliche und fruchtbare Gegenden anmeldet, ist sehr bergig, hat viel Waldung, und wird von mehrern Bergströhmen durchschnitten. Sie ist sehr bewohnt, und die Menschen sind, ich möchte fast sagen, ganz anderer Art. Statt daß der Castilianer traurig und träger dahin schleicht, bietet der Bis-

Körper alles auf, sein Stückchen, sauer errungenes, Land immer zu bearbeiten, zu veredeln. Er ist schneller und kräftiger bei der Arbeit und in seinem ganzen Wesen ist Muth und Ausdauer in der Gefahr. Kein Wunder! denn schon in der frühesten Jugend stählt er seinen Körper im Kampf mit seinen Felsenbergen, und bildet so in der Seele den beharrenden Muth; er athmet gesunde reine Luft, lebt von natürlichen kräftigen Speisen, die er mäßig genießt und hat sich dadurch in früheren Zeiten eine gewisse Unabhängigkeit zu erwerben und behaupten gewußt, die seinem Charakter Nationalstolz und Freiheitssinn gaben. — Die Zeiten sind leider schon vorbei! indessen sieht man es doch noch immer mit Freuden, was dieß Volk einst war, und was es unter kraftvoller Leitung seyn würde und werden könnte! —

Ich komme zu meinem Wege zurück, der in die Landschaft Alava führt. Man passirt das Zaderra-Flüßchen, und geht dann lange an seinem Ufer hin. Schön ist die Gegend! Die vielen Berge und nackten Felsen, die hier mit unstreitig großer Mühe bearbeiteten Felder, die so häufigen Dörfer und Flecken; alles erfreut das ermattete Auge. Die herrliche Landstraße, die bald durch kleine Ebenen, bald durch wilde Felsenpartien, Berg auf und nieder, durch Haide und Fruchtland durchführt, ist mit Obst und andern Bäumen besetzt, und erhöht den Genuß. O, ich kann nicht aussprechen, wie sehr mich diese Gegend erfreute; sie ist so lebendig, man wandert so froh, die reine

Luft hebt gewaltig die Brust, man muß hier aufblicken zum Höchsten und ihn bitten, doch diesen schönen Sitz nicht entwehen zu lassen, sondern seinen Bewohnern ihre zum reinen Genuß dieser Schönheit geweihete Freiheit zu erhalten, und ihnen Kraft zu geben, jeder Zerstückelung und Entnervung ihres Vaterlandes — drohe sie, woher sie wolle — mit Kraft sich entgegen zu setzen.

Hier in den Dörfern kauft man wohlfeile Weintrauben, die aber zum Glück der Besitzer nicht an der Landstraße wachsen, auch Früchte und Gemüße mancher Art. Der Anbau des türkischen Waitzens ist die Hauptsache. Auf den Bergen wächst vieles aber niedriges Holz.

Die Stadt Vitoria ist die Hauptstadt von Biscaya; sie ist bedeutend groß und sehr lebhaft, hat ungefähr 9 — 10,000 Einwohner, viel Zufuhre und Handel. Einige große, ja schöne öffentliche Gebäude, worunter sich ein im Quaree gebautes, inwendig mit einem Säulengange versehenes Stadthaus besonders auszeichnet, sind hier. Dieses Stadthaus enthält in seinen drei Etagen alle Büreaus der öffentlichen Aemter, das Rathhaus, die Post, das Kriegs-Commissariat, den Platzcommandanten, die Spitäler, Reconvaleszenssäle ꝛc.

Sein großer innerer Platz ist der Markt aller Lebensmittel.

Gemüße und Obst der feinsten Art sind sehr wohlfeil, man lebt überhaupt sehr angenehm. In der Stadt giebt

es viele Boutiken für alle Arten von Handelsartikeln; doch die mehresten stehen jetzt unbenutzt.

So wohl in der Stadt, als vor dem Thore sind schöne Spatzirgänge angelegt, die besonders des Abends gedrängt voll sind.

Die Straßen der Stadt sind eng, die Häuser übertrieben schmal, meistens von schlechtem Fachwerk und mit Ziegeln ausgemauert.

Das Lieblingsspiel der Biscayer ist das Ballschlagen; hierzu hat man in den Städten, so wie denn auch hier besondere Plätze eingerichtet, die auf der einen Seite eine hohe lange Mauer begränzt. Der Spieler stellt sich auf etwa 10 — 15 Schritt davor, wirft den Ball zur Erde, und indem er wieder in die Höhe springt, schlägt er ihn, mit der Hand gegen die Mauer, läuft nun auf den Punkt, wo er glaubt daß der Ball niederfallen werde, giebt ihm hier einen neuen Schlag, und fährt so fort, bis er endlich fehlt, wo nun die Reihe an seinen Mitspieler kommt. Dieß Spiel wird gewöhnlich von 2 bis 3 Personen gespielt, keiner will das Vergnügen entbehren; Junge und Alte, Vornehme und Geringe, Alle nehmen gern Theil, nur keine Frauen, denen es doch ein wenig zu lebhaft und ungraziös seyn dürfte. Man sollte nicht glauben, welche Gewandheit der Spanier hier zeigt, und wie er sich abarbeitet, um nur der Geschickteste zu seyn.

Ausgemacht ist, daß diese Spanier uns sowohl, als die Franzosen an Gewandheit weit übertreffen; hier läuft

und springt ein vierzigjähriger Mann besser als unsere Jünglinge, sie haben mehr Stärke, und üben sich fortwährend.

Die Hauptkirche zu Vitoria, die jetzt wieder hergestellt ist, hat vielen Reichthum, doch ohne allen Geschmack.

Zwölfter Brief.

Salinas. Mondragon. Villa real. Tolosa. Hernoni. Französische Gränze. St. Jean de Luz. Abschied.

Der ganze lange Weg durch die Landschaft Guipuscoa läuft zwischen Felsen und Bergen hin, die mit Holz bewachsen sind, und ein schönes frisches Grün haben. Auf dem ganzen Wege findet man zum Erstaunen viele Häuser und Dörfer, und mit fast unglaublichem Fleiße hat man auf den höchsten Bergen kleine und große Felder bearbeitet, und mit Mais, der hier üblichen Brotfrucht, die indessen beim Backen mit Roggen vermischt wird, besäet.

Ungefähr bis auf die Mitte deß Weges gehet man rechts an einem tiefen sehr schönen Thal, mit vielen anmuthigen Häusern, auch einem Kloster bebaut, vorbei. Je näher man dem Städtchen Salinas kommt, je herrlicher wird die Gegend; es liegt am Fuße eines bedeutend hohen Berges, über den der Weg, so leicht wie möglich,

schneckenförmig geführt ist, von welchem aus man über die Stadt weg einen weiten erhabenen Anblick hat.

Hier ist wieder eine herrliche militairische Position, wo 1000 Mann leichter Infanterie, mit einer leichten Batterie versehen, mehr als 10,000 Mann abhalten können.

Der Weg von Salinas bis Mondragon geht jetzt in jenem Thale, neben einem kleinen Flüßchen, welches sich ins Meer ergießt, und hier einige Mühlen treibt, fort; er wird, je näher man der Stadt kommt, immer milder und schöner. Der Ort selbst liegt zwischen hohen Bergen ganz versteckt, ist klein, und nicht hübsch; es herrscht hier große Armuth.

Die reinste Luft und stets schönes Wetter, machen die Reise sehr angenehm.

Hier, vor dem Thor von Frankreich, giebts noch immer viele Insurgenten; man reist äußerst unsicher; hier schon wurde mancher Courier aufgehoben.

Der Weg führt immerwährend zwischen hohen Bergen dahin, die mit unglaublichem Fleiße bearbeitet sind. Ohngeachtet dieser so achtungswerthen Anstrengungen sind die Menschen äußerst arm, aber bis zum Bewundern genügsam; sie essen nicht nur sehr wenig, sondern auch noch so gering, man möchte sagen schlecht, daß man sich mit Recht wundert, woher sie die Kraft zur Arbeit nehmen. Einiger im Feuer gerösteter Mais und etwas Gemüße, zum Leckerbissen etwa Stockfisch, sind ihre Nahrungsmittel.

Die reine Bergluft, die von Jugend auf geübte schwere Arbeit, und die einfache Lebensweise sind meines Erachtens der Grund, daß man dennoch so viel gesunde und sehr alte Leute findet, die mit ihren zerlumpten Kleidern doch immer sehr vergnügt sind.

Schon bei Mondragon hört die spanische Sprache fast ganz auf; man spricht hier und im ganzen Gebirge, bis hinter Bajonne Basguisch, welches eine Mundart ist, in welcher das Spanische sich ganz verliert.

Die kleine unansehnliche Stadt Villa real liegt wie Mondragon zwischen lauter hohen Bergen wie in einem Kessel; diese Orte leiden im Frühjahre viel von den Berg-Gewässern.

Es sind hier zweirädrige Wagen üblich, an denen die Achsen in den Rädern fest sind, also mit herumgehen, wobei aber durch die Reibung ein dem Ohre höchst empfindliches Knarren entsteht, welches man weit hört. Doch die Furcht erschlagen zu werden, läßt diese Unannehmlichkeit gern ertragen, und so schleicht man geduldig daneben her, die nahe Erlösung in der Aussicht.

Wir kamen nach Tolosa. Dieser Ort ist alt und finster, und die letzte große Stadt in Spanien, ihre Lage zwischen hohen Bergen aber malerisch schön.

Es giebt da viel Obst, ächte Kastanien, Mais und Gemüse aller Art zu guten Preisen. Das Waitzenbrot ist hier theuer; die Leute essen meistens eine Art nicht übelschmeckender Kuchen von Mais.

Auch Wein und Trauben sind nicht mehr wohlfeil.

Die Menschen dieser Gegend werden sehr leicht zornig, ja, bis zur Wildheit.

Sonntags sitzen die Weiber haufenweise auf den Straßen und spielen Karten.

Das Rindvieh ist schlecht, ungefähr wie in Preußen.

Ein an der Stadt vorbeifließendes Flüßchen hat schöne Parthien.

Die Berge dauern fort, werden aber niedriger; die Gegend bleibt angenehm, fruchtbar und bewohnt. Die recht niedliche Stadt Gernoni ist nicht ganz klein. Vom alten, mit hohen Bäumen beschatteten, Kirchhofe hat man eine sehr niedliche Aussicht in ein Thal.

Der Weg bis auf die französische Gränze, wo wir am 2. October eintrafen, war bergig, wie bisher immer, und hatte schöne Parthien; mit unendlicher Freude erblickte ich links das große Meer und die Gränze.

Die Gegend wird lebendiger und kultivirter, man sieht schön angelegte Landhäuser und Gärten, als Zeichen der Nachbarschaft Frankreichs.

Die eine Stunde vor der Gränze gelegenen Städte Yron und Fonterabia, (welches letztere dicht am Meer liegt) sind beide klein, aber lebhaft. Noch hier hat man sich und zwar mit Recht vor den Insurgenten verschanzt, denn auch hier noch werden Couriere aufgehoben.

An der Gränze, auf der in meinem ersten Briefe gedachten Brücke des Bidassoa, wird man scharf visitirt,

ob man etwa mehr als achtzig Franken an Geld, oder andere Contrebande bei sich führt. Bei dieser Gelegenheit werden die Douanen oft arg hintergangen.

Endlich, mein Freund, hatte ich Spanien wieder im Rücken und dankvoll hob ich meinen Blick empor, als ich in St. Jean de Luz wieder einwanderte, welches vor 6 Monaten ich verlassen hatte, um einem Acte des merkwürdigsten Trauerspieles beizuwohnen, das die neuere Geschichte kennt.

Und hier sey auch der Gränzstein meines Tagebuches. Alles übrige, was es noch enthält, bis zu meiner Rückkunft in das heilige deutsche Vaterland, ist zu unwichtig, um noch einmal geschrieben zu werden.

Bald hoffe ich Sie zu sehen und dann am wärmenden Kamine erlauben Sie mir vielleicht die wenigen interessanten Einzelnheiten aus der zweiten Hälfte meines Rückmarsches Ihnen erzählen zu dürfen.

Zur Characteristik verschiedener Völker, Dynastien und ihrer Zeitalter.

Geschichts-Bruchstücke.

Vorwort des Redacteurs.

Es werden in diesem Abschnitte Thatsachen aus der Geschichte geliefert zur Beleuchtung der Begebenheiten, als Schlüssel zu manchem politischen Räthsel. Indem wir damit eine Helle über Ereignisse, Urtheile und ihre Folgen zu verbreiten suchen, hoffen wir den Dank derer zu erwerben, welche, indem sie das Unterhaltende lieben, zugleich gern einen tiefern Blick in die politische Haushaltung der Fürsten, ihrer Minister und Feldherren thun, als das gewöhnliche Studium der Geschichte gestattet.

Thaten und Aussprüche merkwürdiger Männer und Frauen, Blicke in das Privatleben solcher Personen, an deren Entschließungen, Handlungen und Aeußerungen oft

das Wohl ganzer Nationen, die Zukunft vieler Generationen geknüpft war und ist, gewähren neben dem Interesse, das ihnen angehört, noch die gereifte Frucht der Erfahrung, welche uns erhebt zur richtigen Ahnung der kommenden Zeit bei der Wahrnehmung gleicher Conjuncturen.

So betrachtet erscheint die Geschichte auf dem höchsten Standpuncte alles menschlichen Wissens; so wird sie die Fundgrube für Moral und Politik.

Darum versäume man nicht die alte Zeit über der neuen, hänge sich nicht mit schädlicher Einseitigkeit oder modehafter Geckerei nur an die Geschichte des Tages — jage nicht nur Anekdoten nach zur Tödtung eines langweiligen Augenblicks: sondern dringe in das höhere Leben der Vorzeit ein und wende die Lehren dieser Erfahrung auf die Erscheinungen und Bedürfnisse der Gegenwart nutzbar an.

Aus folgenden Geschichtsbruchstücken wird sich endlich ein Mosaik-Gemälde zusammenstellen lassen, das belehren, erfreuen, belustigen, erheben, erschrecken, empörend wird, je nachdem man es nun aus dem einen oder andern Augenwinkel betrachten mag.

Dieß aber bleibt billig dem Leser und Zuschauer überlassen.

Geschichts-Bruchstücke.

Ludwig der Vierzehnte.

Ludwig sprach auf dem Sterbebette zu seinem Nachfolger:

„Bald werden Sie nun auf dem Throne Frankreichs „sitzen. Vor allem haben Sie Achtung auf Ihre Pflich„ten gegen Gott. Ihm verdanken Sie alles, was Sie „sind; seyn Sie stets bemüht, Frieden mit Ihren Nach„barn zu halten; ich habe zu sehr den Krieg geliebt. „Folgen Sie mir darin so wenig, als in meinen gro„ßen Ausgaben. Nehmen Sie in allen Dingen Rath „an und bemühen Sie sich stets den bessern aufzufinden. „Erleichtern Sie die Lasten des Volks und thun Sie „das, was mir unglücklicher Weise nicht möglich „war.“ —

Als die Alliirten im spanischen Erbfolgekriege es zur Friedensbedingung machten, Ludwig solle die Stände zur

Ratifikation des Friedens berufen, ließ der König folgende Worte ins Publikum kommen:

„Eroberungssucht ist den gemischten Regierungsformen eben so gut eigen, als den unbeschränktesten Monarchien. Solche Nationen, wo die höchste Gewalt zwischen dem König und den Stellvertretern der Nation vertheilt ist, sind von Natur mehr zum Kriege geneigt. Die Engländer haben sich in dem Blute ihrer Könige gebadet; sie haben diese abgesetzt, enthauptet, eingekerkert, verbannt; sie haben durch ihre blutigen Trauerspiele bei allen Völkern auf dem Erdboden Schaudern erregt. Jede von diesen Staatsveränderungen war vom Parlement gebilliget, oder sein Werk. Weiser und glücklicher haben die Franzosen eingesehen, wie schädlich der Gebrauch des Schwerdtes in den Händen des Volks ist. Um ruhiger in ihren Häusern zu seyn, haben sie das Schwerdt ihren Königen zurückgegeben, und es würde ein zweckloser Versuch seyn, es diesen wieder aus den Händen winden zu wollen. Wo ist das göttliche oder menschliche Gesetz, auf welches sich eine so abscheuliche Politik gründen könnte? Die Engländer lieben zuweilen ihren König, die königliche Würde ist ihnen aber verhaßt; umgekehrt hassen die Franzosen zuweilen ihren König, lieben aber immer den Thron, und diese Liebe der Souverainität söhnt sie stets mit ihren Herrschern aus. Man sehe, welche Kraft das königliche Ansehen in Frankreich besitzt! An das Wohl des Königs ist das Wohl aller seiner Unterthanen geknüpft: die Besoldungen, die großen

Jahrgelder, die Darlehen, die rückständigen Renten, hängen von der Erhaltung der unumschränkten Gewalt des Königs ab. Sobald man diese angreift, sobald eine andere Macht im Staate entsteht, so schwebt jede von jenen Gattungen in Gefahr. Das wissen die Franzosen, und daher hatten sie so eine unumschränkte Gewalt für so wesentlich nöthig, daß gewiß alle Stände im Staate sich wechselsweise aufmuntern werden, sie aufrecht zu erhalten. Sie haben vergessen, daß es einmal Reichsstände gegeben hat."

Richelieu.

Der Marschall Richelieu sagt in seinen Denkwürdigkeiten 1ster Band Seite 134.

„Einheit der Mittel bei uns, Verschiedenheit des „Interesse bei den Feinden (im spanischen Erbfolgekriege) „wird immer die französische Nation retten. Sie macht „gleichsam den Mittelpunkt der verfeinerten Welt, sie ist „abwechselnd von Land und Meer umgeben; sie kann allenthalben hinwirken, sie kann sich auf alle Art vertheidigen: folgt sie in ihrem Innern den Vorschriften der „Klugheit, dann hat sie die Natur zur Beherrscherin von Europa bestimmt."

„Zu meiner Zeit hat sie einen solchen Einfluß nicht „gewinnen können. Minister ohne Fähigkeiten zu Entwür-

„sen, ohne Schwung im Charakter, ohne Zuneigung ge„gen den Staat, und nur auf persönlichen Vortheil be„dacht, solche Minister, Maitressen und Höflinge waren „dagegen, unübersteigliche Hindernisse.“

Würde Richelieu, wenn er jetzt lebte, nicht sagen: Napoleon und die Franzosen hätten seine kühnsten Erwartungen übertroffen?

Charlotte Elisabethe von Orleans.

Die Mutter des Regenten von Frankreich, Gemahlin Philips von Orleans, Charlotte Elisabeth, geborne Prinzessin von der Pfalz, correspondirte mit der Prinzessin von Wallis, geb. Prinzessin von Anspach, in deutscher Sprache, unter Ludwig XIV. und ihrem Sohn, dem Regenten.

Diese Korrespondenz wurde 1789 gedruckt, und aus diesem Buche sind folgende Stellen gezogen, so wie sie dastehen. Richelieu sagt von dieser Dame in seinen Denkwürdigkeiten Band 2.:

„Die Mutter des Regenten hatte einen Anstrich von „Rohheit, von Mangel an Verfeinerung aus ihrer Jugend „und aus ihrem Vaterlande an sich. In Grundsätzen und „Reden blieb sie völlig deutsch, sie wußte nichts von „Verstellung, von Freiheit, von Umwegen, von Prüde-

„rie. Sie haßte die Maintenon, nannte sie die alte Sau, „die Hexe, die Betschwester. Madame trug Mannsperücken, hielt Jagdhunde. Sie ritt die unbändigsten Pferde, ging auf die Jagd, führt Degen und Flinte, und „wußte Hirsche zu hetzen."

Sie selbst sagt in ihren Briefen an die Prinzessin von Wallis, von sich:

1) Falschheit passirt hier vor Verstand und Aufrichtigkeit vor Einfalt. Ich bin hier weder schlau noch verständig, und habe oft sagen hören: „Vous êtes trop d'une pièce." (den 7ten Januar 1716.)

2) „Warum ich mich in nichts mischen will? das will ich offenherzig heraussagen: ich bin alt, habe mehr Ruhe vonnöthen, als geplagt zu seyn; ich mag nichts anfangen, was ich nicht wohl zu Ende bringen könnte; regieren habe ich nie gelernt; ich verstehe mich weder auf Staatssachen, noch auf Politik, und bin viel zu alt, was so schweres noch zu lernen. Mein Sohn hat Gottlob! Verstand, die Sache ohne mich auszuführen; zudem so würde es viel jalousie bei seiner Gemahlin und ältesten Tochter zuwege bringen, die er lieber hat als mich; das würde ein ewiger Zank seyn, und das ist meine Sache nicht. Man hat mich genug geplagt, aber ich habe festgehalten, ich wollte meines Sohnes Gemahlin und Tochter gern ein gutes Exempel geben; denn dieses Königreich ist zu seinem Schaden durch alte und junge Weiber regieret werden. Es ist einmal Zeit,

daß man die Amtsleute gewähren läßt, also habe ich die Parthei gefaßt, mich in gar nichts zu mischen. In England können Weiber regieren, aber wenn's recht geht, sollten in Frankreich die Männer allein regieren. Wozu sollte es mir nutzen, mich Tag und Nacht zu quälen? Ich begehre nichts als Ruhe. Alle die Meinigen sind tod, für wen sollte ich mich in Sorgen setzen? Meine Zeit ist nun vorbei, muß nur sehen, so zu leben, damit ich ruhig sterben kann; und es ist schwer in großen Weltgeschäfften ein ruhiges Gewissen zu behalten." (den 22. September 1716.)

3) „Ich bin zu Heidelberg geboren im 7ten Monat. Kann ich durch meine Rekommendation armen Leuten helfen, bei den Räthen von jedem Conseil, employre ich mich von Herzen dazu; geschiehts, bin ich froh, geschiehts nicht, denke ich, daß es Gottes Wille nicht gewesen, und gebe mich zufrieden." (den 9ten Januar 1716.)

7) „Ich frühstücke selten, thue ich es aber, so nehme ich nur einen Butterram. Alles fremdes Zeug kann ich weder leiden noch vertragen, nehme weder Chocolade, Kaffee noch Thee; alles dieses ist mir durchaus zuwider. Ich bin in allem ganz auf dem deutschen Schlag, finde im Essen und Trinken nichts gut, als was auf dem alten Schlag ist." (den 16ten July 1716.)

8) „Ich bin mein Lebetage lieber mit Degen und Flinten umgegangen, als mit Puppen; wäre gar zu gern ein Junge gewesen, und das hätte mir schier das Leben ge-

kostet, denn ich hatte erzählen hören, daß Maria Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden; das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe.“ (den 18ten August 1718.)

14) „In der ganzen Welt können wohl keine häßlicheren Hände gefunden werden, als die meinigen. Der König hat mir's oft vorgeworfen, und mich von Herzen mit Lachen machen, denn wie ich mich in meinem Leben nicht habe piquiren können, was hübsches zu haben, so habe ich die Parthie genommen, selber über meine Häßlichkeit zu lachen; das ist mir recht wohl bekommen; habe oft genug zu lachen gefunden.“ (den 19ten März 1717.)

19) „Ich bin recht froh gewesen, wie mein Herr seel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir's J. L. proponirten, antwortete ich: „Oui, de bon coeur, Monsieur, j'en serai très contente pourvû que Vous ne me haissiés pas, et que Vous continués à avoir un peu de bonté pour moi.“ Das versprach er mir, und wir waren beide sehr content von einander.“ (den 11ten Juni 1717.)

„Es war auch gar verdrießlich, bei Monsieur zu schlafen, er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte; mußte mich also so sehr auf dem Bord le-

gen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war also herzlich froh, wie Mons. en bonne amitié und ohne Zorn proponirte, daß jedes in seinem Appartement apart schlafen solle." (den 2ten Decbr. 1720.)

27) „Ich habe nie französische Manieren gehabt, noch annehmen können, denn ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Deutsche zu seyn, und die deutschen Maximen zu behalten, welche hier selten gefallen." (den 5ten Octbr. 1717.)

28) „Ich esse keine Suppe als Milchsuppe, Biersuppe und Weinsuppe, ich kann gar keine Fleischbrühe vertragen; esse ich etwas, wo Fleischbrühe darinn ist, bin ich gleich krank, der Leib geschwillt mir und macht mir Grimmen; nehme ich aber pure Fleischbrühe, muß ich mich aufs Blut übergeben, vorher Schinken und Knackwürste, ersetzen mir den Magen wieder." (den 5ten October 1717.)

39) „Ich muß wohl häßlich seyn, ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lefzen, das kann kein Gesicht formiren; große hängende Backen, ein groß Gesicht, und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib und Schenkel; Summa Summarum, ich bin gar ein häßliches Schätzchen. Hätte ich kein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden. Um zu sehen, ob ich Verstand in den Augen habe, müßte man sie mit einem Mikroskope oder wenigstens mit einer Brille mit Conserven ansehen, sonst ist es

eine Kunst davon zu judiciren." (den 9ten August 1718.)

64) „Wie das erstemal zu St. Germain am Hof kommen, kam unser König seel. gleich zu mir, au chateau neuf, wo Mons. seel. und ich logirten, und führten Mons. le Dauphin zu mir, so damals ein Kind von 10 Jahren war. Sobald man mich angezogen hatte, fuhr der König wieder ins alte Schloß, empfing mich dans la Salle des Gardes, und führte mich zur Königin, sagte mir ins Ohr: „n'en ayés pas peur Madame, elle aura plus de peur de Vous que Vous d'elle." Der König war so barmherzig, wollte mich nicht quittiren. Er setzte sich zu mir, und allemal, wenn ich aufstehen mußte, nemlich wenn ein Duc oder Prince in die Kammer kam, stieß er mich unvermerkt in die Seite." (den 1sten Decbr. 1719.)

70) „In meiner Jugend bin ich sehr lustig gewesen, davon ist mir der Name „Rauschenplattenknecht" überkommen." (den 30sten April 1720.)

Law.

Folgende Lebenszüge der Duchesse d'Orleans belegen, in welche Fieberhitze die erste Erfindung des Papiergeldes

die Pariser, besonders die Weiber versetzte, so daß sie alle Weiblichkeit aus den Augen verloren. Zugleich sieht man den Verfall der Sitten zu jener Zeit daraus. Sie sagt unter andern:

„Der Law wird so gesucht, daß er Tag und Nacht kei„ne Ruhe hat; eine Duchesse hat ihm vor allen Men„schen die Hände geküßt. Wenn ihm die Duchessen die „Hände küssen, was müssen ihm die andern Damen „nicht küssen?“

„Law wollte einigen Damen nicht sogleich Audienz ge„ben, weil ihm eben gar sehr Noth zu p . . . war; „wie er voll Ungeduld es den Damen endlich sagte, ant„worteten sie: cela ne fait rien, pissez et ecou„téz nous. *)“

„Laws Kutscher hatte viel Geld gewonnen, und bat um „seinen Abschied. Der Herr trug ihm auf, einen an„dern zu schaffen. Des andern Tags brachte er zwei zur „Auswahl, den, welchen er nicht möchte, wolle er sich „selbst miethen.

---

*) Richelieu bestätigt diese Anekdote in seinen Memoires.

„Mein Sohn wollte seiner Tochter als Reisegesellschaf=
„terin eine Duchesse mit nach Genua geben, darauf
„antwortete ihm jemand:

Monsieur! Si vous voulez avoir le choi des Duchesses, envoyez chez Madame Law; Vous y trouverez toutes rassembles.

Die Pariser sangen, nachdem sie der Banknoten übergenug hatten:

Lundi j'achetai des Actions;
Mardi je gagnai des Millions,
Mecredi j'arrangai mon Menage,
Jeudi je pris un Equipage,
Vendredi je suis un Bal
Et Samedi a l'Hospital.

Mit diesen wenigen Worten wurde das ganze System charakterisirt. Die Roués, welche den Regenten umgaben, lachten über dieses System und Lamillac, einer der ärgsten von ihnen, sagte einst in der Assemblee, in Gegenwart des Regenten, zu Law:

„Sie haben mir mein System gestohlen, um Geld zu „verdienen; ich mache auch Billets, doch bezahle sie „nicht; Sie werden es auch so machen."

Richelieu erzählt. Geld konnte die Mutter des Regenten nicht blenden, wohl aber übernahm Law, der schönste Mann seiner Zeit, die Rolle, die er am besten spielen konnte, denn Madame, ungeachtet ihres Alters, war wie ein Mädchen von 20 Jahren."

Mazarin.

Man hat abscheuliche Bücher gegen Mazarin geschrieben. Er stellte sich sehr böse an, ließ alle Exemplare zusammen suchen, als wenn er sie verbrennen wollte; aber wie er sie alle hatte, ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen, zog 10,000 Rthlr. davon, lachte und sprach: „Die Franzosen sind doch recht artige Leute, ich lasse sie singen und schreiben, so lassen sie mich machen, was ich will."

Mazarin wollte keine Unglückliche um sich leiden, wenn er jemand in seine Dienste nehmen wollte, fragte er: est il heureux?

Louvois.

Zu Louvois Zeiten, waren alle Tanz- und Fechtmeister an fremden Höfen, für seinen Dienst besoldet.

Louvois ist vergiftet worden, man glaubt durch die Maintenon; der Arzt, welchen sie dazu gebraucht, und der nach ihm auch Gift erhalten hatte, sagte auf dem Todtenbette:

je meurs empoisonné; je l'ai bien merité, pour avoir empoissoné mon maitre Mss. Louvois.

Madame de Coronel sagte einst von dem Jüngling Seignelai, der Minister, und von der Wittwe Skarren, die Maitresse geworden, und schon alt war:

j'ai vu à la Cour ce, que je n'eus jamais cru voir; c'est: l'amour au tombeau, et le ministère au berceau.

Sobald in Frankreich ein Königskind, so man Enfant de France nennt, zur Welt kommt, und gewickelt ist, hängt man ihm den Orden um.

Anna von Oesterreich.

Daß eine Königin (Anna von Oesterreich) in Frankreich regierte, hat alle Weiber, bis auf die Kammermagd in-

trignant gemacht. Die Königin verschenkte die fünf grandes Fermes, von welchem der ganze Hof lebte, an eine Kammerfrau; wie sie in den Rath gieng, um dieß zu proponiren, fingen sie alle an zu lachen. Wie sie die Sache explizirt hatten, war die Königin sehr verwundert, und meinte, Sie hätte nur eine kleine Ferme gegeben, so les cinqs Fermes hieße.

Ludewig der 15te als Enfant de France.

Den 12ten August 1717 war der König des Morgens aus dem Bette gefallen, aber ein Kammerdiener, so ihn fallen sah, hat sich gar geschwind auf den Boden geworfen, so daß der König auf ihn gefallen, und sich nicht wehe gethan. Darauf ist der König unters Bett gekrochen, und hat aus purem Muthwillen nicht reden wollen, und seine Leute in große Sorge und Noth gesetzt.

Man kann kein angenehmeres Kind sehen, als unser König ist; hat lange braune Augenbrauen und Augenlieder, schöne Farben, der Mund gar roth, nicht zu lange Oreilles, und ein hübsch Mäulchen, runde Bäckelchen rc. hat einen noblen Gang, setzt den Hut auf, wie unser Kö-

nig seel. Weil er wenig spricht, kann man nicht wissen, was das Innerliche und sein Humor ist, fängt an wohl zu schießen, Fasanen und Rebhühner. Hat ein groß Passion für das Schießen. Hat die jungen Buben, so mit ihm spielen, einen Orden gegeben, so er inventirt, dieweil er Verstand hat; wenn er nur mehr sprechen wollte.

Als der Regent, Düc d'Orleans, seine Macht bevestigen wollte, führte er den König, Ludwig den funfzehnten, damals 5 Jahre alt, in's Parlament, der in einem Lit de Justice mit vieler Anmuth sprach: — „Ich erkläre „den Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs, um „während meiner Minderjährigkeit die Staatsverwaltung zu führen."

Das Volk rief voll Freude: „Vive le roi!" und der Herzog Regent war mit seinem Papagei zufrieden.

Philipp V. König in Spanien.

1) Der König in Spanien ist ein guter stiller Herr, er ist gar gut, spricht wenig, und liebt seine Gemahlin außer

der Maßen; läßt ihr alle Sorgen, und bekümmert sich um wenig.

2) Er ist devot; aber wär er es auch nicht, so wäre er sehr debouchirt, denn er kann Weiber nicht entbehren, darum liebt er alle seine Gemahlin so sehr. Der gute König weiß die Meriten nicht wohl zu unterscheiden, wenn er nur was im Bette hat, ist alles gut bei ihm.

3) Er läßt sich alles weiß machen, was die, woran er gewöhnt ist, ihm sagen, weiter denkt er nicht.

4) Ein gar guter Herr, doch ein wenig opiniatre, wenn er was im Kopfe hat. Er ist gar Gottesfürchtig, drum liebt er seine Gemahlin so sehr; er sollte vermeinen verdammt zu werden, wenn er bei einer andern läge; er läßt sich leicht führen, drum will ihn seine Königin nicht aus den Augen lassen.

5) Es ist wahr, daß die Königin in Spanien im Anfang die Prinzesse des Ursins über alles geliebt hat, und verzweifeln wollen, wie man sie das erstemal weggejagt; auch was man vom Beichtvater erzählt, ist auch wahr es fehlt nur eine Circonstance, nehmlich, daß der Duc de Grammont, so damals Ambassadeur war, auch wie der Confesseur gesprochen, und deswegen wieder zurückgeschickt wurde. Die Königin hatte ein sicher Mittel, dem Könige in Spanien alles zu sagen, was sie wollte; der gute Herr

ist greulich erpicht auf den Beischlaf, damit machte die Königin mit dem König was sie wollte; sie hatte eine Roulette *) in ihrer Kammer, wann er nicht thät was sie wollte, ließ sie ihn in der Roulette liegen, that er aber was sie wollte, ließ sie ihn in ihr Bette kommen, welches des Königs größte Felicität war. Es war nicht vor so lang, wie des Königs in Spanien Beichtvater gemeint, daß er von Madrid weggewesen; denn sobald die des Ursins weg, hat der König den Beichtvater wieder von Rom holen lassen.

*) Rollbette.

(Die Fortsetzung folgt.)

3.

Die neueste Zeit im Lichte der Wahrheit.

Wem das Schicksal den Beruf gab, die Thaten der Zeit zu zeichnen für die Mit- und Nachwelt, dem ward zugleich die heilige Verpflichtung auferlegt, jede Entstellung der Wahrheit zu fliehen, wie die Sünde der Lüge selbst.

Der aber, welcher — mit einem warmen Herzen für das Vaterland, mit dem Maaßstabe der Gerechtigkeit in sich, für alles fühlend, was außer des Vaterlandes Gränzen Großes, Gutes und Schönes geschieht — von dem Muthe belebt ist, den man jetzt für unentbehrlich hält, um die Wahrheit zu sagen: der schreibe die Geschichte seiner Tage — in ihn legte das Verhängniß den Beruf dazu.

Und mit diesem Muthe, mit dieser Liebe zu dem Vaterlande, mit dem Maaße der Gerechtigkeit für alles Fremde in mir, ergreife ich denn die Feder, um die Begebenheiten meiner Zeit und ihre Folgen zu zeichnen.

Die Dinge darzustellen, wie sie sind, doch ohne Verwegenheit, überall die Wahrheit zu sagen, ohne Bitterkeit, nie zu schmeicheln bei aller Achtung vor dem ächten Verdienste: dieß sey meine Devise; denn man soll hier das Jahr Achtzehnhundertelf schauen in seiner wahren Gestalt.

Doch keine Chronik, keine Aufzählung der einzelnen Ereignisse, an dem Faden des Kalenders, wird man hier finden, sondern Heraushebung derjenigen Begebenheiten, welche eigentlich die Geschichte der Völker und Staaten bilden, die Nationen und ihre Fürsten charakterisiren, um sie nach den Erfordernissen, die sie haben müssen, um den Menschen Glück und Ruhe zu geben, prüfen zu können.

Die Nationen bestimmen die Reihenfolge der Bilder.

Mit dem jetzt weltherrschenden,

dem französischen Volke,

in den Einwirkungen auf seine eigene und auf der andern Mitmenschen Wohlfarth, beginnen wir.

Frankreich

hatte am Schlusse des Jahres Achtzehnhundertzehn einen noch nie gehabten Gipfel politischer Größe errungen.

Doch schmerzlich lastend drückte diese Größe zunächst und unmittelbar auf Deutschland. Erkannte man auch ein höheres Walten in dem was geschah, und beugte man sich, voll Ergebung in den mächtigern Willen, unter das Geschick: so mußte doch der Schmerz jedes Gefühl überwältigen, als man am neuen Jahrstage Achtzehnhundertelf den Stolz deutscher Nation, die Krone der ehrwürdigen Hansa, zertrümmert erblickte.

Jeder Gemeinde thut es wehe, wenn vielleicht ein unglücklicher Prozeß ihre Flurgränze verengerte. Wie sollten wir Deutsche nicht mit Recht trauern, und es büßen, wenn wir täglich mehr empfinden, wie in dem großen Prozesse, den zwei Kolosse gegen einander führen, wir selbst nur als das Unterpfand der einen Parthei gelten, das ihre Kosten decken muß!

Ist Deutschland jetzt etwas anderes, als das Opferlamm, das Anderer Sünden trägt? —

Sechshundert Quadratmeilen an Areal und 1,185,421 theurer Mitbürger verlor die deutsche Nation durch jene schnell vollzogene Willensmeynung des französischen Kaisers, mitten im Continentalfrieden, ohne Concurrenz irgend einer dritten Person. Wenn man aber glauben sollte, die abgerissenen Provinzen wären um deswillen der deutschen Nation nicht genommen worden, weil darin der deutschen Sprache das Bürgerrecht neben der französischen gelassen sey: — so ist dieß nur ein leidiger Trost. — Stand es in Napoleons

Macht, in ihnen die Sprache seines Volkes mit Einem Schlage einzuführen, wie sein Gesetzbuch, so hätte er es gewiß gethan, und würde dann beim Gegentheile sehr zu tadeln seyn. Wie vielerlei Sprachen werden nicht im weiten Gebiete des französischen Reichs gesprochen? und doch sind alle Bewohner dieses Gebiets Franzosen, weil sie einen Herrn, ein Gesetz, und folglich ein Interesse haben. Und eben weil sie Ein Interesse haben, besiegen sie die Uebrigen. Diese Einheit fehlt den Deutschen, sonst wären diese der andern Herrn. Schon in der Gemeinschaft des Gesetzes liegt der mächtigste Impuls für das Uebergewicht der Sprache des neuen Vaterlandes, besonders dieser Sprache, die von dem Augenblicke an zur Weltsprache erhoben wurde, als man in nachäffender Annahme der französischen Sitten, sich in tiefster Bescheidenheit für ein „bete allemande" hielt, wenn man in französischer Mundart nicht wenigstens zu conversiren verstand, — als man endlich sie zur diplomatischen wählte. Das gemeinschaftliche Gesetzbuch also ist hier der beste Sprachlehrer und Zwangmeister. Alle Original-Decrete rc. sind in der fremden Sprache abgefaßt, und in strittigen, zweifelhaften Fällen wird immer nur der französische Text anerkannt werden dürfen, der deutsche dagegen stets nur als offizielle Uebersetzung gelten, wie auch neulich erst (am 12. Januar 1811) in Westphalen befohlen worden ist.

Zudem werden schon bei der dritten und vierten Ge-

neration, in jedem einverleibten Lande, nur noch wenige Tropfen Blut der Ahnen in den Adern fließen und das ursprüngliche Geschlecht auf diese Weise nach und nach degeneriren.

Napoleon weiß zu gut, daß sich das alles von selbst giebt, daß der Geschlechtstrieb (besonders wo das Militair zur Vermischung des Blutes beitragen kann) und das neue Gesetz das Volk in Sprache und Sitte ganz unfehlbar verwandle. Um wie viel leichter aber muß dieß bei den Bewohnern solcher Provinzen gelingen, deren Deputirte im Angesichte von ganz Europa dem neuen Beherrscher die Versicherung gaben: „daß sie im Herzen schon längst Franzosen gewesen wären.“*)

Es dürfte daher jeder andern Ansicht hiervon, vielleicht nicht mit Unrecht, entweder Affectation oder Kurzsichtigkeit untergelegt werden.

Verloren ist verloren! — Das vorige Jahr verwundete daher jedes deutsche Herz tief, und Vielen gingen jetzt erst über die Wichtigkeit des Friedensschlusses von Wien für ganz Europa die Augen auf.

Das Decret von Trianon hatte allen Handel, die Seele des Körpers, durch und durch erschüttert und mit Bangigkeit dachte man über „die Gränze des Möglichen“ nach. Da vollendete die gänzliche Trennung von der Nordsee und die neue Gränze für Deutschland durch die

*) Rede der Deputation der incorporirten Hansestädte an den französischen Kaiser.

Barrieren der französischen Douanen von Wesel bis Travemünde endlich Alles, was nach dem Regulative von Trianon und der Wegnahme Hollands für Deutschland etwa noch übrig geblieben war. Große Maaßregeln sollen große Wirkungen hervorbringen, und allerdings gehören diese Decrete, diese Gränzveränderung unter die größten Schritte der neuesten Politik.

So sehr man sie dießseits des Rheins anstaunte, im Innersten ergriffen von dem Gedanken, der sich in ihnen aussprach: so entschieden huldigte man auch in Frankreich selbst dem Geiste, dessen Ausfluß sie waren. Fast alle französische Handelskammern brachten dem Kaiser Napoleon ihren Dank für das Decret dar, welches die Verbrennung der englischen Fabrik- und Manufakturwaaren anbefohlen hatte. Der Monat Januar des Moniteur wimmelte von solchen Adressen. Auch die deutschen Fürsten hatten viel von ihren Commerzianten über den von ihnen adoptirten Zoll-Tarif aus Trianon zu hören und zu lesen, doch waren es keine Dankadressen, wie man sich dieserhalb besonders auf Sachsen beziehen kann, wo sie jedoch von dem edlen Friedrich August, wo es ihm selbst möglich war, gehörig gewürdiget und beachtet worden sind.

Was aber den Handel mit Consumtibilien, und andere Waare dadurch unmittelbar betroffen hat, das trifft nun nicht minder hart den literarischen Verkehr, da jener, nun abgerissene Theil Deutschlands, (nach der

Zerstückelung der preußischen Staaten und bei dem bekannten Systeme Oesterreichs) der deutschen Literatur, — dieser Blüte Süddeutschlands, Ober- und Niedersachsens — noch den sichersten Umlauf gewährte, jetzt aber als integrirender Theil Frankreichs auch hierinnen natürlich allen Verordnungen unterliegt, welche wegen des Bücherwesens in jenem Reiche bestehen und besonders durch die kaiserlichen Decrete (vom 14. December 1810) näher normirt worden sind. Es ist zu besorgen, daß der Nachtheil, der hieraus für wissenschaftliche Bildung überhaupt entstehen kann, in der Folge erst noch fühlbarer werden und dann wahrscheinlich auch einleuchten wird.

Verminderter Austausch der Ideen ist von solchen Veränderungen ganz unzertrennlich. Auch der kleinste Zwang, welcher dem Ein- und Ausbringen der Literatur-Produkte angethan wird, kann nichts anderes, als ein Hinderniß für die fortsteigende Kultur seyn, und es ist fast ein unüberwindlicher Damm, den das Decret vom 5ten Februar 1810 zwischen deutschen und französischen Provinzen zieht, indem es eine Abgabe von funfzig Procent von der Einfuhre der außerhalb Frankreich gedruckten Bücher in französischer und lateinischer Sprache verordnet, und so gleichsam die beiden Weltsprachen des Occidents in die Gränzen des französischen Reichs einzwängt. Nur eine mäßige Modifikation gewährte die später ertheilte Erlaubniß: „daß, wenn Gelehrte und Literatoren, die im Auslande in französischer und lateinischer

Sprache erschienenen Werke wünschen sollten, ihnen gänzlicher oder, nach den Umständen, doch einiger Erlaß bewilligt seyn solle."

Frankreich selbst wird durch solche Verfügungen keinesweges isolirt — wie neulich bestritten werden wollte — aber der deutsche Buchhandel und mit diesem die deutsche Literatur wohl ruinirt, da die Gränze ihres vaterländischen Wirkungskreises täglich enger, das bleibende Publikum aber zugleich ärmer wird, oder doch lieber sein baares Geld für die jetzt so gewohnten Fälle unvorgesehener Noth bewahrt.

Aus dem allen folgt, daß den einverleibten Ländern das glücklichere Loos gefallen ist.

In der Folge, (nach hergestellter Versöhnung mit England wenigstens,) werden sie für das, was sie bis zum Tage der Reunion gelitten haben, in dem Glücke, dem Handelsnexus des gesammten Frankreichs vorzüglich anzugehören, vollen Ersatz finden und dann in stolzer Sicherheit mitleidig auf den blutenden Rest des Körpers zurückblicken, von dem sie abgetrennt wurden, den sie so weit überflügelten und der, fast eifersüchtig, nicht mehr wissen wird, was er wünschen soll. Das Bild ihrer schönen Zukunft ist in der Proklamation ihres Generalgouverneurs, Prinzen von Eckmühl und Auerstädt, enthalten, womit er bei seiner Ankunft in Hamburg (am 5. Febr.) die neuen jubelnden Unterthanen begrüßte, die von ihm zugleich mehrere provisorische Organisations-

Gesetze und neue Behörden an die Stelle der alten erhielten.

Ueberhaupt waren die neu einverleibten Provinzen vorzüglich interessante Gegenstände für die Thätigkeit der französischen Regierung im ersten Viertel dieses Jahres. So wurde eine neue Territorial-Eintheilung und Organisation aller Verwaltungszweige (bestimmt schon durch Decr. v. 21. Decbr 1810) publicirt, insbesondere aber noch, was Holland betrifft, der Weg der Briefe von Amsterdam nach Oesterreich, Baiern und Würtemberg über Paris (statt Straßburg) angeordnet und durch ein Decret vom 11. Jan. ein Requetenmeister für die Unterhaltung der Polder unter dem Befehle des Generaldirectors des Straßen- und Brückenbaues bestellt; ein anderes Decret von demselben Tage erklärte die Polder für Staatsdomainen; die jetzigen Eigenthümer derselben sollen ihr Recht daran darthun und ihre Unterhaltung steht unter öffentlicher Aufsicht; bei Vernachlässigung derselben tritt der Staat ins Mittel, und kann, wenn der Eigenthümer die Reparaturkosten nicht ersetzen will, den Polder verkaufen und seine Auslagen vom Erlöß abziehen. Sollte ein Polder vom Meere verschlungen werden, so geht nach Verlauf eines Jahres das Eigenthumsrecht des Besitzers verloren und der Staat betrachtet ihn dann, wenn er sich aufs neue ansetzt, als sein Eigenthum. — (Diese Verfügungen sind besonders deshalb bemerkenswerth, weil darin der Geist der französischen Gesetzgebung in Beziehung auf die

Gränzlinie zwischen Staats- und Privat-Eigenthum sich deutlich ausspricht.) — An dem nämlichen Tage wurden auch die Eingangs-Gebühren für Mehl, Brod und andere Lebensbedürfnisse, welche aus andern Departements oder vom Auslande nach Holland gehen, festgesetzt.

Von den allgemeinen Einrichtungen, die aus dem alten Frankreich, nun auch auf die neuen Acquisitionen unbedingt übergegangen sind, verdient besonders die **Conscription** der waffenfähigen Jünglinge und Männer eine vorzügliche Betrachtung. Doch möchte es hier zu weit führen, wollten wir den Gegenstand erschöpfen, und wir begnügen uns damit, darauf aufmerksam zu machen und, vor der Hand, zu weiterer eigener Erörterung des Lesers die Frage hinzustellen: paßt überhaupt die Conscription in dem Sinne und Umfange, wie in Frankreich sie executirt wird, und auch bereits nachgeahmt worden ist, für die Deutschen, und könnte sie nicht vielmehr in der zweiten, dritten Generation die große Masse zu einer Rohheit zurückgeführt haben, welche sowohl der moralischen, als wissenschaftlichen Bildung in Deutschlands Staaten höchst gefährlich werden müßte? — Man bedenke dabei, welchen Geist des Vandalismus die Krieger aus den jetzigen Feldzügen in die Heimath zurückbringen und was davon für ruhigen Bürgersinn,

für Betreibung der Gewerbe und des Ackerbaues, für Geistesbildung zu erwarten seyn mag?

Man spricht sich bald heisser von der Hoffnung eines ewigen Friedens, und gießt doch in die Gemüther die schrecklichste Begierde nach ewiger Dauer des Kampfes — denn nur in dem wilden Leben der Kriege, wo er täglich die Aussicht auf Ehrenzeichen und einen vollen Beutel hat, kann der Conscribirte sich gefallen — da in der friedlichen Heimath ihm alle Verhältnisse zur unerträglichen Last werden und er nur zu leicht in die Gefahr kömmt, die engen Schranken zu brechen, welche Anstand und Gewohnheit ihm entgegenstellen.

Aus solchen Gesichtspunkten betrachtet, scheint allerdings die Conscription keine Wohlthat für deutsche, oder deutsch gewesene, Staaten zu seyn. Ob sie es für Frankreich selbst oder andern Staaten seyn mag, liegt ausser dem Interesse anderer Nationen, so bald als jene auf diese nicht nachtheilig dadurch influiren. Freilich aber verändert sich der Standpunkt, wenn wir solche Einrichtungen als nothwendige Uebel der Zeit betrachten wollen, die jetzt bloß — geduldig ertragen werden müssen, bis dahin, wo sie vielleicht einst wieder eben so verschwinden werden, als sie gekommen sind — wenn das anders möglich ist. Wohl hat noch nie die Litanei allein geholfen. — Nur die höhere Intelligenz, vereint mit dem Besitze bedeutender physischer Kräfte, entscheidet in allen Fällen, wo es darauf ankömmt, ein Uebel zu ver-

melden, oder, hat es uns doch übermannt, zu rechter Zeit sich wieder davon zu befreien. Welche wichtige Lehre giebt hierin der große Napoleon selbst! —

Aller dieser Sorgen sind nun aber die Fürsten baar und ledig, welche durch die Einverleibung der norddeutschen Staaten mit dem großen Reiche, in den glücklichen Zustand des Privatlebens wenigstens für diesen Augenblick, und so lange, bis das unbegreifliche Schicksal ihnen eine neue Scholle von diesem Erdballe zuwerfen wird, versetzt worden sind. Es läßt sich hiervon um deßwillen nicht mit Bestimmtheit sprechen, weil ja die ihnen zugesagten Entschädigungen eben so gut in Pensionen, auf Domainen ihrer vormaligen Länder angewiesen, bestehen können, als in Land und Leuten. In diese Kategorie gehört aber der Großherzog von Berg nicht, denn dieser ist für den von ihm abgetretenen Distrikt*) bereits fast gänzlich entschädigt worden, so wie in der Folge bei der Existenz mehrerer Objecte, dieß auch der König von Westphalen zu erwarten haben wird. Das Gerücht, der Herzog von Oldenburg werde vor der Hand Erfurt erhalten, ist Gerücht geblieben, dagegen er seine Reise nach Petersburg zu dem verschwägerten Kaiser Alexander wirklich gemacht, sowie der Herzog von Aremberg, Gemahl einer Tascher de Lapagerie, für jetzt in Paris sich niedergelassen hat.

*) Durch die zum vormaligen Herzogthum Aremberg gehörige Grafschaft Recklinghausen von 12 □ Meilen mit 18,000 Einwohnern.

Große Zwecke wollen große Mittel. In den Actenstücken, welche wegen der Erweiterung der französischen Gränze von Wesel bis Travemünde bekannt geworden sind, sind beide ausgesprochen.

Die Herstellung einer Marine zum Gegengewicht der brittischen, die Dominirung aller Küstenländer der Nordsee und unmittelbare Berührung mit der Ostsee, endlich aber die Verbindung dieser letztern mit der Seine, und als letztes Hauptresultat: die Eroberung des gesammten Continentalhandels für Frankreich; dieß sind die Zwecke. Die gewählten Mittel dazu liegen uns vor Augen.

Doch nur Frankreichs Wohl gilt es hierbei, und es darf daher dem Chef dieses Reichs, der, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung von seinen hohen Talenten, vom General bis zur höchsten Würde der Regenten stieg, wenig kümmern, ob Millionen aus andern Völkern sich nicht wohl dabei befinden.*) Es folgt hieraus aber, daß Napoleons Protectorat Deutschlands, der Schweiz rc.

*) „Für Frankreichs Wohl zu wirken, das ist Napoleons „Sphäre; er kann kein genius tutelaris für alle Völker seyn; „seine Politik muß zunächst für Frankreich gelten: das „Glück dieses Volkes, welches ihn zu Frankreichs Herrscher erkohr, nicht anderer Völker Wohl und Wehe „muß zunächst den Augen und Herzen Napoleons vorschweben.
Ansichten der neuesten franz. und sächs. Handelsverhältnisse, von C. Reyer. Seite 10.

lediglich in **militairischer** Beziehung verstanden werden dürfe, und diejenigen ein schreiendes Unrecht begehen, oder sehr verkehrte Ansichten von der jetzigen Lage der Dinge haben, welche aus jenen Titeln „Protector" oder „Mediateur" Ansprüche formiren wollen, die lediglich **an den wirklichen Landesherrn** gemacht werden könnten. Die Pflichten **eines Solchen** hat ja Napoleon nicht!

Die Eroberung des gesammten Continentalhandels — als höchstes Ziel der französischen Politik hingestellt, da der auch **Weltherrscher** ist, der **den Handel der Welt** beherrscht — muß also für den französischen Kaiser viel wichtiger seyn, als ihm die Existenz einiger deutschen Prinzen seyn kann — wichtiger als der Flor anderer Continentalstaaten **außer** Frankreich, wenn diese nur in die Nothwendigkeit versetzt worden sind, alle diejenigen Bedürfnisse, die sie vor der jetzigen Krise aus England bezogen, künftig von Frankreich zu beziehen. Dann bleibt das Geld aber auch **auf dem festen Lande**, und unser theurer Schweiß schwimmt nicht mehr zu den hochmüthigen Insulanern hinüber, ohne je anders zurückzukommen, als höchstens unter dem Titel: „**Subsidien**." — Der Continent darf nur **ein und dasselbe Interesse** kennen. —

Der **Kanal** von der Ostsee bis zur Seine soll in fünf Jahren fertig seyn; zwar können in diesem Zeitraume auch andere Kanäle, z. B. der zur Vereinigung der Elbe

mit der Weser, der Elbe mit Wismar, der durch die Elster, Spree und Neisse in die Oder, der um die Oder mit der Weichsel zu verbinden, und so weiter, hergestellt werden; doch: werden alle diese Anstrengungen etwas mehr seyn, als nur Vehikel für Frankreichs Absicht?

Dieses Frankreich wird seinem Napoleon täglich mehr verpflichtet.

Ganz anders wäre freilich die Sache, wenn Napoleon die Idee einer Universalmonarchie verfolgte. Dann gehörte uns die Seine an, wie Frankreich der Rhein, die Elbe, Oder rc. Alle umfaßte nur ein und dasselbe Interesse, und die Völker der Weichsel, Donau, Elbe, die der Scheide, Seine, der Loire, Rhone, des Po, der Tiber, des Ebro und Quadalquivir liehen einander nur gegenseitig ihre Kräfte, welche stets aus dem Centralpunkte, der Universal-Kasse, des Universal-Kaisers ausströmten, um in beständiger Cirkulation wieder dahin zurück zu laufen.

Doch dieß gehört nur noch in's Reich der Ideen, und es gebührt uns bloß, die Dinge zu betrachten, wie sie eben jetzt gestaltet sind und unter der Hand gestaltet werden.

Man verzeihe aber dergleichen patriotische Phantasien, welche die Association der Gedanken unwillkührlich herbeiführt, und verfolge weiter, was in und für Frankreich in der neuesten Zeit geschah.

Die Herstellung einer Marine zum Gleichgewicht der brittischen gehört jetzt unter die Vorbereitungen,

die Napoleon zu dem letzten Kampfe mit dem stolzen Albion überall, wo sein Arm hinreicht, mit eiserner Energie trifft. Die Küstendepartements (Lübeck mit eingeschlossen) liefern die Matrosen und Seesoldaten für die künftige Flotte, und sogar aus Dänemark haben sich bereits Detaschements der dänischen Marine auf die französische Escadre bei Antwerpen begeben, wo ein neues Bassin erbaut worden ist, welches bereits 18 Kriegsschiffe faßt, bis zum nächsten Winter aber auf 40 Kriegsschiffe eingerichtet werden soll. Ueber 100 Schiffe glaubt Napoleon zu bedürfen, um sich in den Kampf wagen zu können; jährlich sollen deren 25 hergestellt werden, und so dürfte nach Verlauf von 6 — 7 Jahren das merkwürdigste Schauspiel beginnen, was je auf dem Meere erlebt worden ist.

Schlüge doch bald die Stunde, wo die stets steigende Erbitterung beider Partheien ihr Ziel erreicht hätte, denn wie Viele, denen es ganz gleichgültig seyn kann, ob der Adler oder der Leopard die See beherrscht, gehen in dem tobenden Sturm unter! Welche Bande werden zerrissen; welche Freuden versinken in der bodenlosen Tiefe dieses Hasses zweier Nationen, oder vielmehr zweier Regierungen! Welche Maßregeln, die den innern und äußern Menschen erschüttern, sind nicht schon da gewesen; was ist nicht noch alles zu fürchten? — So ist der neueste Befehl Napoleons, daß alle von England kommende, oder nach England aufgegebene Briefe und Paquete ohne alle Rücksicht verbrannt werden sollen, von

empfindlichern Folgen, als es vielleicht Manchem scheinen will, und — warum sollte ich es nicht sagen — verwundet das natürliche Gefühl sehr schmerzlich. Es bedarf gewiß noch größerer Resignation, alle Kommunikation mit denen, die durch Verhältnisse der Freundschaft oder gar des Blutes uns verwandt sind, und deren die Deutschen in dem sonst so eng verbundenen Brittanien doch so viele haben, mit einem Male abzubrechen, als dazu nöthig war, einige unbedeutende Waaren verbrennen zu sehen. Es giebt noch, zur Ehre der Menschheit, Fälle, wo auch in dem Eigennützigsten die Stimme des Herzens jede andere übertönt und jede Leidenschaft verstummt, wenn das Höhere im Menschen seine Rechte geltend macht. Man ehre doch diese zartere Empfindung auch im unwichtigen Individuum! Aus Tropfen besteht das Meer — aus Einzelnen die Menge; Eine Welle gebährt die andere! —

Die Erbauung eines Sicherheitshafens, die der Stadt Kölln gestattet worden ist, (durch Decret vom 6. Januar) die Einführung einer Tabaksregie, um die Finanzen zu vermehren, ohne die Auflagen zu erhöhen, (durch Decret vom 29. Decbr. 1810 publ. 8. Jan. 1811 und Decr. v. 12. Januar), die Einführung des Runkelrübenzuckers und des Waids mit der Bestimmung, daß vom 1. Januar 1813 an aller indischer Zucker und Indigo, als aus dem englischen Handel herrührend, innerhalb der französischen Gränzen verboten seyn soll, bezeichnen den großen Staatsadministrator, der ein eben so scharfsinni-

ger Finanzier, als umsichtiger Politiker ist. (In Parallele mit dem letztern Versuche sind die in Oesterreich zu stellen, wo man statt der Runkelrüben den Ahornbaum zur Herstellung des wichtigsten Surrogats ausersehen hat, wie wir nachher näher erfahren werden.) — Interessant für den Finanzzustand und Credit dieses Reichs sind die Resultate der am 24. Januar statt gehabten Versammlung der Actionnairs der Bank von Frankreich, nach welchem die im Jahr 1810 escomptirten Summen 747 Millionen, und die überhaupt in den verschiedenen Kassen aus- und eingegangenen Summen, an baarem Gelde und Papier, 4,164 Millionen betragen haben. Wir werden in der Folge Gelegenheit finden, das ganze Finanzsystem Frankreichs, mit besonderer Beziehung auf die Erscheinungen des laufenden Jahres, näher zu entwickeln, und begnügen uns für jetzt mit kurzer Berührung der nach und nach bis zum Schlusse des Jahres sich ergebenden Resultate.

Nur als Vorläufer künftiger näherer Betrachtung sey die Ansicht vorgelegt, daß Frankreichs Finanzen und die des übrigen christlichen Continents aus sehr natürlichen Ursachen in umgekehrtem Verhältnisse gegen einander stehen müssen, da wenigstens seit Napoleons Consular-Regierung und, wenn man will, seit der Schlacht von Marengo, bis jetzt, der Fünftelsaft alles europäischen Continental-Reichthums, (mit Ausnahme des ohnehin nicht zu reichen Rußlands,) nach dem dort geretteten, und seit

dem Vertrage von Lüneville so hoch gestiegenen Frankreich geflossen ist und zwar — in baarem Gelde! —

Die unermeßlichen Contributionen, welche Frankreich während jedes Krieges und durch jeden Frieden erhielt, waren zum größten Theile wahrer Gewinn, da bisher die Unterhaltung der Armeen, so wie sie den ersten Schritt über die Gränze, in des Feindes oder Alliirten Land, thaten, auf fremde Kosten geschahen und der Sold durch jede eroberte Quadratmeile fast gedeckt ward, die Kosten der innern Staatsverwaltung aber, nach allen ihren Zweigen, mittelst eines höchst weisen Calcüls bestritten wurden, ohne dem, in dem neuen Finanzsystem wohlberechneten Ueberschusse, zum bleibenden Staats-Fonds, Eintrag zu thun.

Die Berechnung dieses Calcüls ist der gordische Knoten, den Napoleon zu lößen wußte und zwar — ohne Schwert. —

Sollte vielleicht auch in einzelnen Momenten das Publikum weniger oder doch nicht mehr baares Geld haben, als es eben bedarf, — so ist das eine Sache, die wohl in jeder Wirthschaft einmal vorkommt, sie sey noch so gut fundirt und verwaltet. Doch werden das immer nur vorübergehende Augenblicke seyn, die den ruhigen Geist schon aus dem Grunde nicht aus der Fassung bringen können, da für das wirkliche Bedürfniß doch immer gesorgt und bedeutenden Verlegenheiten durch energische Maßregeln vorgebeugt werden wird, so daß das Volk dadurch nie beunruhiget werden kann.

Uebrigens ist der Franzose ein vor allen andern glücklicher Mensch, durch den leichten Sinn, der ihn wie auf Schmetterlingsflügeln von der Blume zur Distel, von der Brennaessel auf die Tulpe führt, ohne daß Schmerz noch Freude lange in ihm haften, während Andere, besonders der Deutsche, lange Zeit jede Empfindung, sie sey wohlthätig oder nicht, in sich bewahrt. Jede getäuschte Hoffnung läßt in diesen Gemüthern einen tiefen, scharfen Stachel zurück; — jede empfangene wahre Wohlthat, die Stärke einer unauslöschlichen Dankbarkeit. Der Franzose springt aber gern von einem Endpunkte zum andern und hat ein kurzes Gedächtniß für die im Mittel geschehenen Dinge. Nur der vorliegende Moment ergreift, begeistert, entzückt ihn, oder wirft ihn zu Boden. Einem solchen Verzückungsmoment nähern wir uns jetzt.

Wenn ein Jahr früher alle Fürsten und Unterthanen mit Lösung der Frage beschäftiget waren: wer nach der Trennung Napoleons von Josephinen den Thron Frankreichs wohl mit ihm theilen würde? so war man in den ersten Monaten des Jahres 1811 noch begieriger auf den entscheidenden Augenblick der Entbindung der neuen Kaiserin Königin, Marie Louise von Oesterreich.

Die letzten Tage des März lößten das Geheimniß, das im mütterlichen Schooße der großen Frau geruhet hatte, welche sich selbst als Pfand der Versöhnung darbrachte.

Am 20. März gebahr sie den König von Rom.

An diesem Tage „um 9 Uhr 20 Minuten des Morgens ward Frankreichs Hoffnung erfüllt, womit es das Pfand der steten Fortdauer seines Glückes empfing.“ *) —

Man sollte wirklich anfangen zu glauben, der Geist der Weissagung ruhe auf dem Manne, der das Resultat seines Torus mit eben so vesten Worten verkündet hatte, wie sonst den Sieg seiner Waffen in den von ihm rangirten Schlachten.

Mit telegraphischer Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht von diesem Ereignisse über ganz Europa.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Geburt eines Königs von Rom von unendlicher Wichtigkeit für das politische System seines Vaters ist. Wenn es auch Beispiele giebt, wie unähnlich die Kinder ihren Vätern zuweilen werden — die Familie Karl des Großen unter andern liefert Belege hierzu — so ist doch die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß erfüllt werden wird, was Napoleon beim Scheidungsacte von seiner ersten Gemahlin aussprach: — „zu dem Alter von vierzig Jahren gelangt, kann ich „mich noch der Hoffnung überlassen, lange genug zu leben, um in meinem Geiste und in meinem „Sinne die Kinder zu erziehen, welche die Vorsehung mir schenken wird.“ —

So ist es Ihm, — Der von der untersten militairischen Stelle bis zu der ersten obrigkeitlichen Würde auf dem Erdboden, aus dem Schooße einer armen unbedeutenden

*) Moniteur vom 21. März 1811.

Familie bis zum Schwiegersohne des ersten europäischen Kaisers durch sein Genie sich emporschwang — denn auch gelungen, was er wollte: „dem Throne Nachkommenschaft aus seinem Blute geben!“ —

Möge auch die zweite Hälfte seines Ausspruches „Sicherung der Ruhe und des Glückes der Völker“ dadurch in herrliche Erfüllung gehen.

Die Vermählung Napoleons mit einer Erzherzogin von Oesterreich gehört unwidersprechlich unter die wichtigsten Resultate des Friedens von Wien. Wir verweilen gern einen Augenblick noch dabei.

Stand vorher Frankreichs neue Herrscherdynastie noch isolirt, da die frühere mit Baiern und Baden angeknüpften Familienbande immer noch kein bedeutendes Gewicht in die große Wagschale legten, so erhielt sie durch das Gelingen dieser Speculation erst die Consistenz, die ihr nothwendig war, um der Besorgniß zu entgehen, daß Napoleon der erste vielleicht auch der letzte seines Stammes seyn und bleiben möchte.

Die längst vorbereitete **Wiedergeburt Europa's** aber begann hiermit eigentlich erst, als in dem Anfangspunkte ihrer Vollendung, indem die französische Revolution, das Consulat, die Errichtung des Kaiserthrones und des Rheinischen Bundes, kurz alles, was in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, bis zum Wiener Frieden, geschehen war, als bloße

Hauptmomente der Vorbereitung zur Palingenesie Europa's betrachtet werden können.

Nun erst scheint die Crisis gebrochen zu seyn, in welcher seit dem Todestage Ludwig XVI. ganz Europa sich so unglücklich fühlte.

Man mußte dieß sehr lebhaft überall empfunden haben, da man in Paris und München selbst sagte: „durch Napoleons Verbindung mit einer Prinzessin von Oesterreich ist die französische Revolution erst geendiget." —

Napoleons Würde selbst war ja nichts mehr, als ein Werk jener Revolution und erhielt erst die wahre Sanction in dem Augenblicke, als eine Erzherzogin von Oesterreich den Thron wieder bestieg, von welchem beim Beginnen der großen Umwälzung eine Habsburgerin unter das Beil der Guillotine sich beugen mußte. — Nur mit dem Wiener Frieden konnte dieses große Zeichen der ewigen Nemesis sichtbar werden.*)

Mit diesem Frieden erhielten aber auch die Interessen aller Mächte eine veränderte Richtung; nach ihm erst konnte das Haus Bonaparte an eine so enge Verbindung mit dem Hause Habsburg-Lothringen, mit Sicherheit des Erfolges, denken; — nach dieser erst konnte der Schatten der alten Hansa vollends vernichtet, und Karls des Großen alte Reichsgränze fast ganz wieder hergestellt werden; — nach ihr erst konnte in dem französi-

*) Wenn diese Vermählung nicht schon unter den (sogenannten) geheimen Artikeln des Friedens begriffen war.

schen Senate die Frage ausgesprochen werden: „wo ist die Gränze des Möglichen?“ ohne für Fanfaronade zu gelten. —

Ein Wink des Schwiegersohnes von Franz I., und in ganz Süd- und Norddeutschland, — an der Bernsteinküste und den Ufern des adriatischen Meeres, von den Belten bis nach Iberien loderten die Scheiterhaufen für Brittaniens Waaren, schlossen sich alle Barrieren vor jedem Frachtwagen, dessen Ladung nicht dem Decrete von Trianon unterlegen hatte.

Jetzt hat Frankreichs kaiserlicher Thron einen Erben, aus der Nachkommenschaft des großen Rudolphs von Habsburg und aus dem Blute dessen, der im Jahre 1796 noch Artillerie-Offizier war,*) dessen Genie aber im Verein mit dem seltensten Glücke ihn die höchste Staffel irdischer Größe erringen ließ.

Dieß alles ist so wahr, daß ein Widerspruch dagegen Wahnsinn verrathen würde.

Es ist aber auch wahr, daß mit der Geburt dieses Königs von Rom sich die Kette immer vester zieht, von

*) Damals erhielt Napoleon das Commando über die italienische Armee, die damals eben nicht in den glänzendsten Umständen sich befand. Als man dort ihm bemerklich machte, daß er gegen die ältesten und erfahrensten österreichischen Generale zu stehen komme, antwortete er: — „in einem Jahre bin ich auch alt, oder ich bin nicht mehr.“ Der tiefe Sinn dieser Antwort hat ihm gewiß bei jeder Schlacht — bei jedem Plane seiner Politik bis auf den heutigen Tag vorgeschwebt.

welcher alle übrigen Nationen des europäischen Continentes umschlungen sind. Vielleicht entwickelt sich bald mehr der Plan, der, wie die Schrauben ohne Ende, immer weiter sich fortwindet, ohne dem verfolgenden Auge einen fixen Ruhepunkt zu gönnen und der nun durch diesen geborenen König von Rom einen neuen Strebe-Punkt und Pfeiler erhalten hat. Vielleicht wird Deutschland bald dem marternden Zustande der Ungewißheit entrissen und lebt als heiliges römisches Königreich wieder auf, wie ein junger Phönix den Flammen entsteigt.

Wenigstens erinnerte das Läuten der Glocken und das „Herr Gott dich loben wir," das in den Kirchen des gutmüthigen Rheinischen Bundes erscholl, zu lebhaft an die alten Römermonate, deren bisher, seit der Auflösung des alten Reichs, ersparter Betrag durch Kanonenpatronen mit Einemmale zum Freuden-Rauch-Opfer — (selbst in manchem Duodezstaate) — dargebracht wurde.

An dem Riemen erst brach sich der Freudenrausch, der die christlichen Staaten des europäischen Continents über die neue Hoffnung befangen hatte, die in der goldnen Wiege der Stadt Paris ruht.

Napoleon Franz Carl Joseph ward der Enkel Franz I. getauft. Doch wir lassen ihn jetzt schlummern unter der Obhut der Oberhofmeisterin der Kinder von Frankreich.

Wie jedes Wesen ist auch Er ein Organ der höhern Weltregierung! —

Des französischen Reiches auswärtige Verhältnisse erfuhren in diesem Zeitraume keine bedeutenden Veränderungen. Seine Lage gegen England bedarf keiner besondern Erwähnung, so wenig, wie sein Verhältniß zu dem verbrüderten Oesterreich.

Was aber zwischen Paris und St. Petersburg bisher vorgegangen ist und noch vorgeht, das ist mit einem Schleier bedeckt, der vielleicht bald sich lüften wird. Denn bald wird es wohl klar vorliegen, wem eigentlich die militairischen Operationen an und nach der Ostsee zu gelten — bald werden sich die Fragen beantworten lassen, die, durch so manche bedenkliche Conjuncturen veranlaßt, seit einiger Zeit laut oder in's Ohr geschehen sind.

Von Frankreichs und seiner Verbündeten Kriege gegen Spaniens und Portugalls Nationen, und gegen Albiens noch unerschütterte Macht, werden wir am schicklichen Orte reden.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Ludwig Lüders.

4.
Die Inquisition.

Eine historische Darstellung.

Inquisitio quid sit Iberica, quidve Papatus,
Si nescis, chartas has lege, certus eris!

B. G. Montanus.

Die qualmenden Fackeln der furchtbaren Inquisition sind verlöscht; wir nahen uns mit der reinen Fackel der Wahrheit diesem furchtbaren Gerichte, seine Thaten zu beleuchten. Nach ihrem Tode wurden die Könige der Aegyptier gerichtet, die Inquisitoren richteten die Todten wie die Lebendigen, ihr Gericht stehe jetzt selbst vor dem Richterstuhle der strengsten Gerechtigkeit. Das Banner dieses stolzen, hohnlächelnden Tribunals weht nicht mehr in Rom, Modena, Parma, nicht mehr in Spaniens und Portugals königlichen Städten, entfaltet sich nicht in Goa, und wehet kein Verderben den Bewohnern des herrlichen Brasilien zu. Dahin ist sein Ansehen, seine Macht, der selbst Könige nicht zu trotzen wagten. Sein erwünschtes Andenken ruhet im Schoose der Geschichte, und die Thränen seiner Schlachtopfer sind gezählt, dort, wo die Thränen aller Unterdrückten gezählt werden.

Die Päpste, gründend die Macht ihrer Unfehlbarkeit, ersahen, sie fest zu halten, zu ihren Stützen die Mönche. Diese Menschen, ohne Weiber, Kinder, ohne Eltern und Vaterland, dahingegeben dem Willen ihrer Oberen, ohne Eigenthum und eigenen Willen, gebunden durch kein süßes Band des Lebens, festgekettet an ihre Zellen und Altäre, waren Maschinen ihrer Regierer, und wurden, kamen sie an deren Stelle, was diese waren, Eigenwillige, ohne wahren Sinn und wirkliche Kraft. Das sahen die Päpste; solche Menschen brauchten sie. Besonders angenehm waren ihnen die Franziskaner und Dominikaner, Bettler cum privilegio, begabt mit aller Unverschämtheit bettelnder Müssiggänger, dumm, dreist, hartnäckig, schadenfroh, und voll Aberglauben. Konnte man sie besser finden? —

Eifersüchtig auf die wachsende Macht der Kaiser, besorgt die ihrige nicht nur zu erhalten, sondern über dieselbe zu erheben, und alle Laien, gekrönte und ungekrönte, tief unter sich zu bringen, mußten die Päpste darauf bedacht seyn, alles zu unterdrücken, was empor keimen könnte, ihre Gewalt zu beschatten. Denn schon waren Sekten entstanden; die neu entstehenden vermehrten sich, und alle vereinigten sich in Einem Punkte dahin, die Mysterien der Kirche (oder vielmehr der Päpste) zu verwerfen, ihre Moral unmoralisch zu finden, ihre Disciplin anzufechten, und ihre sogenannte, selbstangemaßte Autorität zu bekämpfen. Diese wurden Ketzer genannt, und gegen sie und

ihre Lehren wurde die Inquisition gestiftet, beide zu vernichten. Um das, was geschehen würde, christlich zu bedecken, wurde der Mantel der Religion gewählt, und dem Tribunale, welchem die Macht gegeben wurde, verderbend nach Opfern sich umzusehen, wurde die Benennung eines heiligen Amtes (Sancti Officii) beigelegt. Vorstellen mußte man sich, wo sich dieses Gericht auch befand, der Papst selbst sitze in demselben als Oberrichter, und alle Urtheile desselben gründeten sich auf Unfehlbarkeit, strenge Gerechtigkeit, und — freundliche Liebe; es suche nur das Wohl der Kirche, das Heil verirrter Seelen, die zurückgeführt werden sollten auf die wahre Weide des Glaubens, zu ihrer eigenen Glückseligkeit, dem Teufel die gehoffte Beute zu entreißen. Was konnte christlicher seyn?

Es gab dennoch aber verstockte Seelen, die von dem allen nichts glauben mochten, die bei ihrer Meinung blieben, und weder dem freundlichen Tribunale eine Zurechtweisung, noch dem liebreichen Hirten die so gepriesene gute Weide zu verdanken haben wollten. Gegen diese wurde ganz christlich das Kreuz geprediget. Was Ueberredung nicht thun konnte, sollte dem Schwerdte vorbehalten seyn.

Und es wütheten die schrecklichsten Vernichtungs-Kriege gegen die Waldenser und Albigenser. Blutströme flossen, Dörfer und Städte loderten in Flammen auf, wehrlose Weiber und Kinder wurden gemißhandelt, gemordet, erwürgt, alle Greuel der Verworfenheit

wurden im Namen der heiligen Kirche mit schändlicher Verruchtheit über die blutende Menschheit gebracht. So ließ der Papst das Evangelium predigen *).

Von ihm erhielt der, nachher heilige, Dominikus, Stifter seines berühmten Ordens, i. J. 1208 Ablaßbriefe, welche allen, die gegen die Ketzer zu Greuelthäten sich gebrauchen ließen, Vergebung der Sünden dort, und hienieden das Eigenthum, die Güter der verfolgten Gemordeten verhießen wurden. Diese Briefe wurden vertheilt und bewirkten die beabsichtigten Wunder bei allen rechtgläubigen Seelen, die für so etwas Empfänglichkeit hatten. Der Sieg führte die Inquisition ein, und nach zwanzigjährigem Morden rasender Söldner mordete auch sie schon an vielen Plätzen, wohlgegründet, mit dem größten Ansehen. Auf dem Concilio zu Toulouse 1229 wurde das Verfahren der Inquisition gegen die Ketzer bestimmt, und dem Dominikaner-Orden wurde sie übergeben. Die Mönche dieses Ordens waren die Richter des heiligen Gerichts. Sie, die mit ihrem Scheiden aus der Welt allem, sogar ihren Familiennamen entsagt hatten, ihnen kam es nicht schwer an, dem Gefühle zu entsagen. Die Bande des Blutes, die Empfindungen der Freundschaft konnten sie nicht bestechen. Gereizt durch die Strenge ihrer Ordensregel, nach welcher sie gegen sich selbst zu wüthen verbunden waren, wütheten sie nun um

*) Phil. a Limborch Historia Inquisitionis. Amsterd. 1692.

so williger gegen Menschen, die nie von ihnen ihre Nächsten genannt werden konnten. Sie waren voll Religionseifer und Enthusiasmus, voll Ergebenheit und blinden Gehorsam gegen die Päpste. — Gab es wohl bessere Subjekte für ihr blutiges Geschäft?

Die Wuth siegte. Die Kaiser selbst sahen sich genöthiget nachzugeben. Friedrich II. nahm (1244) durch Edikte die Inquisitoren in seinen Schutz, die ihren Namen von dem Nachspüren und Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer erhielten. Ihre Autorität vergrößerte sich nach und nach immer mehr. Sie erhielten (1250) die Gewalt, Ablaßbriefe zu ertheilen, und Kreuzzüge zu predigen. So hatte sich das schreckliche Gericht selbst gehoben!

Die Inquisition ging raschen Ganges unter den Päpsten Gregor IX., Johann XXII., Innocenz VI., immer weiter fort, und stand i. J. 1355 schon furchtbar hoch. Die Päpste gebrauchten sie zu allen ihren Absichten. Kein Fürst war seines Landes sicher, stand er nicht in der Gunst des Pabstes, was Waffen nicht gegen ihn unternehmen konnten, unternahm das heilige Gericht im Stillen, und der Unglückliche war verloren.

Alle italienischen Staaten erlaubten nach und nach der Inquisition Tribunale; nur Venedig und Neapel nicht. Zwar gab endlich die Republik Venedig nach, jedoch mit Einschränkungen, welche dieses Gericht unter dem Vorsitze der Senatoren mehr zur Staats-Inquisition, als

zum geistlichen Tribunale machte, doch Neapel nicht; und als im Jahr 1544 der Vicekönig Don Petro de Toledo, im Namen Kaiser Karls des Fünften, einen Versuch wagte, die Inquisition daselbst einzuführen, nöthigte ihn eine Rebellion, die vielen Spaniern das Leben kostete, davon abzustehen. Man wagte es nie wieder, das unwillkommene Gericht den Neapolitanern aufdringen zu wollen.

In Sicilien wurde zwar die Inquisition eingeführt, stand aber unter dem spanischen General-Inquisitor. Im Jahre 1782 hob sie König Ferdinand gänzlich auf.

Da es dem Papste gelungen war, die Inquisition in Italien einzuführen, wünschte er sie der ganzen christlichen Welt aufdringen zu können, und auch Deutschland. Aber die freimüthigen Deutschen, die nie gern einer Sklaverei sich unterwarfen, widersetzten sich der Einführung dieses Tribunals mit so großer Standhaftigkeit, daß der Papst gezwungen war, sein Vorhaben aufzugeben; Zeit und Ueberredung glaubte er, würden ihn zu seinem Zwecke führen, aber es gelang ihm durchaus nicht, die Deutschen in die Fesseln des Religionsdespotismus zu schlagen. Die Fürsten und ihre Unterthanen, selbst die Bischöffe waren dem heil. Vater in diesem Punkte entgegen, und Deutschland sah keine Inquisitoren, würde auch nie ihren Uebermuth ertragen haben.

Auch in Frankreich wollte es dem Papste nicht gelingen, die Inquisition einzuführen, da dieselbe besonders ei-

nen ihr gewachsenen Gegner an dem ehrlichen Staatskanzler Hospital fand *). In mehreren Städten dieses Reichs empörte sich auch das Volk, und verjagte die Inquisitoren. So mußten die Häuser der Inquisition zu Carcassonne und Toulouse verlassen werden, und die Dominikaner mußten mit den leeren Titeln der Inquisitoren sich begnügen, ohne die Gewalt derselben zu haben.

In Spanien aber gewann die Inquisition freies Feld. Die Könige von Arragonien führten sie ein, und Ferdinand, genannt der Katholische, und seine Gemahlin Isabella **), unterwarfen alle ihre Staaten 1484 dem Joche derselben. Juan de Torquemada (Turrecremata) Beichtvater der Königin, nachher Kardinal, drang dieser Prinzessin, ehe sie die Krone erhielt, das Versprechen ab, nichts zu unterlassen, die Ketzer ausrotten zu helfen, werde der Himmel je ihr die Krone von Kastilien schenken, die sie ihrem Gemahle, dem Könige von Arragonien, als Aussteuer zubrachte. Das Königreich Granada ward mit den Waffen genommen, die Mauren wurden verjagt, gemordet, bekehrt, und die Juden aufs schrecklichste verfolgt. Menschenleer wurde Spanien, aber es erhielt eine Inquisition! Der König verlor an Macht, an Einkünften, aber er gewann das heilige Gericht, welches seine Un-

*) Varillas Hist. de l'Heresie. p. 170. Brantome Memoires. T. 11. p. 89.

**) Tristani Caraccioli Epist. de Inquisitione, in Muratori Script. rer. Italic. T. XXII. p. 97.

terthanen in Furcht und Schrecken setzte und jährlich eine Anzahl derselben in fürchterlichen Kerkern verschmachten oder öffentlich verbrennen ließ.

In Portugal wurde die Inquisition erst 1557 von König Johann dem dritten, vermöge einer Bedingung, eingeführt, durch welche er die Hand seiner Gemahlin, einer spanischen Infantin, erhielt. Dieses Glück mußten die Unterthanen büßen.

Torquemada stand als Großinquisitor seinem Posten so trefflich vor, daß er in vierzehn Jahren mehr als 100,000 Unglücklichen den Prozeß machen ließ, von denen gegen 6000 verbrannt wurden.

An allen Eroberungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien nahm die Inquisition, die Völker auch dort zu beglücken, Antheil, und führte ihr Tribunal ein, wo die Waffen der Eroberer Platz faßten.

Noch hatte man es nicht versucht, in England und in den Niederlanden die Inquisition einzuführen. England wurde gleich aufgegeben, da man die Freiheitsliebe und den Charakter der Bewohner der grossen Insel kannte; frei, wie die Luft, welche sie athmeten; kühn und unbezähmt, wie die Wogen, welche sie umflutheten. Eben so wenig wagte man sich an die Niederländer, da man ihre Gesinnungen, denen der Deutschen und Engländer, in diesem Punkte, ziemlich gleich, kannte.

Als aber zur Zeit der Reformation in Deutschland eine grosse Anzahl Protestanten sich in den Niederlanden

niederließ, und Kaiser Karl der Fünfte ihre Ausbreitung in seinen Erblanden fürchtete, so gebot er 1550 in einem Edikte, die Inquisition in denselben einzuführen. Doch Maria, des Kaisers Schwester, Statthalterin dieser Provinzen, stellte ihrem Bruder vor, daß durch die Einführung der Inquisition fremde und einheimische Kaufleute, um sich dem Gewissenszwange zu entziehen, die Niederlande verlassen würden, daß die Handlung, damals die blühendste in Europa, zu Grunde gehen müßte, daß der entstehende Verlust nicht berechnet werden könnte; und der Monarch erließ zwei Verordnungen, in denen er die Fremden von der Gerichtsbarkeit der Inquisition ausschloß, das Verfahren derselben gegen die Einheimischen sehr milderte und dem Gerichte gemessene Schranken setzte. Dessen ohngeachtet wurde das Einführungs-Edikt der Inquisition nicht vollzogen. Der Kaiser überlegte seinen Nutzen, und die Obrigkeiten und Bischöffe mochten sich nicht eine Jurisdiction aufdringen lassen, welche ihren Rechten so gebietend in den Weg zu treten drohte. Mit Gewalt war nichts durch zu setzen, und so lange der Kaiser lebte, blieb alles in den Niederlanden, wie es gewesen war.

Nach seinem Tode, 1559, bestand sein Erbe, König Philipp der Zweite, grausamen Andenkens, auf die Einführung der Inquisition in den Niederlanden. Vorstellungen, so demüthig und bündig sie auch waren, halfen bei diesem Machthaber nichts; was er beschlossen hatte, was er befahl, mußte geschehen; sein Eigenwille ging über seine Vortheile,

und er, der sich selbst, so eigenmächtig er auch war, der Inquisition unterwarf, wollte dieselbe, (die er sogar 1571 auf seinen Flotten einführte,) auch in den Niederlanden eingeführt wissen. Die Niederländer wurden zur Empörung gereizt, behaupteten ihre Freiheit und sieben Provinzen gründeten die Republik Holland. Meinungen lassen sich nicht fesseln, und der Glaube läßt ungeahndet sich nicht antasten. —

Die päpstliche Geistlichkeit suchte dem König Philipp zu beweisen, nur die Inquisition sey die Sicherheit seines Reichs, und er glaubte davon sich überzeugt zu haben. Frohlockend schrieb der Jesuit Leonardo Belli: „Welche Sekte sich feindlich gegen den Papst erklärt, diese kündiget dem Könige von Spanien, dessen Zepter beinahe die ganze Welt beherrscht, zu ihrem Verderben, den Krieg an. Und aufrecht allein erhält seine Herrschaft das heilige Gericht.“

Im Jahre 1559 am 28. September ließ König Philipp die erste Glaubensexekution zu Sevilla halten. Oeffentlich wurden als kezzerische Lutheraner Juan Ponte de Leon, Roderiko sein Sohn, Graf von Villaleon, und der Prediger Juan Gonsalvo zuerst lebendig verbrannt. Ihnen folgten Donna Isabella Boenia, Maria Virosa, Cornelia und Berrhuia, ein Mädchen von 20 Jahren, die mit großer Standhaftigkeit und Unerschrockenheit den Scheiterhaufen bestieg. Ihr Haus, in welchem die kezzerischen Versammlungen sollten gehalten worden seyn, wur-

de niedergerissen. Mit ihnen wurden verbrannt, Juan de Fanio, Juan de Leon, Losada, Areliano, die Nonne des Klosters St. Elisabeth, Franciska Charesia, die dem Tode ausgezeichnet unerschrocken entgegen ging. Garsias Arrias, der den Richtern der Inquisition in's Gesicht sagte: — „sie wären geschickter, die Stellen verächtlicher Mauleselhüter zu besetzen, als sich unverschämt anzumaßen, über Glaubenssachen zu urtheilen, von denen sie, als unwissende Pfaffen, nichts verständen,“ — wurde zuletzt im Triumphe herbeigeführt und verbrannt. Andere starben vor ihrer Hinrichtung in abscheulichen Kerkern, und wurden im Bildnisse dem Feuer übergeben. Zu Valladolid wurde ein gleiches Gericht gehalten, und in des Königs Gegenwart wurden bei demselben acht und zwanzig von dem vornehmsten Adel an Pfähle geknebelt und lebendig verbrannt.*) So wüthete Philipp durch die Inquisition, der er sogar seinen Sohn, Don Carlos, aufopferte, dessen trauriges Ende bekannt ist. Ja, er selbst, dieser furchtbare Herrscher, dessen Anschauen Tod und Schrecken verbreitete, ließ, um einiger entfallenen Worte wegen die Inquisition wieder zu versöhnen, sich eine Ader öffnen,**) und sein Blut, auf Baumwolle getröpfelt, verbrennen.

Seit der Revolution in den Niederlanden machte die

*) I. Ursini Hispanicae Inquisitionis et Carnificinae Secretiora. (Ambergae 1611.) p. 271.

**) Diese Scene ist abgebildet vor dem ersten Bande der Histoire de l'Inquisition. Cologn. 1759; erzählt, S. 232.

Inquisition keine weiteren Fortschritte, und mußte mit ihrer Herrschaft in Italien, Spanien, Portugal, und in Indien, sich begnügen.

Alle italienische Inquisitoren, die in Venedig ausgenommen, hingen von den Päpsten ab.

Die Inquisition in Rom hatte die höchste Gewalt über alle die einzelnen andern. Sie schrieb die Verfahrungsarten, die Sentenzformeln und die Gebräuche bei denselben vor, gab neue Verhaltungsbefehle und Gesetze, und schaffte die alten ab, nach eigenem Gutdünken.

Die Congregation des heiligen Gerichts zu Rom, vom Papst Sixtus dem Fünften 1588 ganz reformirt, bestand aus Räthen, des Kanonischen Rechtes erfahrnen Ordensgeistlichen, und aus Kardinälen, als Richtern. Nach ihrem Gutachten wurden die Urthel und Befehle der Kardinal-Inquisitoren abgefaßt. Zwei Sekretaire und der Fiskal waren die einzigen, welche die Angeklagten zu sehen bekamen. Das Gericht hatte viele Officianten, die ansehnliche Privilegien genossen, und nur bei diesem Tribunale belangt und von demselben bestraft werden konnten. *)

Spanien und Portugal hatten einen hohen Rath der Inquisition, der in eben dem Ansehen, wie die Congregation des heil. Gerichts zu Rom, stand; von ihm hingen alle Inquisitionen in den Staaten dieser Königreiche ab. Generalinquisitor hieß das Oberhaupt des

*) P. Sarpi Disc. dell' Origine dell' Inquisitione, nelle sue Opere T. I. p. 23a. Latin. Rot. 1651.

Gerichts. Er wurde von dem Könige ernannt, vom Papste bestätiget. Ausser ihm bestand der hohe Rath noch in fünf Räthen, wovon der eine, nach einem Privilegio König Philipps des Zweiten, ein Dominikanermönch seyn mußte. Beisitzer waren, der Fiskal, ein Königlicher Sekretair, zwei Rathssekretaire, ein Alguazil (Obergerichtsdiener,) ein Einnehmer, zwei Referenten und zwei Assessoren. Das Gericht hatte übrigens eine Menge kleinerer Beamten, die noch grössere Privilegien, als die römischen, genossen, und die so beträchtlich waren, daß die Vornehmsten sich eine Ehre daraus machten, um auch selbst persönlich sicher zu seyn, sich Inquisitionsbeamte nennen zu lassen. Spione hatte die Inquisition allenthalben.

Dem hohen Rathe der Inquisition waren alle Inquisitionstribunale des spanischen Reichs in Europa und Indien untergeben, und durften ohne seine Erlaubniß kein Glaubens-Verbrennungsfest,*) (Auto de Fe,) feiern. Dieses Obergericht änderte die Gesetze, gab neue, schaltete nach Eigenwillen, und hob sein Ansehen so hoch, seine Macht zu einer so unwiderstehlichen Kraft, daß alle Spanier sowohl, als Fremde, die in Spanien sich befanden, schon zitterten, wenn nur der Name Inquisition genannt wurde.

*) Verbrennen ließ die Inquisition, weil die Kirche kein Blut vergoß; quia Ecclesia non novit sanguinem. Wie herrlich distinguirt! Maimburg Hist. du Papisme. T. I. p. 56.

Die Inquisitions-Beamten mußten sich der Prueba Limpia *) unterwerfen, d. h. sie mußten beweisen, daß sie von altchristlichen Eltern abstammten. Ferner lag ihnen ob, ein unverbrüchliches Stillschweigen anzugeloben, und dieß Versprechen zu halten, wenn sie nicht auf das schärfste bestraft seyn wollten.

Dem Urtheile der Inquisitoren und ihrem Gerichte waren Alle unterworfen, die wegen Kezzerei, wegen Verdacht der Kezzerei, oder Begünstigung der Kezzer angeklagt, Alle, die im Verdacht der schwarzen Kunst, Sterndeuterei, Wahrsagerei, der Bezauberungen, Hexerei, Teufelsverbindung ꝛc., **) der Gotteslästerung ***) waren, oder die so unglücklich gewesen waren, die Inquisition und ihre Beamten beleidigt zu haben. Wie weit diese Fälle ausgedehnt werden konnten, ist begreiflich, wenn man sich die Auslegungen solcher Richter und Ankläger denkt, wie die Inquisitoren waren, die es an nichts fehlen ließen, um nur gelegentlich ein Auto de Fe ****) feiern zu können.

*) „Se llama tambien el sugéto que es Christiano viejo de Padres y Abuelos, sin mezcla ni raza di Moros, ni Judios."

**) Histoire de l'Inquisition, (par Marsollier,) Cologn. 1693. p. 179.

***) Backers Historie der Inquisition. A. d. Engl. Kopenh. 1741. S. 360 — 403.

****) Auto de Fe; Auto de Inquisicion. El qué el S. Tribunal de la Inquisicion hace en publico, sacando à un cadahal so los reos despues de examinadas sus causas y sen-

Juden, Mahometaner, Heiden, Kezzer, wenn sie auch tolerirt wurden und Schutzbriefe erhalten hatten, hingen dennoch stets von der Inquisition ab, da alles, was die römisch-katholische Religion nur im geringsten beleidigen konnte, was ihre Gebräuche nicht gehörig venerirte, als Verbrechen gegen dieselbe angesehen und bestraft wurde. Ja selbst in die eigenen Meinungen der Tolerirten mischte sich die Inquisition, und wenn z. B. ein Jude, Mahometaner, die Einheit oder Verzeihung Gottes nicht glauben konnte, wurde er eingezogen und bestraft. Es durfte von ihnen der Talmud, der Koran nicht sichtbar geführt und in demselben gelesen werden, eben so wenig als irgend ein Buch, welches gegen die christliche Religion geschrieben war, ohne sich der Bestrafung der Inquisition auszusetzen; sie durften keine Christin zur Säugamme nehmen, mußten sich allen Ceremonien unterwerfen, welche die Kirche vorschrieb, und so verschlossen wie möglich leben.

Schrecken wollte die Inquisition verbreiten, und Schrecken verbreitete sie. Glaubte oder stellte sie sich beleidiget, so schützten weder Rang, noch Würde, noch Stand, Geistliche und Laien, dem strafenden Zorne der furchtbar Rächenden zu entgehen. Sie vergaß nie, und nichts; die Zeit verjährte und tilgte nichts; freiwillige Besserung versöhnte nicht. Es mußte gestraft werden.

tenciadas: en el qual se les leen publicamente sus culpas, y las sentencias que les corresponden, segun los meritos de ellas.

Und wer konnte der Allergreifenden entgehen? Wohin war zu entfliehen? Hatte sie nicht allenthalben Spione und Getreue? Wehe dem, der diesem mächtigen Typhons-Arme zu entkommen suchte! Er war ohne Rettung verloren, und schmachtete (wenigstens) auf ewig in Fesseln.

Eine durch ganz Spanien vertheilte mit Königlicher Autorität versehene, bewaffnete, Gesellschaft, die alle Städte, Flecken und Dörfer anfüllte, *) genannt die heilige Hermandád, (La Santa Hermandád,) Gehülfen, Diener und Spione der Inquisition, lauerte allenthalben, und bemühte sich auf's eifrigste die Fliehenden zu erhaschen, durchsuchte alle Schlupfwinkel, scheute weder Mühe noch Unkosten, und machte das Entfliehen beinahe unmöglich. Entkam man ihnen doch, so folgten sie. Als Freunde des Unglücklichen, dessen Bekanntschaft sie in fremden Ländern machten, bewiesen sie sich so lange dienstfertig, bis sie ihm die Schlinge übergeworfen hatten, und dann war er verloren. Es ist erwiesen, daß sogar auf diese Art dergleichen Schlachtopfer aus Constantinopel nach Spanien entführt worden.

Eine andere Brüderschaft, Cruciata, (Cruzada,) genannt, diente der Inquisition nicht weniger. Sie war reich, denn in ihr befanden sich Bischöffe, Erz-

*) Son las mas celebres y numerosas en España. Goza la S. Hermandád de grandes Privilegios concedidos por los Reyes. Su instituto es perseguir los ladrones y asegurar los caminos.

bischöffe, und beinahe alle Grands von Spanien, und stand daher in großem Ansehen. Sie beobachtete das sittliche Betragen der Katholiken, und vergaßen diese ihre Pflichten als Christen, so wurden sie von der Brüderschaft angegeben, und von der Inquisition bestraft.

Wen die Inquisition ergreifen wollte, den schützte kein Tempel, keine Freistätte, kein Pallast, kein Privilegium. Wer den Gesuchten verbarg, oder nur unentschlossen war, seinen Auffenthalt zu bezeichnen, war sogleich selbst Verbrecher, Gefangener der Inquisition, er wurde nachdrücklich bestraft.

Von allen Menschen, von Eltern, Kindern, Geschwistern, von der Gattin, vom Gatten verlassen und verläugnet, fand das unglückliche Schlachtopfer nirgends freundlich schützende, bergende Arme. Verlassen blieb der Vater im Schooße seiner Familie, das Kind von den Eltern, nahten sich die Furchtbaren ihr Opfer zu suchen. Kein Mensch wagte es zu widerstehen. Zitternd hörten alle die Gebote der ausgesendeten Diener der Mächtigen, die kein menschliches Gefühl kannten und ehrten. Die schreckbare Vehme des Mittelalters, war nicht halb so furchtbar, als das blutdürstende Gericht, welches sich heilig nannte. Schreckliche Entweihung dieses heiligen Wortes!

Von allen verlassen, dem Liebsten und Besten seines Lebens entrissen, wurde der Unglückliche davon geführt, und unbarmherzigen Richtern überliefert, die ihn im Kerker erst beinahe verzweifeln ließen, ehe sie ihm nur erlaub-

ken, ihr Angesicht zu sehen. Kein Mensch als der Kerkermeister und zuweilen ein Visitator, kam in den Kerker des Einsamen, keiner durfte ihm rathen, keiner schreiben, keine Fürbitte durfte eingelegt werden, keine Bemühung, seine Unschuld darzuthun, galt. Aller Umgang mit der Welt hörte mit dem Augenblicke der Verhaftung auf. Er fand weder Hülfe noch Rath, und ihm blieb keine Aussicht in die Zukunft. Sein Vermögen wurde, und blieb zum Besten der Inquisition, die Unkosten für die Gefangenen zu bestreiten, confiscirt.

Der Eingekerkerte wurde überdies noch durchsucht, und alles wurde ihm abgenommen, was er bei sich trug. Man fürchtete auch die Verzweiflung der Unglücklichen, die, ihr Leben zu enden, nichts fanden als feuchte, mit dem Blute Gemarterter bespritzte Mauern, an denen mehrere, größern Martern zu entgehen, sich die Köpfe zerschmetterten.

Die Kerker waren schrecklich und abscheulich, erfüllten die Seele mit Entsetzen, das Herz mit namenlosem Schmerz. Nie drang ein Lichtstrahl in diese Höhlen des Unglücks, und kein freundliches Wort ertönte in den Kammern des Jammers. Nicht einmal laut mit sich selbst durften die Gefangenen sprechen, keinen Laut von sich geben, ohne befürchten zu müssen, schrecklich gepeitscht zu werden. — So trauerten die Eingesperrten Monate hin, und waren noch immer nicht zum Verhöre gekommen.

Kam es endlich dazu, so wurde dem Geforderten kei-

ne Anklage bekannt gemacht, sondern er wurde gefragt: Warum er verdiene hier zu seyn? Es wurde ihm Zeit gegeben sich selbst anzuklagen, er mußte auf's Kruzifix und Evangelienbuch schwören, die Wahrheit zu sagen, und so wurde er entlassen.

Bei einem zweiten und dritten Verhöre wurde er um die Namen seiner Eltern, Voraltern, Geschwister, Verwandten, um ihren Stand, ihre Nahrung und Verhältnisse befragt, und ihm erlaubt, sich selbst anzuklagen. Er sagte nie genug, wurde immer wieder in den Kerker zurückgeführt, und mit der Strafe der Tortur bedroht. Vielen wurden durch die schrecklichsten Peinigungen Selbstanklagen von Verbrechen entrissen, die sie nie begangen hatten, nie zu begehen willens gewesen waren.

Den Beklagten wurde ein Advokat als Vertheidiger zugegeben, jedoch nur der Form wegen, denn dieser wagte es nicht, auch nur ein Wort zur Vertheidigung derselben zu sagen. Die Angeber erschienen nie, und Zeugen wurden nicht abgehört. Vergebens baten die Unglücklichen darum. Keine Bitten wurden gehört, keine Vorstellungen beantwortet.

So verflossen Jahre, und der Angeklagte wußte weiter nichts, als daß er unglücklich war.

Wurden die Angaben des Beklagten nicht zureichend gefunden, klangen dieselben nicht, wie das Gericht sie hören wollte, so wurde die Tortur gegen ihn erkannt. Drei

Grade derselben gab es in der Inquisition. **Strick, Wasser und Feuer** *).

Bei der **Strickfolter** wurden dem Gemarterten die Hände auf den Rücken gebunden, und vermittelst einer Rolle wurde er in die Höhe gewunden. Wenn er einige Zeit schwebend gehängt hatte, wurde er plötzlich bis beinahe zur Erde hinabgelassen. Alle Gelenke reckten sich bei diesen Erschütterungen des Körpers aus. So wurde er eine Stunde lang gemartert, vielleicht auch noch länger, wie es den Richtern beliebte, denen es eben um ein elendes Menschenleben gar nicht zu thun war **).

War der Endzweck nicht erreicht, so kam es zur **Wasserprobe**. Der Beklagte mußte eine Menge Wasser einschlucken, wurde darauf auf eine hohle Bank gelegt, die, soviel man wollte, den Körper zusammen drängte. Quer durch die Bank ging ein Stab, der den Körper schwebend hielt, und mit unglaublichen Schmerzen ihm das Rückgrad zerrieb.

Bei der **Feuertortur** blieben die Schlachtopfer gewöhnlich auf der Stelle tod. Es wurde ein großes Feuer

*) Vincla, fames, carcer, laquei, crux, lamina, cippi, cum pedicis nervus, verbera, flamma, rogus.

A. G. **Montanus**.

) Diese schreckbaren Marterarten, die Gestalt und Bekleidung der verkappten Henker und der Richter findet man abgebildet in **Picart Ceremonies et Coutumes religieuses de tous les Peuples du Monde. T. II. p. II. p. 26 und aus diesem Werke im Ersten Bande der Histoire des Inquisitions p. 200.

angezündet; die Fußsohlen des Beklagten wurden mit Speck und andern feuerfangenden Materien gerieben; er wurde auf die Erde gelegt, die Füße gegen das Feuer gekehrt, so lange, bis er bekannte, was man bekannt wissen wollte, oder seinen Geist aufgab. Das waren menschliche Behandlungen irrender Christen, die man mit Sanftmuth auf den rechten Weg leitete!

Die sanften Richter wohnten den herzerschütternden Szenen mit Gelassenheit und wahrer Seelenruhe bei, und sahen durch ihre verkappten Henker die Bebenden martern, die von Schmerz verzerrten Gesichter der Unschuld die matten Blicke verzweiflungsvoll zum Himmel heben, und blieben ungerührt. Ja, sie weideten sich nicht selten an dem Anblicke enthüllter weiblicher Körper, bei der Marter zu wiederholten Malen, mit Entzücken. Kein Geschlecht, kein Alter, keine Zartheit, keine Schwäche, konnte die Grausamen rühren, die mit der Menschheit auf ewig zerfallen waren.

Um nicht in Wiederholungen zu fallen, wollen wir die Art der Bekanntmachung der gesprochenen Sentenzen über die Beklagten, ihre Strafen, und was dabei vorfiel, in die nachfolgende Erzählung von Dallons Schicksalen in der Inquisition*) verspahren, wo wir ihn dieselben selbst erzählen werden hören, und wollen jetzt von der Feierlichkeit eines 1680 gehaltenen großen Auto de Fé sprechen.

*) Diese Erzählung wird das zweite Heft der Fackeln enthalten.

Dasselbe wurde zu Madrid nach einer klugen Anordnung der Geistlichkeit gegeben, um die Vermählung König Karls des Zweiten auf die feinste und empfindungsvollste Art zu feiern. Daß das glänzende Fest gegeben werden würde, wurde den 30. Mai 1680 unter Trompeten- und Paukenschall öffentlich, unter großem Zulaufe des Volks verkündiget. Seit funfzig Jahren hatte man so etwas in Madrid nicht gesehen, und erwartete, durch die Zurüstungen in dieser Erwartung bestärkt, ein glänzendes Schauspiel.

Ein funfzig Fuß langes Theater wurde errichtet. Es stieß dasselbe an den für den König bestimmten Balkon, unter welchem es sich endigte. Rechts erhob sich ein Amphitheater von 30 Stufen, auf welchem der Rath der Inquisition und die übrigen Raths-Collegien Platz nehmen sollten. Auf der obersten Stufe stand, unter einem Thronhimmel, der Stuhl des Großinquisitors, weit höher, als der Königliche Balkon. Links war ein zweites Amphitheater errichtet, für die Verurtheilten, welche jedoch während der Ablesung ihres Urtheils in offene Käfige gesteckt wurden, die auf einer besondern Bühne standen.

Den 29. Junius begann der Zug aus der Marienkirche; hundert mit Piken bewaffnete Kohlenbrenner, welche das Holz zur Verbrennung der zum Feuer verdammten geliefert hatten, eröffneten denselben. Ihnen folgten die Dominikaner-Mönche, denen ein weißes Kreuz vorgetragen wurde; hinter ihnen ging der Herzog von Medina Ce-

denia, und trug, nach dem Erbrechte seiner Familie, die Fahne der Inquisition, von rothem Damaste, in deren einen Ecke ein Lorbeerkranz und ein Schwert, in der andern das spanische Wappen eingestickt war. Nach ihm kam der Träger eines grünen, mit schwarzem Flor umwundenen Kreuzes, welchen die Grands und andern Edelleute und Standespersonen, als Familiaren (Familiares*) der Inquisition, folgten, in, mit weißen und schwarzen, mit Gold bordirten, Kreuzen gezierte Mäntel gehüllt. Die Leibwache der Inquisition, (50 Hellebardirer) in schwarzen und weißen Uniformen, schloß den Zug, angeführt vom Marques de Penar, Erbprotektor der Inquisition des Königreichs Toledo. So ging der Zug vor dem Pallaste vorbei, bis zum großen Platze (Plaça mayor,) wo die Kreuze auf die errichteten Bühnen gesteckt wurden. Hier blieben nun die Mönche, indem die andern zurückgingen, allein, sangen Psalmen die Nacht hindurch, lobten Gott mit lauter Stimme, und lasen Messen, bis der Tag anbrach.

Den 30sten um 7 Uhr erschienen der König, seine Gemahlin und seine Mutter mit ihren Gefolgen auf den Balkons, und die Zuschauer eilten herbei. Die Kohlenbrenner eröffneten wieder den Zug, und die Leibgarde folg-

*) Familiar. El Ministro del Santo Officio, que aunque no es oficial, acude quando se le llama para assistir à las prisones y otros encargos que se le hacen. Recop. L. 4. T. I. p. 18. In jeder Stadt, wo eine Inquisition war, gab es 40 bis 50 Familiaren.

ke. Dann kamen dreißig Männer, welche eben so viele menschliche Figuren von Pappe in natürlicher Menschengröße trugen. Einige stellten diejenigen vor, die im Gefängnisse gestorben waren, deren Gebeine man in Kästen nachtrug, andere die, welche das Glück gehabt hatten, den Klauen des heiligen Gerichts zu entkommen. Hierauf kamen zwölf unglückliche Weiber und Männer mit Stricken um den Halsen, Pechfackeln in den Händen, und drei Fuß hohen Papiermützen, auf welchen ihre Vergehungen geschrieben standen. Mönche begleiteten sie und sprachen ihnen Trost zu. Siebenzig Juden, mit Fackeln, in Sanbenitos, gelbe Westen ohne Ermel, gekleidet, bemalt mit Teufeln und Flammen, folgten, und hinter denselben kamen die Diener der Inquisition und die Klerisey des Kirchspiels St. Martin. Ein großer Nachtrab zu Fuß und zu Pferde schloß den Zug.

Der Großinquisitor und die Präsidenten des großen Rathes von Kastilien nahmen ihre Plätze ein, und die Priester lasen Messe *). Hierauf nahte sich der Großinquisitor dem Balkon, auf welchem der König sich befand, und forderte den Eid der Könige von Spanien von demselben, die katholische Religion zu beschützen, und, um die Ketzereien auszurotten, die Autorität der Inquisition zu unterstützen. Diesen Eid leistete der König mit entblößtem Haupte, in-

*) Die Abbildung des ganzen Platzes, besetzt und ausgeschmückt, wie beschrieben, findet man in Pikarts angeführtem Werke, Seite 28.

dem der Konnetable von Kastilien, ihm zur Rechten, das bloße Schwerdt in die Höhe hielt.

Nun bestieg ein Dominikaner eine Kanzel, predigte gegen die Ketzer und vergötterte die Inquisition.

Erst gegen Mittag vernahmen die Verdammten ihre Urtheile. Dieß währte bis Abends um 9 Uhr. Dann wurde Messe gelesen und der Großinquisitor ertheilte den Bußfertigen feierlich Absolution. — Indessen waren mehrere von den Zuschauern und Zuschauerinnen ohnmächtig vom Platze hinweggetragen worden, und einige, die zu laut geworden waren, wurden in die eben leeren Gefängnisse der Inquisition geführt, damit es dort nicht zu öde werden sollte.

Der König begab sich nun hinweg, und die zum Feuer Verurtheilten, nun dem weltlichen Gerichte übergeben, wurden, nebst den Pappenfiguren und Gebeinen der Todten gegen Mitternacht, vor dem Thore Fuencaral, verbrannt; die Hartnäckigen lebendig, die andern, nachdem sie vorher erdrosselt worden waren.

Den folgenden Morgen erhielten die andern ihre Strafen, bekamen den Staupbesen, wurden auf die Galeeren gebracht, gezüchtiget, und einige wenige durften, mit herzergreifenden Vermahnungen zur Besserung, entlassen werden.

Ausser solchen großen Auto's de Fé wurden jährlich in der Charwoche einige kleinere, mit geringerer Festlichkeit,

jedoch immer auf sehr bedeutende und abschreckende Art, gehalten.

Diejenigen, welche freigelassen wurden, mußten vorher ihre Meinungen sowohl de levi als de vehementi, d. i. allen Verdacht der Kezzerei, klein oder groß, abschwören. Kamen sie zum zweiten Male in großen Verdacht, so mußten sie ohne Gnade sterben. Uebrigens mußten die, welche de vehementi entsagt hatten, das Sanbenito tragen, einige auf einige Jahre, andere auf Lebenszeit. Dieses äusserste Brandmal der Infamie traf nicht allein die Person, welche es erhielt, sondern ungerechterweise die ganze Familie. Daher von derselben der letzte Heller aufgeopfert wurde, ihren Verwandten von der beschimpfenden Tracht, und sich von der Schande loszukaufen. Die Inquisition hatte, wie man sieht, noch mancherlei Mittel, Geld zu bekommen, — ausser der Vermögens-Confiscation ihrer Schlachtopfer.

Wir haben die Prozeduren der Inquisition gesehen, und wollen nun auch ihre Hauptgrundsäze kennen lernen.*) Es waren folgende:

1) Mit Kezzern darf gar nicht über Glaubenssachen gestritten werden; man darf sie keineswegs durch Ueberzeugung belehren wollen, das muß**) mit Gewalt

*) cf. Regulae Inquisitoriae in Secret. Hisp. Inquisit. cit. p. 308 — 329. et. Justi Velsii Apologia contra Inquisitores. Frf. 1556.

**) Wer es haben kann, schenke seine Aufmerksamkeit folgendem Werke, in welchem er die befriedigendsten Nachrichten weitläuf-

geschehen. 2) Wer sich eines Ketzers annimmt, und hätte er dazu auch noch so gute Gründe, ist exkommunicirt, und muß erst durch die Hände der Inquisition gegangen seyn, ehe er ein Bußfertiger genannt zu werden verdient. 3) Selbst ein vom Papste absolvirter Kezzer bleibt demungeachtet immer noch der Inquisition unterworfen, und kann von ihr zum Tode verurtheilt werden. 4) Keinem verurtheilten Kezzer ist es erlaubt, zum Volke zu sprechen. 5) Einem Kezzer darf nie das Leben geschenkt werden, wenn er auch seine Irrthümer widerrufen wollte, denn er sucht sich doch nur dadurch zu retten. 6) An dem Verbrechen eines Beschuldigten darf nie gezweifelt, sondern die Schuld muß stets vorausgesetzt werden, und er ist daher blos nach den Umständen zu befragen. 7) Beim Verhör muß man einem Kezzer stets den Tod vor die Augen stellen, und ihn weder 8) durch die heil. Schrift, noch durch Beweisgründe zu bekehren hoffen. Auch muß man ihm 9) auf eine zweideutige Weise Gnade hoffen lassen, wenn er bekennen wollte, aber nie darf man Wort halten, wenn er gestanden hat. 10) Die Güter eines Kezzers gehören der Inquisition, und hätte derselbe auch katholische Kinder. 11) Der Tod entzieht keinen Verbrecher dem Urtheile. Die Inquisition macht ihm im Tode den Proceß und läßt ihn im Bildniß verbrennen. 12) Man bleibt der Inquisition unterworfen, wenn man auch nur im

tiger über das, was hier kurz gesagt wird, findet: A. de Sousa Aphorismi Inquisitorum. Lugd. 1669.

Scherze kezzerische Meinungen behauptet, oder kezzerische Gebräuche affektirt hätte. 13) Bei Kezzerei und Abfall von der katholischen Religion finden keine Verjährungen statt. 14) Brüderliche Zurechtweisungen werden nicht eher, als nach der Angabe der Verbrecher angewendet. 15) Es kann nichts von der Angabe eines Verbrechers befreien, selbst Verwandtschaft, Verbindungen, Dankbarkeit, nicht Lebensrettung. 16) Kezzerbegünstiger sind des geistlichen Begräbnisses beraubt. 17) Auch wer aus Unwissenheit eine Kezzerei begünstiget, bleibt der Inquisition unterworfen. 18) Bei Strafe des Kirchenbannes sind weltliche Obrigkeiten verpflichtet, der Inquisition ihre Gewalt zu leihen. 19) Wer dagegen handelt, steht in gleichem Verdammungsgrade eines Kezzers. 20) Auch heimliche Kezzer müssen bei der Inquisition angegeben und von ihr bestraft werden. 21) Rückfall in die Kezzerei wird mit dem Tode bestraft. 22) Ein Kezzer, der seine Irrthümer abgeschworen hat, und wieder in dieselben verfällt, soll betrachtet werden, wie einer, der zum zweiten Male sich derselben ergiebt. 23) Heimliche Kezzer können und sollen auch nach dem Tode, im Bildnisse, hingerichtet werden. 24) Ein Angeklagter, der bekennt, daß er irgend eine kezzerische Lehre angenommen, weil er dieselbe für eine katholische gehalten hat, soll auf die Tortur gebracht werden, um zu erfahren, ob er wahr geredet habe.*)

*) Reginaldi Gonsalvi Montani Sanctae Inquisitionis Hispanicae artes aliquot detectae, ac palam traductae.

Setzt man nun noch hinzu, daß bei diesem Gerichte Gegenparthei und Angeber Zeugen seyn konnten, deren Namen nie entdeckt wurden, daß keine Konfrontation statt fand, daß Kinder von 14 Jahren, daß sogar Meineidige und Ehrlose Zeugen seyn konnten, so wird man eingestehen müssen, daß das Inquisitions-Tribunal das schrecklichste, furchtbarste, entsetzlichste und emporendste in der Welt war.

Zwar überzeugt, daß viele Unschuldige in ihrem Gerichte umkamen, so wurden die Inquisitoren jedoch dadurch gar nicht beunruhiget, denn eine ihrer Hauptmaximen war, es sey besser, es kämen hundert unsträfliche Katholiken in ihrem Glauben um, als daß ein einziger Kezzer entkäme; denn töde man einen Katholiken, so gäbe man ihn den Freuden des Paradieses heim, ließ man aber einen Kezzer entkommen, so gäbe man ihm Gelegenheit, eine große Menge Seelen zu verderben.

Auch die ungerecht Unterdrückten durften sich nicht beklagen. Thaten sie es, so begingen sie ein neues Verbrechen, das scharf bestraft werden mußte, weil die Ehre des Tribunals litt, da es nie gestehen konnte, sich geirrt zu haben. „Man muß sich freuen, für die Gerechtigkeit zu leiden," hieß es.

Stand und Rang befreiten, wie gesagt, nicht von der Untersuchung vor dem Gerichte der Inquisition; es sind

Heidelb. 1567. R. G. **Montani** Orat. de Inquisitione Hispanica. ib. 1603.

zu Rom von derselben Kardinäle verurtheilt worden, deren Würde dort stets unverletzlich war, so daß man behauptete, daß es sogar den Königen nicht erlaubt sey, Personen von diesem Range, als Unterthanen zum Tode zu verdammen. Als König Heinrich der Vierte von Frankreich des Hochverraths wegen dem Kardinal von Guise das Todesurtheil sprach, that ihn deswegen Papst Sixtus der Fünfte in den Bann, und sprach von Absetzung.

Marcantonio de Dominis, ein Venetianer, vorher Jesuit, Bischof von Segni, nachher Erzbischof von Spalatro, und Primas von Dalmatien, ein Mann, der in allen Wissenschaften der gelehrtesten einer seiner Zeit genannt werden konnte, ein vollkommener Theolog, und in der heiligen und profanen Geschichte wohl erfahren, ein allgemeines Orakel seiner Zeit,*) schrieb ein Werk Ueber die geistliche Republik,**) in welchem er, indem er sich mehreren protestantischen Meinungen ergeben zeigte, mit großer Bitterkeit von dem Papste und der römischen Curie sprach. Dieses Werk dem Drucke und der Welt übergeben zu können, und fernern Verdrüßlichkeiten auszuweichen, wie er deren welche schon in Rom mit der Inquisition gehabt hatte,***) machte er, was er konnte, zu

*) Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie. 2. Thl. 17. B. 3. C. §. 26.

**) De Republica ecclesiastica, contra Primatum Papae. Heidelberg et Frf. 1618 — 58. 3 Bände. Lond. 1620.

***) M. A. de Dominis Consil. quo causas discessus sui ex

Gelde, brachte gegen 15,000 Thaler zusammen, ging nach Deutschland, und nachher nach England, wohin ihn ein Ruf von König Jakob dem Zweiten, der nichts sparte, um gelehrte Leute sich näher zu bringen, zog. Dominis wurde aufs verbindlichste empfangen, legte zu London in der St. Pauls Kirche sein neues Glaubensbekenntniß öffentlich ab und erhielt vom Könige eine ansehnliche Pension. Dieß war dem römischen Hofe nicht gleichgültig. Er bot alle seine Kräfte auf, den Verlornen wieder zu sich zu ziehen, entweder um ihn nicht mehr zum Gegner zu haben, oder sich an ihm rächen zu können. Alle seine Freunde und Verwandte wurden angegangen, an ihn zu schreiben, um ihn zur Rückkehr nach Italien zu bewegen; allen aber wollte es nicht gelingen. Nur den Zuredungen des spanischen Gesandten am englischen Hofe, Don Diego Sarmiento d'Arcuna, gab der unglückliche Prälat nach und vergaß alle in seinem Werke selbst gegebene Klugheitsregeln. Er selbst hatte gesagt: „Ungestraft dürfe kein Mensch den römischen Hof beleidigen, da derselbe nie vergebe. Wer das Schwert einmal gegen denselben gezogen habe, müsse die Scheide wegwerfen." — Vergebens bemühten sich seine Freunde, ihn zurückzuhalten,*) und weis-

Italia exponit. Venet. 1617. Causae profectionis suae ex Italia. Frf. 1616.

*) Der berühmte Joseph Hall schrieb deßhalb eine nachdrückliche Epistel an ihn, die in seinem Clemente Romano p. 307 steht.

sagten ihm, was er selbst thun konnte, sein Unglück. Nichts wollte fruchten. Sein Loos war gefallen. Er ging nach Rom.*) Kaum war er dort, als er, wiewohl zu spät, sah, wie unklug er gehandelt hatte.**) Nichts von dem allen, was ihm versprochen werden war, wurde ihm gehalten. Er wurde gezwungen, gegen seine Ueberzeugung, alle in seinem Werke befindliche, kezzerische, und die römische Curie antastende Lehrsätze öffentlich abzuschwören und selbst zu verdammen. Zwar behielt er noch seine Freiheit, aber Spione folgten allen seinen Schritten. Bald wurde er einer geführten heimlichen Correspondenz nach England beschuldiget, (1623) und die Inquisition bemächtigte sich seiner. Während des gegen ihn ganz langsam geführten Prozesses starb Dominis in seinem Kerker, entweder aus Kummer und Verdruß, oder, wie andere meinen, an Gifte, welches seine Familie ihm beigebracht hatte, die ihn dem Schimpfe und der Qual, sich aber der Ehrlosigkeit, welche auf sie, nach den bekannten Prinzipien des heil. Gerichts, zurückgefallen wäre, zu entziehen. Sein Körper wurde den 21. Dec. 1624 über die Straßen geschleppt, verbrannt, und die Asche in die Tiber geworfen.***)

*) M. A. de Dominis Consil. reditus ex Anglia. Rom. 1623.

**) Marville Melanges. T. I. p. 279. Ancillon Melang. critiq. T. II. p. 17[illegible].

***) Iaegeri Hist. Eccl. T. III. L. 2 Caroli Merer. Eccl. Sec. XVII. p. 40[illegible] — [illegible]

Die Arragonische Inquisition war kühn genug, dem ältesten Sohne des Königs Don Juan II. den Prozeß zu machen, und die Kastilische verdammte das Testament Kaiser Karls des Fünften, als kezzerisch, zum Feuer. Und eben so verfuhr sie auch gegen alle, welche das Vertrauen des Kaisers besessen hatten; gegen den Erzbischof von Toledo, Primas von Spanien, gegen Cacalla, Prediger, und Ponce, Beichtvater des verstorbenen Monarchen. Mit dem Testamente des Kaisers zugleich wurden diese drei würdigen Männer zum Feuer verurtheilt.

Dieses kühne Benehmen, das Aufsehen, welches dasselbe in der Welt machen mußte, brachten den Sohn des erblichenen Monarchen, König Philipp den Zweiten, doch einigermaßen wieder zu sich. Er suchte die Vollstreckung des Urtheils zu verhindern, jedoch durch die heimlichsten und gewähltesten Mittel, um die Inquisition nicht aufzubringen und ihrer Autorität keinen Schaden zuzufügen.

So gemäßigt betrug sich dieses Königs Sohn, Don Carlos, nicht. Er sprach laut gegen die Inquisition, von dieser Beleidigung und Kühnheit ohne Beispiel, mit einer Hitze und Entschlossenheit, die seiner Jugend und seinem edlen Herzen Ehre machte; ja er drohte sogar: einst dieses Gericht und seine Helfer zu vernichten. Einen solchen König konnten die Inquisitoren nicht brauchen. Was er gesprochen hatte, mußte er theuer büßen. Nur

der Tod dieses edlen Prinzen konnte die beleidigte Inquisition versöhnen. *)

Indem dieß nun vorging, ließ die Inquisition, ohne sich irre machen zu lassen, des Kaisers Prediger Cacalla lebendig, und den Beichtvater Ponce, **) welcher im Kerker gestorben war, im Bildniß verbrennen. Der Erzbischof von Toledo wurde nach Rom berufen, und nur das Ansehen seiner Freunde und sein Geld erhielten ihm das Leben. Von dem Testamente des Kaisers wurde nicht mehr gesprochen.

Wer erstaunt nicht, von Unwillen und Entsetzen ergriffen, diese Fakta in der Geschichte lesen zu müssen?

Durch wen konnte der Fall des berühmten Premierministers, des Grafen Olivarez, bewirkt werden, als durch die Inquisition, an welche seine Feinde sich wendeten? ***) Nicht die Gnade des Königs, nicht die uneingeschränkte Gewalt des Mannes, an welchen man sich wagte, konnten dieses gewaltige Tribunal verhindern, sich

*) S. Real Don Carlos Amst. 1675. Graunii Disp. de Carolo Hispanor. Principe, Philippi II. Filio. Witt. 1687. Le portrait de Pr. Don Carlos. Bassompierre Nouv. Memoires. p. 11 — 71.

**) Er hieß eigentlich Constantin de la Fuente. Bayle Dict. Art. Ponce.

***) Unter seinen Feinden waren besonders zwei Weiber die allerthätigsten, die bekannte venerable Maria d' Agreda, (vorher Coronella) und Donna Anna, die Amme K. Philipps des Vierten. Notice sur le Comte d'Olivarez. Caylus Souvenirs. (Par. 1805) p. 16 — 31.

seiner zu bemächtigen. (1643.) Von den Tausenden, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, die ihr Glück, ihren Wohlstand, ja oft ihre ganze Existenz, nur ihm allein verdankten, wagte es keiner, für ihn sich zu erklären, zu versuchen, ihn zu retten, sein König selbst mußte ihn aufgeben, und dieser große Mann kam um, (1647) von aller Welt verlassen.

Welche empörende Pinselstriche zu dem Gemälde der Inquisition!

Der Arzt und Ritter Joseph Franz Borri, *) welcher in seinen Werken sonderbare Behauptungen, besonders wegen der Jungfrau Maria, aufstellte, auch andere fanatische Sätze vertheidigte, erregte die Aufmerksamkeit der Inquisition zu Rom, sein Bildniß wurde den 3. Jan. 1661 zu Rom verbrannt, und ohne des Kaisers Fürbitte wäre er verloren gewesen; doch diese rettete ihm das Leben, wiewohl er zu ewiger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, nachdem er im Oktober 1672 in der Kirche, öffentlich mit gebundenen Händen, eine Kerze in denselben, seine Irrthümer hatte abschwören und Besserung angeloben müssen.

Cicchi aus Ascoli, ein beliebter Schriftsteller und Dichter seiner Zeit, gab sich mit Sterndeuterei ab, und schrieb über mathematische und magische Gegenstände; dieß zog ihm die Benennung eines Hexenmeisters zu, und

*) Vita di I. F. Borri. Cologn. 1681. Mercure Hollandois. 1762. p. 463. 466. Monconis Voyage. T. II. p. 156. 157.

die Inquisition fand darinne einen triftigen Bewegungs- grund, ihn (1327) verbrennen zu lassen.*)

Aonio Paleario, einer der wackersten Männer in der Welt, Professor der schönen Wissenschaften zu Florenz und Siena, ein beliebter Schriftsteller seiner Zeit, wurde in einen Proceß mit Mönchen verwickelt, welche seine Großmutter beraubt hatten, den er verlor, weil diese die Beschuldigung abschworen. Nicht mit dem glücklichen Ausgange dieser Sache zufrieden, unterließen die Mönche nicht gegen ihn, als einen Gotteslästerer, heftig zu sprechen, ja sie predigten sogar gegen ihn. Paleario schrieb eine Schutzschrift mit so viel Stärke und Beredsamkeit, daß die Verläumder verstummen mußten. Aber ihre Rache gaben sie nicht auf. Kaum bestieg der erime Ketzermeister Pius der Fünfte den päpstlichen Stuhl, als Paleario angeklagt wurde, er habe zum Besten der Lutheraner gegen das Ketzergericht gesprochen. Auf diese Anzeige ließ der Papst den Unglücklichen in Mailand gefangen nehmen, und nach Rom führen. Hier ward ihm von der Inquisition der Proceß gemacht. Er wurde öffentlich erdrosselt, (1566) und dann verbrannt.**)

Ignatius Lojola, der berühmte Stifter des Jesuiterordens selbst, war bei der Inquisition anfangs nicht zum besten angeschrieben. Er wurde in's Gefängniß ge-

*) Crescimbeni Historia della Poesia. p. 47.

**) Bayle Artic. Paleario. Menagiana. (Par. 1715.) T. I. p. 217.

bracht, jedoch mit scharfen Vermahnungen nach einigen Monaten Arrest wieder entlassen.*)

Man nennt die Namen Gonsalvo, Vaenia, Fernando de S. Juan, Juliano Fernando, Franzisca Chavesia, Losada, Arellano, Arias Montano, Juan Egido,**) Rame, Lithgow, Dellon, Martin,***) und man hat lauter Opfer der Inquisitionen genannt. Ach! und wie viele Tausende sind ungenannt und ungekannt von diesen grausamen Tribunalen gemordet worden.

In den neuern Zeiten machte der Spanische Minister **Aranda** einen Versuch die Fesseln dieses fürchterlichen Gerichts zu zerbrechen und seine Macht zu vernichten, aber vergebens. Er wurde von dem Ruder des Staats entfernt, und die Inquisition erhob von neuem, triumphirend ihr Haupt. In den Sturz des aufgeklärten Ministers wurden alle seine Freunde und Anhänger mit verwickelt, unter denen sich auch der berühmte **Olavides** befand, welcher die Sierra Morena bevölkerte und urbar machte.****) Er wurde den 22. Nov. 1776 des Nachts von der Inquisition eingezogen, und mußte zwei Jahre lang in ihren Kerkern schmachten. Endlich erhielt er den 22. Nov. 1778 sein Urtheil, in welchem er bei einem feierlichen Auto de

*) Ribadineira Vita Ignatii. p. 76.

**) Secretiora Hispan. Inquisit. p. 172. — 270.

***) Backers Historie der Inquisitien. S. 783 — 1029.

****) Neue Miscellen 6. und 8. St. S. 1068 u. 200.

Fé*) auf acht Jahre zur Einkerkerung in einem Kloster und zu einer schweren Pönitenz verurtheilt wurde.**) Er entfloh nach Frankreich, ging in die Schweiz und dann nach Paris. Den Stürmen der Revolution zu entgehen, und jenem Terrorismus, der dem der Inquisition nichts nachgab,***) verbarg er sich auf einem Landhause bei Nantes. Endlich aber, nach einem zwanzigjährigen Exil,****) ging er wieder nach Spanien zurück.

Seine zunehmende Altersschwäche scheint ihn wieder rechtgläubig gemacht zu haben, wenigstens gab er 1796 ein Werk heraus,*****) das man als eine Art von General-Beichte, von Widerruf, ja sogar als eine Vertheidigung der Inquisition annehmen kann. Man war von Seiten des heiligen Gerichts ganz erfreut über dieses Ereigniß, und sehr geschäftig das Werk von 3 Bänden überall zu verbreiten. Daher erlebte dasselbe in kurzer Zeit 7 bis 8 Auflagen. Dadurch erhielt er, was der arme Mann vielleicht zu erhalten hoffte, wirklich, nämlich die Erlaubniß nach Spanien zurückkehren zu dürfen, und bekam sogar eine ansehnliche Pension. Nachdem er sich einige Zeit zu Madrid aufgehalten hatte, zog er sich, alt und krank, nach Xeres de la Frontera in Andalusien zu einem Verwandten zurück und starb

*) Gothaische gelehrte Zeitungen. 1779. S. 97.
**) Bourgoing Reisen durch Spanien. 2. Th. S. 214.
***) A. a. O. 3. Th. S. 115.
****) A. a. O. 4. Th. S. 33.
*****) El Triunfo de la Religion, o Memoriar de un hombre de mundo, que ha abandonado los errores del Filosofismo moderno. Madrid 1796. 8.

daselbst (1803) in völliger Vergessenheit. Sein Werk war das Produkt eines halb zerrütteten Kopfes, welchem der gute Mann ohne Zweifel der Inquisition, ihren Kerkern, und der Behandlung seiner Person zu verdanken hatte. Und diese Dankbarkeit gebahr das Buch.

In einen beinahe ähnlichen Fall gerieth der aufgeklärte Macanaz. Dieser, nachdem er dem Könige Philipp dem Fünften sehr lebhafte Vorstellungen gegen die Inquisition und ihre Usurpationen gethan und schriftlich überreicht hatte, schrieb nachher (1763) dennoch eine Vertheidigungsschrift derselben,*) die aber 1788 erst von A. Valladares de Sotomayor herausgegeben wurde und gedruckt erschien.

Ob Furcht, ob gemachte Aussichten den überlegenden Gegner zum Vertheidiger eines Gerichts machten, dessen Aufhebung er vorher zu bewirken suchte, wer kann das entscheiden? Muthmaßungen aber sind allen, die davon sprachen, geblieben. Wir wollen etwas von dem hören, was er zu Gunsten der Inquisition sagt:

„Sie verhaftet nur, nachdem fünf Zeugen (aber wie, welche, und auf welche Art?) den Verbrecher angeklagt haben. Sie hält die Beklagten wohl (wie man das nun nimmt!) in ihren Gefängnissen. Ihre Aussprüche gründen sich nur auf die Grundsätze aufgeklärter Kirchenlehrer. (Welcher?) Wer Reue zeigt, erhält Vergebung. (Aber, welche? und auf welche Art?)"

*) Defensa critica de la Inquisicion contra los enemigos. Madrid. 1788. 8.

„Die Inquisition," — fährt Macanaz fort — „belegt die Hartnäckigen nicht mit Strafen, ja sie bittet sogar für ihr Leben; die Reuigen werden blos zu kanonischen Züchtigungen verurtheilt; aber freilich muß sich das Schwert der Gerechtigkeit, das der König in die Hände des Gerichts gegeben, zuweilen mit dem Blute der Schuldigen färben. (Aber das heilige Gericht will ja kein Blut vergießen, und verbrennt deshalb!) Dann aber geschieht es nur in der heiligen Absicht, durch den Tod eines Einzigen Mehrere zu bekehren, wie es gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt."

Welche Bemerkungen wären hierüber zu machen! Doch, sie liegen in dieser Geschichtserzählung selbst und können von jedem unpartheiischen Leser gemacht werden.

Zur Ehre und zum Glücke der Menschheit bedarf es nun keines Streitens pro und contra mehr. Die Scheiterhaufen des furchtbaren Gerichts sind verlöscht. Es lebt dasselbe nur noch in der Erinnerung. Und so werden denn die Nachrichten von diesem Tribunale nun aufbewahrt, wie jede Antiquität, stamme sie auch ab, von wem es sey, sey sie auch gewesen, wie sie nur war. Wir wissen alles von ihr. Der Vorhang ist gefallen. Der stille Gott taucht ihre Fackel nieder; und die Erscheinung flieht!

Ad occasum cuncta ruunt,
Sed et ipsa studia,
Quibus olim Roma potens
Superabat sidera!

B.

5.

Die englische Staatsverfassung.

Im Geiste ihrer Bewunderer und Tadler.

Es giebt vielleicht keinen Gegenstand, der nicht seine Anhänger und seine Gegner hätte. Der Beifall oder Tadel, den wir einem Gegenstande ertheilen, gründet sich aber entweder auf ein Urtheil, das wir nach der richtigen Auffassung des Gegenstandes oder nach der individuellen Ansicht, die wir uns von gewissen Gegenständen eigen gemacht, fällen. Wenn der größte Theil der Menschen, gehörig vorbereitet, die Gegenstände ins Auge faßte, so würden sie in ihren Urtheilen selten verschieden seyn.

Allein, größtentheils ist es der Fall, daß die Menschen, befangen von den Gegenständen oder den Meinungen von denselben, ihre Urtheile fällen, und daraus muß dann natürlich folgen, daß sie in ihren Urtheilen sich selten einigen können.

Unter die vielen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit rege halten, ist gewiß derjenige Staat zu zählen, der jetzt gleichsam isolirt und entfernt von allen Erschütterungen, die alle Staaten leiden, wie ein Koloß hervor-

ragt; und über dessen Schicksal und Bestimmung die Urtheile der im Denken gewandtesten Köpfe sich nicht vereinigen können. Ich meine — England.

Wenn man genau die Bewunderer dieses Staats ins Auge faßt, so findet man, daß sie sich vorzüglich in zwei Klassen theilen; in diejenige Klasse, welche die Regierungsform als die Basis aller der Fortschritte betrachtet, die der englische Staat in der Reihe der Jahrhunderte gemacht und noch machen dürfte; und wiederum in diejenige Klasse, die den Geist und die Mittel, welche das Schicksal dem brittischen Volke vorzugsweise vor allen Nationen verliehen oder in die Hände gegeben, als die Basis oder die Haupttriebfeder betrachtet, wodurch die Brittanien verliehene Verfassung einzig und allein zu erhalten möglich war.

Nimmt man wieder genau auf die Gegner des brittischen Reichs Rücksicht, so findet man eine Parthei, welche an der in England eingeführten Verfassung ein unnatürliches, und allen ächten Grundsätzen der Vernunft zuwider laufendes Gebäude erblicken, das schon längst seiner Auflösung entgegen gegangen wäre, wenn die Verhältnisse, in welche es gegen andere Staaten, beim Gewühl der mancherlei Begebenheiten, gekommen, ihm Zeit gelassen hätten, auf dieselbe Rücksicht zu nehmen, und endlich wieder eine Parthei, die in dem Verhältnisse, um welche es jetzt von allen Staaten beneidet wird, vielmehr eine Quelle oder Anlage zu seinem Rückfall und seiner endlichen Auflösung erblicken.

Es wird nicht unrathsam seyn, wenn wir auf diese verschiedene Partheien einige nähere Aufmerksamkeit verwenden.

Wenn wir genau auf die Bewunderer der englischen Verfassung Rücksicht nehmen, so finden wir vorzüglich, daß sie von dem Grundsatze ausgehen: die Form einer Staatsverfassung ist es einzig und allein, welche die Basis seines Glückes ausmacht, oder den Keim vorbereitet, wodurch das Gedeihen der Blüthen und das Fortkommen aller Zweige des Staats befördert wird. Indem ihnen England nun einen Staat, nach ihrer Meinung, aufgestellt, wo alle Zweige der öffentlichen und Privat-Angelegenheiten dem Zuschauer den vollkommensten Anblick gewähren, so steht bei ihnen der Glaube fest: daß die Institution Britaniens die einzige sey, wodurch ein Staat zu einer gewissen nahmhaften Größe emporkommen kann.

Diese Parthei nimmt nicht darauf Rücksicht zu erwägen: ob die Institutionen eines Staats den allgemeinen Grundsätzen der Vernunft über die Rechte des Menschen entsprechen oder nicht. Es ist ihr zureichend, daß diese Institutionen den Zweck erfüllen, die verschiedenen Bande, wodurch ein Staat zusammengehalten wird, entwickelt und befestigt zu sehen. Es ist ihr genug, wenn eine Institution durch ihr Alterthum sanktionirt ist, und durch Verjährung gewurzelt hat. Wenn man ihr daher über die in Brittanien vorhandenen Anordnungen und über das daselbst eingesetzte Verhältniß der Stände eine Einwendung macht,

wenn man ihr zeigt: daß die allgemeinen Ideen der Vernunft über Gleichheit der Rechte, der Geburt ꝛc. durch viele brittische Institutionen gefährdet werden können, so wissen sie allen Einwendungen mit der Ausflucht zu begegnen, daß sie sich unter allen mannigfaltigen kritischen Verhältnissen als bewährt gezeigt, und, trotz ihrer Vernunftlosigkeit, das allgemeine Wohl zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit haben fortführen helfen. Sie gehen noch weiter. Sie beweisen sogar: daß Feudalismus, dotirte Geistlichkeit und Korporationsgeist die einzigen Institutionen wären, die der menschlichen Natur und dem Geist des gesellschaftlichen Lebens entsprechen.

Dennoch giebt es Bewunderer des englischen Staats, die, ob sie gleich von allen Unvollkommenheiten, deren die ursprüngliche Verfassung desselben theilhaftig ist, sich überzeugt finden, der Meinung sind, daß der Geist des Volks und der Staatsmänner sich mit einer Gewandheit stets äussert, wodurch sie alle Ereignisse in dem Kreislaufe der Dinge so zu handhaben verstanden, daß sie immer Vortheil daraus zogen oder die Schwächen, welche die Verfassung mit sich führte, wo nicht zu beseitigen, doch unschädlich zu machen vermögend waren.

Diese Parthei hängt nicht an der Meinung, daß die Verfassung des Staats das Wesentlichste bei seiner Dauer und seinem Fortschritte sey. Sie ist vielmehr der Meinung, daß jede Verfassung sich erhalten kann, wenn sie den Zeitgeist oder die Winke, die ihr das Schicksal giebt, so zu ver-

stehen weiß, daß sie die Kräfte des Staats dadurch zu vermehren vermag. Ihr Grundsatz ist: die Kraft vermag leicht eine Form zu bilden. Form ohne Kraft ist ihr ein leerer Schatten, der leicht verfliegt. Sie zeigt: daß die vollkommensten Staatsverfassungen der alten und neuern Zeit dahin sanken und Staat sowohl als Volk, ob man gleich streng die Form der Verfassung beobachtete, in Nichts verfielen, bloß, weil das Volk und die Regierung nicht in den Geist der Zeit einzugreifen verstanden, oder vom Schicksal nicht begünstigt wurden.

Von dieser Seite sehen sie in England eine Ueberlegenheit, wovon die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufstellt. Die Regierung und das Volk gegenseitig besitzen nicht allein einen Takt, wodurch sie vorher die Richtung zu bestimmen wissen, die das Steuer des Staats zu nehmen hat, sondern behaupten auch diese Ahnung mit Aufopferung der Form des Staats. Von der andern Seite begünstigt das Schicksal selbst diese Insel, indem es eine Reihe von Begebenheiten in dem Kreislaufe der Staaten und den Verhältnissen derselben entstehen läßt, die ihrer jedesmaligen Lage und Entwickelung ihrer Kräfte zuträglich ward, und ihr Mittel verlieh, sich immer glänzendere Aussichten zu einem Fortschritte an Nationalreichthum und zu einer Ueberlegenheit an Macht zu sichern.

Sie wissen freilich nicht diesen Segnungen des Schicksals an hoher Intellektualität und irrdischen Gütern, womit England, nach ihrer Ansicht, ausgestattet ist, einen

Grund anzuweisen. Sie wissen nicht, warum England vorzugsweise diese Gunst zu Theil geworden. Genug sie ist vorhanden, und sie bewundern sie als jede andere große Naturerscheinung, die uns die Schöpfung aufgestellt *).

Indeß zählt England auch sehr konsequente Gegner. Ein Theil von ihnen begegnet den Bewunderern der englischen Verfassung: daß, wenn die Konstitution eines Staats beurtheilt werden soll, solches nicht nach der günstigen und glücklichen Lage des Volks geschehen kann. Die Gesetze der, der menschlichen Natur eigenen Kräfte und Fähigkeiten sind der Stoff, an welchem der Staatenschöpfer sein Auge üben muß, um sich die Linien vorzuziehen, nach welchen er die Freiheit unangefochten lassen oder begrenzen muß. Ausgerüstet mit einer solchen Erkenntniß, erhält er das Vermögen, sich dieß Ideal einer Staatsform zu bilden, nach welcher er einzig und allein fähig ist, die Vollkommenheit einer bestehenden Staatsverfassung zu beurtheilen.

Berücksichtigt man aus diesem Gesichtspunkte die englische Verfassung, so ergiebt sich, daß sie den idealen Foderungen des Staatsmanns nicht entspricht, sondern ein aus Trümmern hinfälliger, irdischer Institutionen zusammengestücktes Ganze bildet. In der Idee der Staatsform wissen wir nichts von Geburtsadel, Feudalismus, Prärogativen und verjährtem Recht, und diese, als die Hauptstützen der englischen Verfassung, sind nicht etwa aus dem

*) de Lolme, der eifrigste Lobredner der brittischen Konstitution, weiß von ihr ebenfalls keinen vernünftigern Grund anzugeben.

Organismus derselben hervorgegangene Schöpfungen, sondern als Trümmer der früher bestandenen Verfassung zu betrachten, die, bei der allmähligen Entwickelung der zeitigen englischen Staatsform, nicht beseitigt werden konnten, und wie gothische Trümmer an einem Pallaste zu erblicken sind, der nicht nach der Idee Eines Bauherrn aufgeführt, sondern in seiner ganzen Konstruktion verräth, daß er seine Entstehung der Baukunst verschiedener auf einander gefolgter Fürsten zu verdanken hat.

Wir wollen einräumen, daß der Staatskünstler nicht ganz das Ideal, das er von einer Staatsform hat, in der Wirklichkeit realisiren kann, so müssen doch alle seine Institutionen aus der verwirklichten Idee entspringen. Also ist z. B. in Frankreich die Regierungsform ein konsequentes Gebäude, das in allen seinen Theilen der verwirklichten Idee entspricht. Alle Institutionen, zum wenigsten so weit sie bis jetzt ergangen, können als aus der unmittelbaren Quelle, aus der dem souverainen Oberhaupt eingeräumten Gewalt hervorgehend betrachtet werden.

Die englische Staatsverfassung kann, als eine Koalition gemachter Versuche zu einer vollkommenen Staatsform, betrachtet werden, vermag aber bei weitem nicht, Anspruch zu machen, in Hinsicht ihrer Organisation als ein Muster zu dienen. Sie enthält daher eine Menge brennbaren Stoffs, der leicht auflodern kann, wenn die Nation von den Interessen, die sie jetzt beschäftigen, ihre Existenz gegen die Opposition ihrer äußeren Gegner zu behaupten,

abgezogen, und auf ihr Inneres hingelenkt werden sollte.

Ohne die Staatsform Englands aber zu berücksichtigen, tritt wieder eine andere Parthei den Bewunderern der zeitigen Lage von Englands Industrie, Schiffarth und Handel, als auch des gewandten Geistes seiner Regierung, mit der Behauptung in den Weg: daß alle diese, glänzende Ansichten gewährende, Zweige des fruchtbaren brittischen Stammes, nicht den festen Grund haben, der ihnen eine lange Dauer verspricht. Sie erblicken in derselben die üppige Schöpfung eines, von irregeführter Phantasie und berauschtem Leichtsinn geleiteten Volks. Sie vermeinen, daß alle die glänzenden Façaden, die der englische Staat zeigt, auf einem grundlosen Boden stehen, und nur an den von aussen um sie her aufgeführten Gerüsten sich stützen. Sie wähnen, daß der Grund des englischen Staates unterminirt werde, um ein hohes Gebäude aufzuführen, mit welchem zwar die englischen Staatskünstler wähnen, die benachbarten Staaten zu zertrümmern, welche aber dereinst, ohne daß die Nation sich dessen versehen wird, über den Staat selbst einstürzen und auf solche Art seinen Untergang herbeiführen dürfte. Alle die gewandten staatswirthschaftlichen Vorkehrungen der Minister, das Staatsschuldensystem, die ausschließliche Herrschaft über die Meere und den alleinigen Besitz des Handels der Nation zu erhalten, betrachten sie als Taschenspielerkünste, auf welchen die Steuermänner des

Staats das Volk zu kirren wissen, und die mit solcher Anstrengung geübt werden, daß, troß aller glänzenden Ansichten, die sie gewähren, es mit dem Lebensstoff für dieselbe bald am Ziele seyn wird.

Auf solche Art lassen sich die Partheien über Brittanien vernehmen, und das Resultat?

Es gehört freilich ein gewisser gewisser Grad von Neutralität, und eine Umsicht in die Natur und Eigenheit der Politik dazu, um das wahre und gründliche in den verschiedenen gegen einander gerichteten Meinungen und Behauptungen über das brittische Reich herauszufinden, und so einen festen Standpunkt für ein allgemeingültiges Urtheil zu erhalten. Man finde es indeß nicht anmaßend, wenn wir es wagen, etwas der Art nach unserm Vermögen hier folgen zu lassen.

Im allgemeinen kann man wohl einräumen, daß die in der Wirklichkeit vorhandene vollkommenste Staatsform schwerlich derjenigen dürfte gleich gestellt werden können, die der Philosoph oder die Staatswissenschaft aufstellt. Lage des Staats, Bildung des Volks und Verhältnisse, in welchen er sich befinden kann, erfordern immer Rücksichten, die der Philosoph oder die Wissenschaft zu nehmen hat. Wenn wir von diesem Satze ausgehen, so werden wir diejenige Staatsverfassung für die beste zwar anerkennen müssen, die der Lage eines Reichs, der Bildung eines Volkes und den Verhältnissen desselben angemessen ist.

Indeß wenn wir bedenken, daß Lage des Staats, Bildung des Volks und Verhältniß desselben im Staatenkreise einer immerwährenden Veränderung unterworfen sind, erwägen, daß diese Eigenheiten als Entwickelung innerer, intellecktueller Kräfte, unabhängig von allen Satzungen der menschlichen Vernunft, Statt finden, so erblicken wir uns abermals in der Verlegenheit, auszumitteln: ob die einem Staat verliehene Verfassung, mag sie in einem gewissen Zeitpunkt ihm die günstigste seyn, ihm für immer so angemessen seyn dürfte?

Diese Schwierigkeit ist aber nicht anders zu lösen, als wenn man auf die Einsicht derjenigen, die der Verfassung vorstehen, die Regierungen, rekurrirt, und sie ver[illegible]lich für Weisen achtet, welche nach Bedürfniß die verschiedenen ihnen untergeordneten Kräfte so zu verwalten verstehen, daß sie, angemessen den Veränderungen, welche Lage des Staats, Bildung des Volks und Verhältnisse desselben erhalten, wirken.

Die Schwierigkeit bleibt daher immer, eine Verfassung aufzufinden, die der Regierung einen solchen Spielraum läßt, daß sie, ohne die Form zu verletzen, wirksam zu seyn vermag. Man braucht nur etwas nachzudenken, so wird man das Schwierige dieses Problems einsehen.

Wenn einem Staate eine strenge Form gegeben worden, so hat die Regierung, um nach Zeit und Umständen im Laufe der Zeit wirksam für den Staat und für ihre Selbsterhaltung handeln zu können, keine andere Ausflucht,

als die Verfassung von allen Seiten zu umgeben. Die Folge ist, die leere Form, als der Götze des Volks, bleibt von ihr unberührt, desto wirksamer zeigt sich ein ausser dieser Form handelnder Geist.

Keiner Staatsform ist von der Regierung auf solche Art mitgespielt worden, als der englischen. Man kennt die Mittel, welche die königliche Parthei immer anzuwenden weiß, um die Majorität des Volks für ihre Absichten zu gewinnen. Selten ist es der Fall, daß die ernsten Beschlüsse des Kabinets durch die Deliberationen der Volksparthei verdrängt werden. Es ist nur bloß die Form, die dem Volke vorgehalten wird, und nach welcher es nicht nach seiner Ansicht, sondern nach der des Kabinets geleitet wird und in dessen Beschlüsse willigt.

Wenn man es genau erwägt; so ist dieser Geist der Förmlichkeit England vielleicht in mancher Rücksicht nachtheiliger gewesen, als man erwarten durfte. Man betrachte nur die Zweige des Staats, die nicht unmittelbar der Regierung im Wege stehen, z. B. Erziehungs- und Bildungsanstalten, so findet man noch alles in einem Zustande, der keineswegs mit der Handlungsweise des Staats in politischer Hinsicht in bestem Verhältniß steht. Dürfte die Regierung offen handeln, und in alle Räder der Staatsmaschine eingreifen, so würden auch die jetzt ausser ihrem Einfluß wirkenden Kräfte des Staats zur höhern Entwickelung des Ganzen beitragen.

Im Grunde wird also der englische Staat, wie jeder

andere, in seinen wesentlichsten Bestandtheilen von der Einsicht der Regierung verwaltet, und es ist nicht die Staatsform, welche den englischen Staat auf solche hohe Stufe des Flores gebracht, sondern die Einsicht der Regierung.

Das englische Volk ist daher gleichsam in seinem Wahn getäuscht. Es ist nicht sein Wille, welcher herrscht, sondern der Wille derjenigen, die es beherrschen.

Die Verehrer der englischen Verfassung sollten daher den größten Theil ihrer Bewunderung einer Regierung zollen, welche die Einsicht besitzt, trotz der Bande, die ihr die Verfassung anlegt, frei und ungehindert ihr Spiel treiben zu können.

Die englische Regierung hat nun aber noch diesen Vortheil vor andern Regierungen, daß jeder Mißgriff, den sie begeht, und jeder schlechte Ausgang, den eine ihrer Unternehmungen hat, nicht als eine Folge ihres Vergehens geahnt, sondern als ein unter der Autorität des Volks begangener Fehltritt betrachtet wird.

Man muß aber auch von der andern Seite nicht vergessen in Rechnung zu bringen, daß eben dieß Verhältniß, in welchem sich die Regierung gegen die Staatsförmlichkeiten befindet, daß eben die Betriebsamkeit, in welcher sie erhalten wird, ihre Zwecke gegen sie durchzusetzen, und alle die Hindernisse, die sich ihr oft darbieten mögen, zu überwinden, der Regierung selbst einen Geist der Gewandtheit oder der Tournure anbildet, der wenigen Regierungen, die offen und nach Willkühr ver-

fahren zu können berufen sind, eigen werden kann. Und man muß, wenn man das Benehmen der englischen Regierung seit einem Zeitraume von hundert Jahren verfolgt, wahrnehmen, daß es darin die frappantesten Fortschritte gemacht und hat machen können, da sie in ihren Maaßregeln und Planen mehr vom Schicksal als von der Nation unterstützt wird, und bei dem guten Erfolge ihrer Unternehmungen, um so mehr ein gewisses Vertrauen gegen sich begründen konnte.

Der englischen Regierung, kann man daher sagen, war die Staatsform vielmehr eine Schule der Politik, eine Uebung der Geisteskraft, so wie sie dem Volke wieder ein negatives Mittel zur Beförderung seines Heiles ward. Indem die Regierung durch die Gewandheit und die Tiefe der Einsicht, die sie vorzüglich erst seit dem Zeitpunkte der Revolution von 1688, wo die zeitige Staatsform in Brittanien in ihrem ganzen Umfange eingesetzt ward, sich eigen machte, oft, wider des Volkes Willen, den Staat auf den Standpunkt der Macht erhob, wo er sich jetzt zeigt.

Es scheint parador, es geht aber doch aus unserem Raisonnement hervor: daß eben der Widerstreit, der im geheim zwischen Regierung und Volk in England Statt fand, den Staat selbst auf den Weg des Flors und der Macht fortgeleitet.

Dieß ist nun freilich ein Verhältniß, das einem Staatsmann zu keinem Schema dienen kann, um nach ihm etwa eine Staatsverfassung anzuordnen, sondern es muß

durchs Ungefähr und unter besondern Umständen herbeigeführt werden; und dieß war in England der Fall.

Bis zu unserer Zeit hat es die Regierung endlich dahin gebracht, daß sie an der Spitze der Staatsform steht, daß alle Gewalten derselben von ihr abhangen. Die Bewunderer der englischen Verfassung mögen von der Freiheit und Selbstständigkeit des englischen Volks sagen was sie wollen, so bleibt es doch wahr, daß die Regierung einzig und allein die Beschlüsse und Meinungen desselben leitet, daß alle Oppositions-Parthei und Preßfreiheit nur leere Formen sind, die kein Gewicht gegen den allmähligen Einfluß, den die Regierung sich angemaßt, haben.

Wenn wir aber genau die Quellen, wodurch es der englischen Regierung gelang, sich solchen Einfluß zu verschaffen, verfolgen, so werden wir finden, daß sie dieselben vorzüglich in einem Mittel fand, das ganz dazu geeignet ist, die Menschen überhaupt von dem Triebe der Geselligkeit, das die Natur tief in ihr Inneres verlegte, abzuleiten, sie auf ihre Selbstheit zu beschränken oder den Eigennutz in ihnen herrschend werden zu lassen. Und dieß Mittel, das das Schicksal ihr zu diesem Ende in die Hände gegeben zu haben scheint, ist — der Handel. Durch ihn gelang es ihr nicht allein den Eigennutz in dem Gemüth der Britten allgemeiner aufzuregen und die Aufmerksamkeit der Einzelnen von den republikanischen Angelegenheiten abzuwenden, sondern auch dem Eigennutz in jeder Rücksicht zu gnügen und in seiner Produktivität selbst einen He-

bel zu finden, alle ihre Absichten und Plane durchzusetzen.

In dem Handel, der England seit einem Jahrhundert vorzüglich zu beschäftigen begann, fanden die Gemüther des Volks eine solche Nahrung, daß die Individuen, jedes mit seinem Nutzen beschäftigt, das Gemeinwesen nur in dem Grade vollkommen betrachteten, als sie einen Fortschritt in demselben bemerkten. Der Handel hat das Eigene, daß er den Volksgeist, in dem Eifer für die innere Haltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, schwächt. Alle Handelsstaaten sehen wir daher mit dem Verlust des Verkehrs in eine gewisse Ohnmacht und Nichtigkeit versinken. Es fehlt ihren Bewohnern mehrentheils an Sorgfalt um das innere Verband ihrer Kräfte. Der Handel hat diesen Nachtheil für die mehrsten Staaten gehabt, weil die Regierungen derselben vom Handelsgeiste befreit waren.

Wir können aber nicht erwarten, daß dieß in England der Fall seyn dürfte, eben weil die Regierung von einem andern Geiste als das Volk beseelt ist. Die Regierung bietet dort Alles auf, den Handel zu beleben, theils um in dem Volke eine andere Richtung seiner Gesinnungen, theils um sich Quellen zur Erreichung seiner Zwecke zu erhalten. Die Zwecke der Regierung sind dort immer dahin gerichtet, die Rechte des Volks zu umgehen, und sich einen Einfluß zu erhalten, und so wird es ihr nie an einer selbstständigen Energie fehlen.

Man kann Englands Regierung als ein Zentrum be-

trachten, dessen Umkreis das Volk ist. Volk und Regierung fallen nie in ihrer Tendenz zusammen, wie es eigentlich die Theorie will oder die Idee von republikanischer Verfassung heischt. Die Regierung steht auf dem Punkt, von welchem aus sie ihr Interesse verwaltet, fest, und das Volk wird durch sie, von diesem Punkte aus, nach einer Richtung geleitet, wo es in gewisser Entfernung von den Absichten der Regierung gehalten wird.

Dadurch gelang es aber der Regierung, ein System aufzustellen, wozu das englische Volk sich nie empor geschwungen hätte, wenn es in seinen Maßregeln von der Staatsform sich hätte müssen leiten lassen; ich meine zu der Schöpfung jener furchtbaren Flotte und Landmacht, mit der wir sie jetzt umgeben sehen.*)

Vergebens vernehmen wir die Opposition seit einem Jahrhundert gegen die Auflagen und Subsidien sich erheben. Die Regierung fand immer Mittel, die Majorität in beiden Häusern für sich zu haben. Und so gelang es ihr, eine bewaffnete Macht, der sie einen immer größern Umfang ertheilte, wider den Willen des Volks zu schaffen, wodurch sie den Willen des Volks immer nachdrücklicher nach ihren Absichten zu leiten vermochte; indem sie das durch den Hebel, der des Volks Blick von der Staatsform abzog, den Handel, zu verstärken vermochte.

Es ist daher gewiß ein richtiges Raisonnement, daß

*) De Lolme. T. I. Ch. 5.

der Flor und Handel Englands, als ein von der Regierung geschaffener Hebel, nicht den festen Grund hat, den man darin erblickt. Dieß möchte wieder paradox erscheinen. Indeß, wenn man bedenkt, daß die englische Regierung den größten Theil des Staatsvermögens zu ihren Absichten verwendet, wie die große Schuldenlast und die Masse des vorhandenen Papiergelds in England uns lehrt, so wird, wenn man es genau berechnet, das Resultat hervorgehen: daß, wenn dieß auf Zutrauen gegründete Kapitel beseitigt würde, Englands Reichthum gegen den anderer Staaten nicht von so überschwenglicher Größe gefunden werden dürfte, als man wähnen mag. Wenn also Englands Volk einen Theil seines Handels verlieren, das heißt, der Hebel der Regierung geschwächt, und das Volk mit etwas anderem, als mit seinen individuellen Verhältnissen beschäftigt zu seyn Veranlassung finden sollte, so würde alsdann das Volk auf die der Regierung anvertraute Macht ein schärferes Auge werfen, und was würde es alsdann erblicken, als Stocks und Banko-Noten?

Um dieß zu verhindern, darf die englische Regierung daher den Vorsatz, ihren Hebel, den Handel, durch ihre Autorität, die Flotten, mit aller Anstrengung aufrecht und wirksam zu erhalten, nicht aus den Augen verlieren. Daher nun ihr festes Beharren in ihren Ansprüchen auf das Recht eines ausschließlichen Besitzes des Meeres und der Schiffarth, ein Anspruch, wodurch alle Nationen sich der

Sklaverei eines brittischen Despotismus unterworfen sehen, dem sie entgegen zu arbeiten sich berechtigt fühlen, und der England mit allen Mächten in einen ewigen Hader versetzen muß.

Man kann also folgern, daß es keinesweges das System des brittischen Volks ist, einen Standpunkt zu behaupten, der es in einem ewigen Kriegszustand gegen alle Mächte erhält, sondern es ist das System der Regierung. Das Volk glaubt an Frieden, es wünscht ihn, und man kann hinzufügen, daß es ihn machen könnte, ohne die Besorgniß zu hegen: es dürfte an seiner Selbstständigkeit verlieren, oder an Quellen des innern Wohlstandes geschwächt werden.*) Aber die Regierung darf es nicht wagen, einen festen Frieden, wie ihn alle Nationen wünschen, abzuschließen, ohne die Gefahr vor sich zu sehen, daß das Volk alsdann seine Aufmerksamkeit gegen sie richten dürfte.

Hier stehen wir also auf dem Punkt, der es uns darlegt, wie in England, trotz der strikten Staatsform, die Regierung eigentlich der Hebel der ganzen Form ist, und daß in England, so wie in jedem andern Staate, ei-

*) Eine Behauptung, welche wir uns in einem andern Aufsatze zu beweisen vorbehalten. Die Schrift: England unabhängig vom Handel etc. hat bei aller ihrer Gründlichkeit diese Behauptung nicht vollständig erhärtet.

gentlich die Regierung das belebende Prinzip aller Handlungen und Vorkehrungen ist.

Der englische Staat ist durch die ehrgeizigen Absichten der Regierung, sich Selbstständigkeit zu erschleichen, auf eine hohe Stufe des Flores emporgestiegen, die ihn zu einem mächtigen und trotzbietenden Koloß umgeschaffen. Aber er steht auch auf dem Punkte, wenn irgend ein Mißgeschick den kriegerischen Unternehmungen der Regierung eine nachtheilige Wendung geben sollte, wenn auch nicht zum Untergang und zur Auflösung, doch zu einer Revolution vorbereitet zu werden, woraus die Völker die große Lehre ziehen dürften: daß die Konstitution oder die festeste und aufs genaueste berechnete Form eines Staats, sie nicht vor solchen Erschütterungen und Rückfällen schützt, wie wir sie in den Annalen der despotischen, monarchischen und republikanischen Staaten verzeichnet finden.

Wenn wir nun wieder einen Blick auf die im Eingange dieses Raisonnements aufgestellten Bewunderer und Gegner des brittischen Systems werfen, so wären ihre Ansichten unter folgende Momente zu vereinigen.

Es ist freilich eine der englischen Konstitution vorzüglich eigene Tugend, daß sie ihre ursprüngliche Gestalt, von allen Konstitutionen, die bisher bestanden, am längsten beibehalten. Sie ist am wenigsten ihrer äussern Gestalt nach entstellt worden. Allein, wenn man den Geist berücksichtigt, von welchem sie geleitet wird, so giebt dieß uns die Lehre, daß die vollkommenste Konstitution, vor

einer von ihrem Zweck abweichenden Richtung, nicht sicher ist.

Die englische Konstitution hatte nemlich den Zweck, dem Einflusse der Regierung einen Zügel anzulegen, und wir finden, daß hinter ihrer Form die Regierung eben die erste Rolle spielt.

Keinesweges kann sie aber der Vorwurf treffen, daß sie in ihrer Gestalt, nicht den Vernunftprinzipien der Staatstheorie entspreche, weil diese gar nicht füglich ins wirkliche Leben übergehen, oder der wirklichen Handlungsweise der Menschen untergeschoben werden können. Es hat noch keine wirklich bestandene Konstitution gegeben, die den Ansichten der Theoretiker ganz entsprochen hat, und die englische sollte hier eine Ausnahme machen?

Wiederum ist es gegründet, daß nicht die Konstitution Englands unmittelbar solchen mächtigen Einfluß auf den Flor und Fortschritt dieses Staats hatte, sondern blos der Geist der Regierung es war, der dieß Alles bewirkte. Es ist daher natürlich zu folgern: daß dieser Flor, dieser blühende Zustand des englischen Staats, da er blos ein Resultat von der Reaktion der Regierung gegen dessen Anlagen ist, mit dem Steigen und dem Verfall der Regierung größtentheils zusammenhängt.

Die Ansicht, daß der Flor und die Blüthe des englischen Staats keinesweges den festesten Grund habe, ist in so fern nur gegründet, als die Basis davon, der Plan

und die Absicht der Regierung, beschränkt oder vereitelt werden dürfte.

Frankreich, der Staat, an dessen Spitze das größte Genie der alten und neuen Zeit steht, geht mit dem Plan um, eine solche Revolution in England zu bewirken. Der menschlichen Einsicht ist es aber versagt, den Schleier der Zukunft zu lüften.

D. Ar

6.

Gedanken über eine Universal-Monarchie und über das politische Gleichgewicht.

Es hat Eroberer gegeben, welche aus eitler Ruhmsucht, ohne sich eines Plans bewußt zu seyn, alle Nationen der Erde unter ihren Scepter bringen wollten, und wir haben noch heute modernde Schriftsteller, welche der Universal-Monarchie das Wort reden, wie Bülow in seinem Feldzuge 1805.

Sie sagen, das Streben aller Völker nach Entwickelung ist eins; warum soll die Form nicht eine einzige seyn, in der es geschieht? Der Staat ist es, der diese Form ausmacht, warum sollte dessen Organisation nicht allen Welttheilen gleich mitgetheilt werden können?

Wir denken uns einen Gott, einen Schöpfer und Regierer des Universums; warum nicht einen Universal-Kaiser für das Sandkörnchen unter den Welten, welches wir die Erde nennen? Der höchste Zweck des Erden-Glücks, der ewige Friede, wird dann erreicht werden.

Andere Gelehrte, wie Buchholz, wollen keinen sicht-

baren Universal-Kaiser haben, sondern eine unsichtbare Macht soll die Welt regieren, eine Idee.

Buchholz hat ein Werk über diesen Gegenstand unter dem Titel „Rom und London" geschrieben, worin dieser Satz aus der Geschichte hergeleitet wird.

Hiernach hat unter den Päbsten die Idee von Gott die Erde regieret; an diese Stelle ist Englands Handels-System getreten, welches das System des Gleichgewichts unter den Staaten hervorgebracht habe, um seinen Plan auf die Universal-Herrschaft dahinter zu verstecken.

Andere stellen nun das Föderativ-System als das einzig wahre auf, welches zum Ziele, zum ewigen Frieden führen werde, nachdem Napoleon diese Idee realisirt hat. Buchholz meint aber, dieß System sey nur ein Palliativ, welches Napoleon benutze, um England zu stürzen, wenn dieß aber erfolgt sey, so tauge dieß System nichts, weil es eine Person an seiner Spitze erfordere; eine Idee müsse es aber seyn, der es zukomme, die Welt zu regieren, und diese Idee werde keine andere seyn, als: die des Rechts.

Das, was mir über diese Materie am mehrsten zusagt, enthalten, „Fichtens Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters," Seite 488 f. f.

Es heißt hier:

„Das Christenthum war es, welches die Volks-Elemente einer neuen Zeit versammelte, und günstig wieder-

„gebahr. Die Verweser dieses Christenthums zu einer po„litisch geistlichen Central Gewalt geworden, waren es, „welche den neuen Staat, der von ungefähr in eine Staa„ten-Republik zerfallen war, in diesem Zustande der Thei„lung erhielten, die wechselseitigen Verhältnisse der einzel„nen Staaten ordneten, bei äußern Veranlassungen sie so„gar zu einer einzigen handelnden Macht zusammendräng„ten, und unter deren Schutz jeder besondere Staat seine „Unabhängigkeit und die Freiheit, sich selbstständig zu ent„wickeln, besaß und übte."

Fichte zeigt dann weiter:

„Da die christlichen Staaten nie ganz von dem gött„lichen Gesetz durchdrungen gewesen wären, so habe die „geistliche Central-Gewalt nicht länger herrschen können, „als die Staaten mit ihrer eigenen Constituirung beschäf„tigt gewesen wären; diese habe der Kampf zwischen Herrn „und Vasallen aufgehalten, den die Päbste weißlich ge„nährt hätten. Sobald dieser Kampf geendet habe, sey „die Vormauer der Hierarchie eingestürzt."

„Er sey auf zwiefache Art geendet, da, wo, wie in „Frankreich, der Souverain die Vasallen besiegt hätte, „und in Deutschland, wo die Vasallen eigene Staaten ge„bildet, und durch die Reformation von dem römischen „Stuhle getrennt werden wären. Durch diese totale Re„form des Kultur-Staats hätte die christliche Religion an„dere Träger erhalten."

„Da der Cultur-Grad des christlichen Europa sich

„überall so ziemlich gleich sey, so habe ein jeder einzelne
„Staat darnach gestrebt, seine Herrschaft und seinen Ein-
„fluß auf alle übrigen auszudehnen und zu erweitern, oder
„zur Universal-Monarchie zu gelangen; dieß sey seit dem
„Sturz der Hierarchie allgemeine Tendenz der christlichen
„Staaten gewesen.“

„Die kleinern hätten sich veranlaßt gesehen, sich ge-
„gen den überwiegenden Staat zu verbinden, ihm das
„Gleichgewicht zu erhalten.“ Der Satz:

„was wir selbst nicht verschlingen kön-
„nen, soll auch kein anderer verschlin-
gen! —

„sey die Grundlage dieses Systems und die Politik eines
„jeden Staats seitdem keine andere gewesen, als: **entweder**
„das Gleichgewicht zu erhalten, **oder wenn** er sich dazu
„stark genug gefühlt, **die christliche Universal-
„Monarchie zu erlangen.**“

Das Weitere ist am angeführten Orte nachzulesen.

In dieser kurzen Darstellung sind die Grundzüge von alle dem enthalten, was Buchholz in seinem „Rom und London“ der Welt bekannt gemacht hat. Wir müssen aber dabei bemerken, daß, wenn Buchholz sagt:

„das System des politischen Gleichgewichts sey kein System gewesen, und es habe nie ein solches Gleichgewicht existirt, Englands Diplomatiker hätten dieß Phantom nur benutzt, um die Continental-Mächte stets gegen einander aufzuhetzen, das Recht habe nie die-

sem System zum Grunde gelegen, und es gehe doch nur aus ihm Heil und Friede für die Welt hervor;" — in dieser Behauptung viel historisch unächtes liege.

So lange die kleinern unmächtigen Staaten nur an ihre Erhaltung denken mußten, war ihnen die Lehre vom politischen Gleichgewichte ein heiliges System; sobald aber, wie sie sich stark genug fühlten, sich darüber wegzusetzen und nach der höhern Tendenz zu streben, so geschahe es. Dieses Gleichgewichtssystem hatte auch seine Normen und sein Recht.

Für Deutschland und seine Fürsten war es der westphälische Friede; für andere Staaten waren es andere Friedensschlüsse.

Meint aber Buchholz:

„daß nie ein Gleichgewicht existirt hätte, daß seine Normen nicht allgemein geltend gewesen wären, daß es nie zum ewigen Frieden, sondern zu ewigem Kriege geführt hätte, so ist dagegen nichts zu sagen."

Wenn aber England allein die Schuld gegeben wird, daß es immer das politische Gleichgewicht im Munde geführt, im Stillen aber nach der Universal-Monarchie gestrebt hätte, so haben dieß andere Staaten, vorzüglich Frankreich, Oesterreich und Rußland nicht minder gethan.

Demnach hat das Gleichgewichts-System und der Drang nach Universal-Monarchie, welcher alle übermächtige Staaten seit der Zerstörung der Hierarchie be-

lebte, durch die große Reibung welche dadurch in dem christlichen Europa hervorgebracht wurde, bei vielen Leiden, auch viel Gutes gewirkt.

Eigentlich dürfte ich dieß hier wohl nicht erst deduziren, denn ist die hohe Cultur, welche Europa von den andern Welttheilen auszeichnet, nicht ein Beweis für jene Behauptung? — Die in der Hand der Päbste verunstaltete Idee des Christenthums als Regierungs-Prinzip für Europa — hat sie die Menschheit wohl weiter gebracht?

Ursprünglich war die auf Liebe begründete christliche Religion vorzüglich dazu geeignet, die Menschheit ihrer Bestimmung entgegen zu führen, mehr wie jede andere. Wie wurde sie gehandhabt? Was würde wohl aus der Idee des Rechts werden, welche Buchholz in den Schooß eines aus allen Nationen gewählten General-Congresses niederlegen will, um eine Universal-Monarchie zu begründen?

Sey sie auch noch so rein, nur zu bald würde sie in ein böses Prinzip ausarten. Hätte der General-Congreß Gewalt und Macht, so würde sich bald ein Despot finden, der ihn seinen Zwecken unterordnete; hätte er keine Macht, so würden die einzelnen Staats-Chefs seiner spotten, so wie sonst die mächtigen Reichsstände den Mandaten eines Cammergerichts in Wetzlar.

Die Geschichte lehrt uns, daß, je kleiner die Staaten waren, je kräftiger und freier sich die Menschheit

in ihnen entwickelte; desto mehr producirte sie dann in dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst.

Europa mit seinen Republiken diene zum Beweiß gegen Asien und Afrika; das alte Griechenland gegen Persien.

Je kleiner die Staaten, desto einfacher die Gesetze, je freier die Individuen, desto aufrichtiger die Vaterlandsliebe; je mehr Reibung mit benachbarten Staaten, desto mehr Uebung moralischer und physischer Kräfte.

Der Bürger eines kleinen Staats weiß, wofür er vorwärts strebt; er nimmt Theil am allgemeinen Wohl. Je größer sie sind, desto mehr muß er blindlings dem Antriebe folgen, von dem er nicht weiß, wo er herkommt und wohin er geht. Er leidet, ohne die Quelle zu kennen; er zahlt, und weiß nicht wofür; er läßt sich in die Schlacht führen, und weiß nicht für wen und warum; er zeugt Nachkommen, die von einem Welttheil in den andern getrieben werden, um für unbekannte Zwecke zu bluten.

Ich glaube, es wäre wohl der Mühe werth gewesen, wenn es als möglich gedacht werden könnte, das System des politischen Gleichgewichts, dem ja auch die Idee des Rechts zum Grunde lag, zu erhalten.

Wir haben herrliche Früchte gesehen, welche es hervortrieb; es duldete ja:

daß der Bürger von Genf neben dem Bürger des mächtigen Frankreichs, und der von Hamburg, unter den

klugen des großen Friedrichs, ruhig an seiner städtischen Verfassung modeln, darin leben und weben konnte.

Alle Cultur, deren Europa jetzt genießt, haben wir diesem Ideale zu verdanken.

Zwei entgegengesetzte Prinzipe beleben das Individuum, so wie die Staaten; sie sind: das Prinzip der Schwung- und das der Schwerkraft — der Ruhe.

Ein jeder strebt nach Macht, um zur Ruhe zu kommen; ist das zuerst vorgesteckte Ziel erreicht, so wird es weiter hinausgesetzt, wenige begnügen sich mit dem, was erreicht ist; so der Mensch, so die Staaten, so ihre Regenten.

Die Natur scheint dieß zu wollen, und was aus diesem Conflikt hervorgeht, als reines Produkt für die Ewigkeit aufzubewahren.

Daher will denn auch, wie Fichte lehrt, „jeder Staat das Gleichgewicht, so lange er es nicht selbst zerstören kann; hat er es so weit gebracht, so ist er auch der erste, der es zu vernichten strebt.“

Eben so will der Staatsbürger zuerst nur das Bürger-Recht; hat er dieß erlangt, so will er über den übrigen hervorragen; ist dieß Ziel erreicht, so strebt er nach der Herrschaft des ganzen Staats, und ist er auch auf diese Höhe gekommen, so will er unter den Königen Kaiser, unter diesen am Ende ein Gott werden.

Ohne alle Frage wäre unter allen Staatssystemen das das vorzüglichste geblieben, was das Gleichgewichts-Prinzip wollte:

Die Erhaltung vieler kleinen Staaten neben den großen, durch ihre Verbindung unter einander.

7.

Was verhindert die Verschmelzung der Nationen?

So lange die Menschen noch nicht weise sind, und stets gerecht handeln, legt die Natur ihren Unternehmungen Hindernisse in den Weg, welche keine Macht, keine Klugheit besiegt, außer mit Verlust weit größerer Vortheile, als der Gewinn ist, den man durch etwas erlangt.

Die Natur ist unverträglicher, als der Mensch im Rausche seines Enthusiasmus und seiner herrschsüchtigen Leidenschaften wähnt. Wo der Mensch Einheit will, da strebt sie nach Trennung, nach Absonderung; was der Mensch im Taumel der Uebermacht sinnt, das verhindert sie durch die Verschiedenheit der menschlichen Gesinnung und Denkart.

Der Himmelsstrich und die Beschaffenheit der Länder haben verschiedene Völker gebildet, haben ihnen eine verschiedene Denkart, einen verschiedenen Grad von Leidenschaften und verschiedene Neigungen und Bestrebungen eingeprägt. Was die Natur auf diese Art abgesondert hat, das hat sie vollends unvereinbar und unverträglich gemacht,

durch die verschiedenen *Sprachen*. Alles geistige Seyn und Wirken offenbart sich in der Sprache, und wo *diese* verschieden ist, da unterscheiden sich die Menschen durch Sitte und Denkart, durch Neigungen und Gesinnungen, durch Begierden und Leidenschaften. Diese Verschiedenheiten bewirken eine Absonderung unter den Menschen, die man blos mit der Austilgung aller höhern Vorzüge des Menschen vernichten kann.

Was will denn aber die Natur durch die *Verschiedenheit der Sprachen*? Sie will, indem sie das Eigenthümlichste jeder Nation auszubilden strebt, ihre Vereinigung unter ein Oberhaupt, ihrer *Verschmelzung in ein Volk*, vorbeugen. Was sie geschieden hat, das soll kein Mensch vereinigen; wo sie eine Mannigfaltigkeit der Sprachen hervorrief, da beabsichtigte sie auch eine Trennung. Warum will sie aber diese? Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, verstehen einander nie vollkommen, ihre geistigen Bedürfnisse sind verschiedener, wie sie sich durch mancherlei Eigenheiten auszeichnen. Ein Herrscher, der über verschiedene Völker herrscht, unterwirft sie, weil der Mensch, besonders der Machthaber einen Hang zur Einförmigkeit hat, welche der Tod alles geistigen und moralischen Lebens ist; einerlei Einrichtungen, einerlei Gesetze, einerlei Zwecke, und diese Einerleiheit beeinträchtigt nicht bloß di Entwickelung der Kräfte der Nationen und ihre Ausbildung zur Freiheit und Selbstständigkeit, sondern auch ihren *Gewerbfleiß* und

ihren Muth. Um diesem Unglücke vorzubeugen, ist nichts wirksamer, als die Verschiedenheit der Sprachen und der Hang der Menschen zur Absonderung wirkt so lange wohlthätig, als die Völker noch nicht aufgeklärt und veredelt genug sind, sich einander nie in ihrer Freiheit und Selbstständigkeit anzutasten und keinen Eroberer unter sich zu dulden. Die große Scheidewand der Nationen ist also die Verschiedenheit der Sprachen und diese zu achten, ist heilige Pflicht, weil sie das fröhliche Gedeihen der Nationen, ihre Aufklärung und ihre Cultur befördert. Da nun dem Menschen außer dem Hange zur Einförmigkeit ein immer reges Bestreben, sich zu vergrößern, und daher zu erobern, innwohnt, so legte ihm hierin die Natur die Verschiedenheit der Sprachen in den Weg, welche das Verschmelzen der Nationen, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch außerordentlich schwierig macht.

Was eine verschiedene Sprache spricht, das beobachtet sich stets mißtrauisch; es fliehet und haßt sich, und duldet nicht, daß man alles unter einander schmilzt. Dieser Widerwille, dieser Haß dauert so lange fort, als die Verschiedenheit der Sprachen, und kann nur nach und nach dadurch ausgerottet werden, daß man eine Nation zwingt, ihre Jugend in der Sprache des Herrschervolks zu unterrichten, und diese zur Sprache der öffentlichen Geschäfte und bei allen gerichtlichen Verhandlungen macht. Wer nicht die Herrschersprache spricht, der gelangt dann weder zu

Ehren; noch erhält er Vortheile. Wo nun Eigennutz und Ehrgeiz aufs Spiel gesetzt und durch die Aussichten großer Vortheile geschmeichelt wird, da kann selbst ein Naturhinderniß nach und nach überwunden und eine Einheit bewirkt werden, die für das einverleibte und verschmolzene Volk höchst nachtheilig ist. Mit dem Verluste der Nationalsprache verliehrt ein Volk allen Muth, alles Leben und alles Gedeihen; es ringt nach nichts Höherem mehr; alles Ideale wird in seiner Brust ausgetilgt; alles Feuer einer edlen Begeisterung erlischt; die Naturform seines Geistes wird zerbrochen, und es sinkt zu einem Zwergvolke herab, das nichts Großem, nichts Edlem und Schwierigem mehr fähig ist.

Eine solche Umwandlung eines Volks erfordert Zeit, es mögen Jahrhunderte vergehen, ehe eine solche Veränderung bewirkt wird, und da sich während dieser Zeit mancherlei glückliche Umstände ereignen können, da das Herrschervolk gewöhnlich erschlafft und sich entnervt, so kann das Verschmolzene leicht wieder die Unabhängigkeit erreichen, zu welcher es von der Natur und der Gottheit bestimmt ist. Der zurückgehaltene Unwille in der Brust, hält die Kräfte des Geistes stets gespannt; der Gewinn regt den Muth auf, und der Gedanke der Rettung läßt die Hoffnung einer einstigen Befreiung nie zu Grabe tragen.

Was aber die Verschiedenheit der Sprachen noch nicht ausrichtet, das vollendet vollends die Verschiedenheit des religiösen Glaubens.

Nichts läßt sich weniger mit einander vereinigen, als das, was die verschiedene Schattirung der Religion von einander absondert. Jede religiöse Parthei glaubt allein nicht bloß im Besitze der Wahrheit zu seyn, sondern auch ausschließend Anspruch auf die ewige Glückseligkeit zu haben. Von Jugend auf saugt der Mensch diese Denkart ein; in dieser Gesinnung wächst er auf, und der Widerwille der Andersglaubenden gegen einander nimmt in dem Grade zu, als sich der Eine von dem Andern für bedrückt und gemißhandelt zu seyn meint.

Weise weiß die Natur dem Unglücke vorzubeugen, das der Menschheit durch die Verschmelzung der Nationen in eine Einzige, durch die Unterjochung aller Uebrigen, unter ein Herrschervolk und durch die Austilgung alles Eigenthümlichen, den Menschen zugefügt wird, indem sie zwar unter dem Menschengeschlechte durch die Verschiedenheit der Sprachen und der religiösen Glaubensarten den Saamen der Zwietracht ausstreuete, aber dadurch auch die Ausbildung und Veredlung der Menschen beförderte. Die Einförmigkeit ist der Tod alles geistigen Lebens, und ein Volk ohne geistige Regsamkeit ist der mitleidswürdigste Anblick, den es für die Gottheit und den Menschen geben kann.

Fürchtegott Bleibetreu.

8.

Prüfung einiger Stellen über den preußischen Staat im zweiten Stücke des Jason 1811.

Es ist die sonderbarste Sonderbarkeit, aus dem preußischen Gesetze vom 27sten Oktober vor. Jahres, über die neue Verfassung der obersten Staatorgane herzuleiten:

dass dadurch der Staatsorganismus vollendet sey.

wie es S. 190 geschieht.

Seite 193 heißt es:

daß dieser neue Staatsorganismus nur die Verwaltung bilde, die Verfassung umgangen sey.

Man möchte den Verfasser fragen, woraus denn hervorleuchte, wenn in diesem Gesetz von keiner Verfassung die Rede sey, daß alle noch zu erlassende organische Gesetze durch solches ausgeschlossen worden wären?

Ganz überflüssig ist demnach die Frage: Bedarf Preußen keiner Konstitution?

Soll ein Staat, der, wie Preußen, bisher nur eine Verwaltung hatte, diese, deren Mängel anerkannt

wurden, behalten, und sich während derselben eine Konstitution schaffen, oder soll er diese Schöpfung aufschieben, bis die Verwaltung regenerirt worden?

Jeder Vernünftige muß das Letztere vorziehen.

Ja, es wäre eine Unmöglichkeit, eine Konstitution zu erschaffen bei der alten Verwaltung. Mithin sind alle die Motiven, welche der Verfasser für die Nothwendigkeit einer Konstitution anführt, sehr überflüssig.

Was der Verfasser über Verwaltungs-Organismus sagt, Seite 196 rc., wollen wir näher prüfen:

1) „Für jeden Staat, besonders für den erschütterten, „einen Einheitspunkt festzustellen, wird als beides nö„thig, aber auch für gefährlich erkannt, solchen außer „den Thron zu legen." —

Diese Behauptung ist wohl nur von einem Ausländer zu erwarten, der nicht weiß, daß in Preußen der Staatskanzler nur Referent des Königs ist, und als solcher alle Civilsachen vorträgt, worin der König entscheidet. Mithin könnte man wohl nur sagen: Es sey jetzt im Staatskanzlerat ein Einheitspunkt für alle zu referirende Civilsachen aufgestellt, im König aber der Einheitspunkt für alle zu entscheidende Civil- und Militairsachen geblieben. Bekannt ist es übrigens, daß die rein militairischen Sachen nicht vom Staatskanzler, sondern von einem referirenden Adjutanten vorgetragen werden, woraus denn klar wird, daß im Staatskanzlerat der Einheitspunkt im Referiren nicht einmal

völlig existirt, ungeachtet solches viele für diensam halten möchten.

2) „Vollziehungskraft ist das ächte Mini„sterialgepräge u. s. w. (Seite 196, 197.

Ist der Regent der geborene Centralpunkt, so ist er es in Preußen ganz besonders deshalb, weil ihm sämmtliche allgemeine Staatsverwaltungs-Gegenstände von drei Referenten, vom Staatskanzler, vom Kabinetsrath, und vom Adjutanten, zur Entscheidung vorgetragen werden, jedoch so, daß, die rein militairischen Sachen ausgenommen, der Staatskanzler von allen Beschlüssen Wissenschaft erhält. Der Verfasser scheint zu glauben, der König habe dem Staatskanzler die Entscheidung aller Civilsachen letzter Instanz, so übertragen, wie Ludwig XIII. dem Kardinal Richelieu die Regentenmacht.

3) „Die Hauptverwaltungszweige müssen in einzelne „Ministerien getrennt werden. Besteht mehr als eine „Nominaltheilung, wo ein Individuum, außer dem Regenten, alles umfaßt? in alles eingreift?“ (Seite 197.)

Es giebt:

1) Ein Departement des Innern,

2) der Finanzen,

3) der Justiz,

4) für den Krieg,

5) für das Auswärtige.

Alle diese Zweige referiren dem Staatskanzler mit

Recht, **als dem centralisirten Einheitspunkt für den** Vortrag.

Das Eingreifen in Alles ist sehr zweckmäßig, **da** jedes Ministerium einer Kontrolle bedarf, die der Regent nicht führen kann.

Ehemals war eigentlich, der Idee nach, der General-Fiskal, der Ministerialkontrolleur; da aber Macht, Ansehen und die Oberaufsicht fehlten, wurde ein Organ daraus, welches den Namen führte, ohne das Wesen zu besitzen. Als Jemand Friedrich dem Zweiten sagte, sein General-Fiskal sey dem römischen Censor gleich, antwortete er:

Ja, er ist auch darnach!

Beinah sollte man glauben, der **Kritiker wolle** Minister werden *ohne Kontrolle.*

4) Der Vorwurf, **daß das** Ministerium des Innern und der Finanzen an ihrer Spitze nicht besetzt seyen, könnte gelten, wenn diese Verfügung mehr wie ein Intermistikum wäre.

5) „Die Hierarchie der Zusammenwirkung *aller* muß, „mit der angemessenen Wirkungsfreiheit der Einzelnen, „im wohlberechneten Einklang stehen und bleiben. „Kann Zusammenwirkung vor vielfacher Störung gesichert seyn, wenn einzelnes Einwirken von andern „Seiten stets Statt finden kann? Ist Einklang möglich, wo alle Kräfte gegen eine übermäßige Kraft „aufgefordert werden?“

O ja, sie ist möglich, wo die einzelnen Minister sich nicht einfallen lassen Despoten zu seyn in ihrem Departement; wo sie es nie versuchen, mit ihrer mit Recht beschränkten Kraft der über sie gesetzten Kraft zu widerstreben.

Der Verfasser findet nur einen Regenten auf dem Thron für schicklich und wohlthätig. Ihm sind die Minister untergeordnet; dort ist nun die übermächtige Kraft, hier sind die untergeordneten Kräfte; wie kann er denn ein Widerstreben dieser gegen jene voraussetzen, wenn der Regent sich einen Staatskanzler zur Seite gesetzt hat, der seine Kabinetsbefehle motivirt?

6) Was die Verantwortlichkeit betrift, so ist nicht zu begreifen, was der Kritiker eigentlich damit sagen will.

„Wenn jedoch die Verantwortlichkeit und Wirkung „der Minister in der Wirksamkeit einer, nur dem Re„genten verantwortlichen, Stelle aufgelöst werden.“

Die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige dürften sich sehr irren, wenn sie meinen wollten, der Staatskanzler wolle sie übertragen, wo sie dezisiv operirt haben.

7) „Die Minister mögen sich schnell vereinigen können „zur Wechselwirkung.“

Diese Vereinigung findet da wohl besser im Staatskanzlerat statt, als in den ehemaligen Ministerialkonferenzen, welche nie ein Resultat hatten.

8) „In Fällen, wo der Centralpunkt (die Regenten-

„macht) surrogirt werden muß, treten Ministerialkon„ferenzen am zweckmäßigsten ein. (Seite 200.)

Hier könnte man ausrufen:

Vestigia me terrent!

Diese Ministerial-Körperschaft hat schon manchen Staat zerrissen, und wird es stets, wo kein Friedrich, Napoleon oder ihnen ähnliche Regenten den Staat lenken.

Finis coronat opus!

muß man ausrufen, wenn man liest, wie der Verfasser sein Werk schließt.

„Erfordern besondere Lagen besondere Hülfsmittel; sind „die Bedingnisse der Reklamation so gestellt, daß „durchaus bis zu ihrer Bewirkung und Befestigung nur „ein durchgreifender Wille — daß es einer ministeriel„len Diktatur bedarf, so spreche man sie aus!“

Hinc illae lacrimae! Wozu aber ein weiteres Aussprechen, als das Edikt vom 27sten Oktober 1810 enthält?

F. v. Cölln.

II.

H u m o r i s t i k.

1.

Die Fackel-Gallerie.

Eine Unterhaltung.

Gallerie-Diener.

Haben Sie die Gnade und Gefälligkeit einzutreten!

(Die Gesellschaft tritt ein, indem sich der Gallerie-Inspektor mit derselben bekomplimentiert.)

Gräfin. Wir haben bei unserm Hierseyn uns nicht das Vergnügen versagen wollen —

Baronin. — die Sammlung von merkwürdigen Fackeln —

Domherr. — welche Ihrer schätzbaren Aufsicht anvertraut ist, zu besehen, und — zugleich —

Fräulein. O mein Gott! welche malerische Fackel, die hier so mimisch lehnt, — oder, wie soll ich sagen? Die schwebend —

Gallerie-Inspektor. Ja wohl, eine angenehme, wiewohl auch eine traurige, eine Freuden- und Todten-Fackel zugleich! Es ist, mein gn. Frl.! dieses die Fackel,

welche die geliebte Hero dem geliebten Leander entgegenstreckte, der ihr zu Liebe den Hellespont kühn überschwamm, in dunkler Nacht, entgegen ringend durch die Wogen dem stillen Lichte auf hohem Thurme.

Baronin. Herr von Crebillon spricht von den erstrahlenden hell leuchtenden Augen der schönen Hero, welche —

Kunstkenner. Allegorie, meine Gnädige! Musäos spricht ausdrücklich von einer Fackel, und diese Fackel spricht für sich selbst. Sie trägt das Zeichen ihrer Aechtheit innerlich und äußerlich unverkennbar an sich. Montfaucon, Rabeggiani, und die Bronzi d'Ercolono zeigen dergleichen. Und hier, sehen Sie, meine Gnädige! sehen Sie den Namen der Besitzerin oben am Schafte, den Namen des Verfertigers unten eingegraben. Sie ist ein Werk des berühmten Aristodoros.

Baronin. Wahrhaftig!

Kunstkenner. Ein superbes Stück! — Aber diese —?

G. Inspektor. Ein äußerst merkwürdiges Exemplar! Es ist die Fackel, mit welcher der große Welt-Eroberer, dem das Nichtdaseyn einer Brücke zum Monde Heldenthränen abpreßte, Alexander der Große, einer gutwilligen Schönen zu Liebe und Lust, das Zeichen gab, das herrliche Persepolis anzuzünden.

Domherr. O, du mein Gott und Herr! Ueber den gottlosen Heiden, so was aus Liebe zu thun, schon

in so grauer Zeit! Wie nannte sich denn das Kreatürchen, welches die Flammen so barbarisch liebte?

Baronin. Thais. O! sie mag intrikat gewesen seyn.

Kunstkenner. Ganz recht, meine Gnädige! Aber, sie war auch ausserordentlich schön.

Baronin. Tant mieux! — Und diese Fackel, neben an? —

G. Inspektor. Hat Kaiser Nero geführt, als er Rom anzünden ließ, um auf dem Kapitol recht feierlich den Schiffsbrand aus der Iliade absingen zu können.

Kunstkenner. Sie werden sich erinnern, daß er durchaus als Sänger und Schauspieler gefallen wollte; daß er bei den überwundenen Griechen mit um die Preiße des Gesanges, der Declamation, des Wagenlenkens stritt, sich krönen ließ und um die Regierung sich gar nicht bekümmerte. Daß er zuletzt sich selbst sehr zaghaft entleibte, und ausrief: O welch ein Künstler geht mit mir verloren!

Fräulein. Ja, ich hab's erst vorgestern im Rollin gelesen.

G. Inspektor. Dieses sind Fackeln von denen, welch Judas bei sich hatte, als er kam, seinen Herrn zu verrathen; dieß ist die Fackel, die der Kerkermeister hielt, als der Scharfrichter Johannes dem Täufer den Kopf abschlug, den die Prinzessin Herodias auf einem Teller der lieben Mama präsentirte.

Fräulein. Das habe ich auch gelesen!

Domherr. Die Geschichte ist in der großen Bilderbibel in Kupfer gestochen; macht viel Effekt!

Gräfin. Dominichino hat sie gemalt.

Kunstkenner. Sie ist nur allzu oft ein Gegenstand der Pinsel geworden. Nicht immer mit Glück.

G. Inspektor. Dieses Stück einer Fackel hat dem admirablen Philisterbändiger Simson gehört, welcher damit die Brände anzündete, die Füchse in die Kornfelder der Feinde zu jagen.

Domherr. Man sehe nur ein Mal an!

G. Inspektor. Dieses sind Brautfackeln, welche bei den Griechen und Römern den Bräuten singend vorgetragen wurden.

Kunstkenner. Allerdings tanzend und singend:

Komm Hymenäus,
o Hymenäus!
Hymenäus, o komm!

Fräulein. Ganz scharmant! Diesen Gebrauch hätten wir behalten sollen.

G. Inspektor. Diese Fackel hielt Erzherzog Ferdinand in der Hand, als er mit der schönen Philippine Welserin zu Augsburg . . . gegen Mitternacht auf dem Markte umher tanzte. Es war ein allgemeiner Tanz der Vornehmsten der Stadt, bei einer Beleuchtung von vielen Feuern.

Gräfin. Wie die Zeiten sich ändern! Fackeltänze giebt es wohl auch noch, aber nur bei Höfen —

Domherr. Der Berliner Hof honorirt noch bis auf diese Stunde den Fackeltanz bei hohen Vermählungen. Ich war dabei, als die Herzogin von York sich vermählte, und sah den Fackeltanz tanzen.

Gräfin. In der Vorzeit gab's kein Tournier ohne Fackeltanz. Agnes von Bodenlaube war es, eine meiner Ahnenmütter, mit der der Kaiser bei einem Tourniere tanzte, und vor und hinter diesem Paar tanzten acht Grafen mit Fackeln. Es steht Ihnen eine halbe, bei diesem Feste gebrauchte Fackel zu Diensten. Ich schenke sie die Gallerie.

G. Inspektor. Meinen Dank im voraus!

Gräfin. Es geschieht gern. Sammlungen müssen honorirt und bereichert werden. Sie sollen die Fackel haben.

Fräulein. Aber, mein Herr Hofrath und Gallerie-Inspektor! dort, jene Antike? Ist sie vielleicht eine eherne Schlange?

G. Inspektor. Ich bitte um Verzeihung! Es ist die merkwürdige Fackel, mit welcher der elende Kerl Herostrat den Tempel der Diana zu Ephesus anzündete!

Baronin. Mon dieu!

Kunstkenner. In der That! So sahen damals die Fackeln aus. Ganz genau so. Gewunden, oben gerundet; ganz so! Ja, es ist dieß eine Antike, von hohem Werthe.

Domherr. Sagen Sie mir aber nur, wie Sie das alles sogleich erkennen können?

Kunstfreund. Ja, mein Gott! Man ist auf Reisen gewesen —

Domherr. Ja, ja! Cousinchen! nach Italien wollen wir auch noch, wenn erst die —

Kunstfreund. Man studirt, man hat viel selbst gesehen, man war in Pompei, sah Herkulanum — liest jezt noch und commentirt Böttiger, Hirt, Levezow, Ramdohr u. s. w. —

Domherr. Nicht wahr, Sie waren auch in den Gräbern, der — — Wie heissen sie?

Gräfin. In den Catalomben.

G. Inspektor. Sie sehen hier eine von denen Fakeln mit welchen, unter den Makkabäern, Antiochus in Jerusalem empfangen wurde.

Kunstfreund. O! es soll damals sehr hell in Jerusalem gewesen seyn!

Domherr. Apropos! Waren Sie schon bei einer Fackeljagd? Ein scharmantes Vergnügen! Wald und Feld werden mit Netzen umzogen, Hasen und Wild werden mit Fackeln zusammen getrieben, und man pufft sie nur so hinweg. Der hochselige Fürst von —

G. Inspektor. Diese Fackel ist am Hofe Kaiser Constantin des Großen gebraucht worden; denn Sie werden wissen: bei dem kaiserlichen Byzantinischen Hofe war der Fackeltanz das große Ceremoniel,

welches nachher von den deutschen Kaisern bei Turnieren, Gastereien, Hochzeitfeiern, Geburtstagen rc., nachgeahmt wurde?

Kunstkenner. Ganz recht! Das Fackelwesen kam von Byzanz durch die Kreuzfahrer nach Europa.

G. Inspektor. Dieses ist die Fackel Julio's von Marseille der mit Gottfried von Bouillon zu Jerusalem einzog und dieselbe ihm vortrug, als der Herzog dort mit einer Dornenkrone sich zum König krönen ließ.

Domherr. Religiöse Zeiten, so wahr Gott lebt! wo die Fürsten ihre Dornenkronen ächtchristlich gleich mitbrachten!

G. Inspektor. Sie sehen hier noch 562 Fackeln alle mehr oder weniger berühmt, aber —

Fräulein. Der sonderbare Mensch Nero ließ die armen Christen in Pech tauchen, und statt Fackeln sie anzünden; haben Sie etwa —

G. Inspektor. Eine solche Fackel, haben wir nicht.

Fräulein. Schade! In einer so kompleten Sammlung, sollte ein solches Stück nicht fehlen.

Domherr. Ja, liebes Kind! man kann nicht alles haben. Es wird noch manche merkwürdige Fackel geben, die in der Geschichte berühmt, aber nicht hier ist. Wer will alle diese Fackeln zusammen gebracht haben? Non omnia possumus omnes. — Aber sagen Sie mir doch, was —

G. Inspektor. Dieses ist die Fackel mit welcher die berühmte Polen-Königin Wanda den Scheiterhaufen anzündete, auf welchem sie sich selbst verbrannte.

Domherr. Die gute Fürstin ist in unsern Tagen sehr mitgenommen worden!

Gräfin. Wohl! wohl! Sie hätte können, wie sie, — wie das nun so zu gehen pflegt —

G. Inspektor. Sie sehen hier die Fackel der Böhmin Libussa —

Gräfin. Die den Bauer heurathete?

G. Inspektor. Eben diese.

Fräulein. Und den Bauer zum König machte?

G. Inspektor. Eben diese.

Baronin. Welche die gute Wanda unter den Mantel der christlichen Liebe nahm, und alles bedeckte?

G. Inspektor. Eben diese.

Domherr. Was hat sie denn mit der Fackel gethan?

G. Inspektor. Sie hat die Opferfeuer mit derselben angezündet, feindliche Dörfer und Städte, einen Wald —

Domherr. Ja, ja, so ging es in alten Zeiten zu, drum ist jezt auch das Holz so selten, und gar kein Ertrag mehr aus den lichten Forsten.

G. Inspektor. Dieß ist die Fackel womit die Kohlen angezündet wurden, auf welchen die Pflugschaaren glühend gemacht wurden, über welche die Heil. Kunigunda ging, und dadurch ihre Unschuld bewies.

Domherr. Wahrlich! ein starkes Stück.

G. Inspektor. Sie sehen hier die Fackel mit welcher der tapfere Cortez selbst seine Flotte anzündete, welches seine Hand voll Leute nöthigte, Mexiko zu erobern. Und — hier ist ein gedrucktes Verzeichniß aller vorhandenen Fakkeln. — Erlauben Sie mir, Sie in das folgende Zimmer zu führen, und Ihnen, nachdem wir diese historischen Fackeln gesehen haben, einige allegorische zu zeigen. — — Sie sehen hier die Fackel der Weisheit, der Gnade, der Vernunft; die Fackel des Zeus, der Zwietracht, der Rachgier; die Fackel des Kriegs und des Friedens —

Domherr. Da nobis pacem, Domine!

G. Inspektor. Die hellaufflammende Fackel des Lebens, und die niedergehaltene, verlöschende Fackel des Todes —

Kunstkenner. Ja, also haben die Alten den Tod abgebildet, mit umgekehrter, niedergehaltener Fackel.

Gräfin. Mais, en verite! die allegorischen Fackeln haben nicht halb so viel Interesse als die geschichtlichen. Meinen Sie nicht auch?

Domherr. Allerdings! — Aber ich will bemerken, daß die Tafelstunde geschlagen hat, und daß wir —

Gräfin. — ein andermal wieder kommen werden, um die noch vorhandenen Antiken zu beschauen. Indessen, mein Herr Hofrath! —

G. Inspektor. Ich bitte Ihre Namen in das Fak-

telgallerie=Buch einzuzeichnen, um uns ein Andenken Ihres werthesten Hierseyns zu hinterlassen.

Domherr. Ma Niece! besorge die General=Inscription. — Leben Sie wohl!

Gräfin. Haben Sie Dank! —

Kunstkenner. Havete! ihr guten, sonderbaren Antiken, havete! Ihr könnt ausrufen: Nos fuimus Troës —

G. Inspektor. Et fuit Ilium!

Domherr. Interdum aliquid fit. — Tausend Dank!

Fräulein. Möge die schönste, hellste Fackel der Freude die Pfade Ihres Lebens erleuchten, und Sie dereinst zu dem Eingange der großen Gallerie bringen, in welcher wir keiner irdischen Leuchten ferner bedürfen.

G. Inspektor. (ihr die Hand küssend.) Piano, anima mia! To vedo, e non mori, vede e non rimasi vivo!

B—8.

2.

Eulenspiegel in der Schule, oder die verkehrte Welt.

Ein Bruchstück aus Till Eulenspiegels hinterlassener Schreibtafel.

Was nennst du einen Staat?

Zuweilen ein Verhältniß zum Festsitzen; zuweilen ein Verhältniß zum Davonlaufen.

Leben die Thiere unter sich auch in einem Staate?

Wenn es die erste Bedingung seyn sollte, daß in dieser Gesellschaft einer des andern Person und Eigenthum schonte, als die Grundlage des Festsitzens, so sollte man fast meinen, die Thiere lebten eher in einem Staate, als die Menschen.

Warum?

Weil sie ihre Gattung schonen, und nur diejenigen sich unter einander zerstören, welche die Menschen zu ihren Lieblingen auserseheu haben, und die durch das böse Beispiel verdorben sind, als: **Hunde** und **Katzen**.

Welches war unter den Menschen der erste Staat?

Der, welchen Adam und Eva mit einander errichteten, (die Ehe); als aber Eva von dem giftigen Apfel der

Leidenschaften zu viel gegessen hatte, da wurde der erste Grund zur Auflösung des Staats gelegt, und der erste Krieg fand unter ihren Söhnen Statt, da Kain den Abel erschlug, weshalb jener unter allen Feldherrn der erste gewesen ist, und auch der ruhmvollste, denn er war seinen Sieg nur sich selbst schuldig.

Welche Verbindung nennst du jetzt eine Ehe?

Als der Schöpfer die Ehe unter den ersten Menschen einsetzte, da gab er ihr den wechselseitigen Zweck der Hülfsleistung, auf Liebe begründet. Was jetzt die Menschen Ehe nennen, ist ganz etwas anderes. Es ist keine Verbindung der Personen, sondern zweier Capitale, und wird gemeiniglich als ein modus acquirendi von beiden Theilen angesehen, woher die Redensarten kommen:

Eine gute Parthie machen, unter die Haube bringen, zu Ehren kommen und dergl.

Wenn es aber auf solche Weise keine wahre Ehe mehr bei uns giebt, so müßten ja demnach alle Staaten aufgelöst werden?

Nach den Grundsätzen der ersten Staatsmänner neuester Zeit (z. B. des Kriegsraths Krug) erfolgt gerade das Gegentheil, weshalb auch der würdige Mann ein Buch geschrieben hat, worinn er darthut: daß die vielen Ehen, welche täglich geschlossen würden, das Staats-Unglück vermehrten, daher durch eine Abgabe zu beschränken wären.

Seine Behauptungen haben folgenden Grund:

1) Der National-Reichthum besteht in Produkten, welche eine Nation nach dem Jahres-Abschluß übrig hat, und die nicht consumiret worden sind.

2) Produkte sind Sachen, die man schmecken, riechen und befühlen kann.

3) Ihr Zweck ist nicht allein, consumiret zu werden, sondern daß man davon übrig behalte; die Summen des übrig behaltenen ist das National-Capital.

4) Mithin ist es augenscheinlich, daß die Ehe und die Bevölkerung kein Mittel seyn kann, den National-Reichthum zu vermehren, da die mehresten der Produzenten nicht allein das bedürfen, was sie produziret haben, sondern auch noch die Produkte Anderer verzehren.

5) Man muß also, um einen Staat reich zu machen, die Classe von Einwohnern, welche mehr consumirt, als sie produzirt, zu vermindern suchen, und dieß geschieht durch das Einschränken der Ehe, der unnützen Brodesser, als da sind:

Gelehrte, Dichter, Musiker, Fabrikanten, Kaufleute und dergl.

6) Dagegen begünstigt man aber die Besitzer großer Güter, welche weit mehr hervorbringen, als sie verzehren.

Wird der Vorschlag des Kriegsraths Krug seinen Zweck erreichen?

Nein! das Heirathen kann wohl eingeschränkt werden, aber das Kinderzeugen nicht.

Sage mir, was macht denn eine Nation mit ihrem National-Capital, oder mit den überschießenden Produkten, welche sie alle Jahr zurücklegt, und welche natürlicherweise in eben dem Maaße zunehmen, als die Consumtion im Innern abnimmt?

Man führt sie ins Ausland zu Markte, oder, was noch weit bequemer ist, die Ausländer holen sie bei uns ab, und bringen Waaren fremder Länder dafür mit, welche man sich gut schmecken läßt.

Wenn aber an ausländischen Waaren mehr consumirt, als im Lande produzirt wird, so kann ja doch kein National-Capital gesammelt werden?

Dafür ist der Rath:

Es gebe nur große Gutsbesitzer und ihre Leibeigenen; diese seyen die ersten Hausthiere und gehören mit zu dem Betriebs-Vieh; was sie consumiren, das wird bei der jährigen Wirthschafts-Balanz mit in Ausgabe gesetzt, und ist schon abgezogen, wenn der reine Ertrag festgestellt wird; mithin ist es unmöglich, daß der Gutsbesitzer mehr für sich und seine Familie an ausländischen consumiren sollte, als seine Güter hervorbringen, und man studirt neuerdings darauf, die Ausgabe bei den Gütern dadurch zu vermindern, daß man das Betriebs-Vieh, wohin auch die Unterthanen zu rechnen sind, durch Maschinen ersetze.

Ich empfehle übrigens einem jeden, hierüber das berühmte Buch des Barons Richthof nachzulesen:

Das Königl. Preuß. Edikt vom 9ten Oktbr. 1807, bei Johann Fr. Korn in Breslau.

Welche Bestimmung hat in der Regel der Bauer?

Unter dem Betriebs-Vieh das erste seyn; im Schweiße seines Angesichts seinem Herrn die Erde bauen, um Früchte zu erzeugen, wovon ihm die schlechtesten gegeben werden — seinen Geist so viel als möglich unterdrücken, damit er, der Wurm, unter dem Fußtritt seines Herrn sich nicht krümme, Religion haben, um den Gehorsam zu lernen — keinen Willen zeigen, als den des Herrn — nichts eigenthümlich besitzen — das Ehrgefühl nicht kennen.

Was ist heut zu Tage der Bürger für ein Geschöpf?

Wir haben keine Bürger, sondern nur eine Classe von Menschen, welche eigentlich unproduktiv und Taglöhner der Bodeneigner sind, und nur um sich alles gefallen zu lassen, den Soldaten Quartier zu geben, zur Zielscheibe des Witzes der höhern Stände zu dienen, sich mißhandeln zu lassen, ohne sich vertheidigen zu dürfen, den Großen, die in ihre Städte kommen, Ehrenpforten zu bauen und Gedichte zu überreichen, und wenn sie kein Geld haben, ihnen zu borgen, und die eigenen Töchter gut auszustatten, um sie an vornehme Liederliche zu verheirathen, damit sie ihre Schulden bezahlen und neue machen können.

Was nennst du eine Armee?

Eine martialische Schauspieler-Gesellschaft; ihre Bühne ist der Exerzierplatz; sie besitzen eine Mimik:

„Augenrechts, Augenlinks!“ eine Metrik: „Ein und zwanzig, zwei und zwanzig!“

Die Taktik?

Eine Harmonie der Tempo's, welche eine automatische Bewegung der Soldaten-Gelenke sind!

Eine Offensive?

Den Feind schlagen: — in Gedanken!

Eine Defensive?

Der Vorsatz: davon zu laufen!

Wann ist es Zeit, neutral zu seyn?

Wenn der Krieg den Staat umzieht, dann ziehen die Capitalisten fremder Länder ins Land des Friedens!

Wie wird man die Armuth los?

Wenn man Krieg anfängt, da nehmen die Bettler Dienste?

War Hofer ein Feldherr?

Ja! Er verließ seine Ochsen, um eine Armee zu kommandiren; viele Feldherrn haben neuerdings die Armee verlassen, um auf ihren Gütern die Ochsen zu kommandiren! Die Aehnlichkeit ist treffend.

Wodurch hemmt man eine Hungersnoth?

Durch die Freiheit der Getraide-Ausfuhre; denn das muntert den Ackerbau auf!

Wann proclamirt man Gewerbe-Freiheit?

Wenn alles verarmt ist; denn eine Armuth erzeugt in der Nation den heftigsten Drang nach Verdienst.

Wann muß die Regierung die Regierten für mündig erklären?

Wenn sie voller Schulden stecken; denn da können sie ihr Vermögen nicht auf eine verkehrte Weise gebrauchen.

Wenn man durch verkehrte Maaßregeln die Industrie zu Grunde gerichtet hat, was thut man alsdann für die verarmten Fabrikanten?

Man läßt ihnen rumfordsche Suppe kochen, und bringt die Kosten durch Liebhaber-Concerte auf!

Wie gewinnt man am sichersten Contrebande?

Wenn man sie ins Land läßt, wie die Maus in die Falle.

Wo legt man am sichersten Universitäten an?

Wo sich die meisten Bordelle befinden, denn sie sind die besten Prüfungsschulen für junge Leute!

Wie bringt man die Religion am sichersten wieder empor?

Durch Kirchen-Paraden!

Wann appellirt man an den Patriotismus der Nation?

Wenn die Beutel leer sind, denn da fehlts nicht an schönen Worten!

Wo findet man in unsern Zeiten den gediegensten Patriotismus?

Im Theater!

Wo sitzt der Geist der Zeit?

In den Sprachorganen!

Werden unsre Nachkommen eine Geschichte unserer Zeit haben?

O ja! Wedekind in Heidelberg sammelt ihre Resultate in einen Kalender. Vielleicht giebt er sie noch einmal heraus mit dem Modetitel: Die Zeit, wie sie nicht seyn sollte!

Welches ist das Hauptprodukt der Deutschen für das Ausland?

Canonenfutter!

Worin besteht der deutsche Patriotismus?

Die Zeitgeist = Fabrikanten sagen: im **Ertragen!**

Was hältst du von den Juden?

Während andere Sekten **verdienen**, um zu **leben**, **leben** die Juden, um zu **verdienen**.

Was hältst du von den Spaniern?

Sie sind den Kindern gleich, welche sich sperren das Sonntagskleid anzuziehen!

Warum fällt der Wiener Cours?

Weil der Finanzminister den kleinen Wechslern die Börse verschließt.

Welches ist die Haupteigenschaft alles Papiergeldes?

Es frißt sich selbst.

War Johannes von Müller ein Geschichtschreiber?

Er schien es zu seyn; bis er in der Antrittsrede seines Minister = Amtes sagte: „Westphalen! für mich giebt es **keine Vergangenheit** mehr!" —

Wo hört man die meisten Neuigkeiten?

Wo die Menschen am wenigsten zu thun haben.

Worin erblickst du das Resultat der Virtuosität deutscher Poesie?

In dem doppelten Ehebruch, den unser **Göthe** in den Wahlverwandtschaften so meisterhaft ausmalt.

Wo ist die beste Fabrik der Almanache, Anekdoten und des Wunderbaren?

In der Compagnie = Handlung **Müchler** und **Baumgartner**.

Warum lebt jetzt die Geisterwelt wieder auf?

Da wir hienieden keine Geister mehr haben, müssen wir sie in der Oberwelt suchen!

Wodurch brilliren die Zeitgeister?

—„par un peu de fortune, et les betises des autres.“ —

Wo findet man das Wohl der Völker und den Wachsthum der Cultur?

In ihren Regierungsblättern!

Welches sind die Werkstätten der schönen Kunst und des Geschmacks?

Die Theegesellschaften!

Was hältst du von unserm neuen Adel?

Unsere Politiker, Buchholz, Woltmann u. a. bauen ihn auf's Geld; die Alten bauten ihn auf die Ehre; im 12ten Jahrhundert setzte sich der arme aber tapfere Ritter neben den reichsten Fürsten an die Tafel des Kaisers. Wenn nun unter uns die Juden das meiste Geld haben, und es am schlechtesten zu verdienen wissen, so werden auch die Juden künftig den gewichtigsten Adel ausmachen.

Was hoffst du von der Zukunft?

Davon ein ander Mal!

3.

Fieber-Gestalten.

Ein scherzhaftes Maskenspiel.

Ein furchtbares Wetter überzog den Himmel; immer höher thürmten sich dunkle Massen; des Sturmes Gewalt beugte die Wipfel der Bäume und trieb das entrissene Laub wirbelnd in die Höhe; schon durchzuckte der Blitz die Fernen, näher rollte des Donners Getöse. Da sah' ich mich um, nach dem schützenden Dach, und gewahrte ein altes Gebäude, auf welches ich hastig zuschritt. Durch das verwitterte Thor trat ich in eine weite, wie es schien, öde Halle, und setzte mich auf den Fuß einer Säule. Das Heulen des Windes, das Rauschen stürzender Güsse wiegte mich in ein Gedankenspiel, und ich vergaß alles um mich her. Plötzlich vernahm ich von tiefer und reiner Stimme Gesang, und erlauschte die Worte:

Undurchdringlich Dunkel deckt
Deines Schicksals Walten,
Und kein Allmachtsruf erweckt
Rettende Gestalten;
Selbst der Hoffnung Stab zerbricht,
Doch der Starke wanket nicht!

In dem Reich der Phantasie
Mußt du dich begründen;
Ruht — was Wirklichkeit verlieh —
Tief in nächt'gen Schlünden;
Deiner Seele Gram entweicht
Von der Träume Spiel erreicht!

Noch hallten die Töne, da entwickelten sich einzelne Gestalten aus der Dämmerung, und hastig, doch leise, schritt ich hinzu. Ein dumpfes Gemurmel, welches immer lauter durch die Halle drang, stieg zu wildem Geschrei, und deutlich löste sich das Wort: Krieg! aus dem Ineinandertosenden Gewühl. Mitten unter der Menge erhob sich jetzt ein Mann, und sprach mit Zügen des Schmerzes im Angesicht: „Es sey! ich kämpfe vergebens gegen den Willen so Vieler!" Jubel der Umstehenden folgte seiner Rede und nur Wenige verhüllten düster ihr Antlitz.

„Geworfen ist das Loos!" sprach es neben mir, und ich erblickte einen Greis, der in der Rechten ein Saitenspiel hielt.

„Seyd ihr," so fragte ich, „der Sänger, der vorhin" —

„Ich bins," entgegnete er, „und, wenn du willst, dein Begleiter in diesem dir fremden Gewirre!"

Ich dankte für sein Anerbieten, und schloß mich ihm an zu einem Gange zwischen den Saulen. Ein abentheuerliches Männlein sprang uns entgegen.

„Willkommen, lustiger Bruder aus alter

Zeit!" rief mein Führer, „wie kommst du hieher und wozu?"

„Um Dienste zu suchen!" war die Antwort.

„Da kömmst du wohl zu spät; denn wer bedarf eines lustigen Raths, wenn selbst die ernste Weisheit einen Gehirnschluß verspürt!"

„Ich denke, wo kluge Leute nicht mehr zu rathen wissen, da gelten die Narren Agio! Wohl weiß ich und habe es oft empfunden, daß, seit die Fürsten sich mit lustigen Räthen umzogen, sie der lustigen nicht mehr bedurften, und die Hofnarren scheinen entbehrlich, wenn sich die Umgebung eines Fürsten zum Narrenhof umgestaltet. Ihren Gehalt vertheilt der Kanzler, der das Wort „Gleichgewicht" immer im Munde hat, nur an Menschen ohne Gehalt und glaubt es so herzustellen. Da ich mich nun nach der bekannten Regel: daß zwei große Männer und zwei Narren nicht ohne Reibungen neben einander zu leben vermögen, mit dem Kanzler nicht auf den Friedensfuß setzen konnte, so forderte und erhielt ich meinen Abschied, mit der Erlaubniß, mein bisheriges Costüm tragen zu dürfen, was ich benutzte, wie ihr seht. Denn meine Kleidung ist mir eine schöne Erinnerung an die Zeit, wo ein kräftiges Narrenwort mehr galt, als das Geschwätz heutiger Wortnarren, deren wir hier wohl mehrere kennen lernen. Doch still jetzt davon, denn ich bemerke eben, daß man dort um den Commandostab streitet; es geht zum Kampf, und Jeder will Ruhm er-

ringen. Wenn nur nicht die Augen der Herren bei der langen Ruhe zu Microscopen ihrer Talente geworden sind, dann möchten sie keine frische Lorbeeren gewinnen und die alten werden so vertrocknen, daß sie höchstens zur Suppe brauchbar sind, die indessen auch ihre größte Sorge ist. Seht dort den Alten, wie er mühsam das empfangene Ehrenzeichen davon trägt; bliebe doch der, fern vom militairischen Leben, auf seinen Kornböden, höhere Getreidepreise hoffend; in den Stücken hat er etwas gethan! Hier melden sich Hunderte zum Verpflegungswesen, welches sie aber sehr im Kleinen, d. h. an ihrer werthen Person, in Ausübung bringen wollen. Im übrigen denken sie zu bewirken, daß Jeder so geistig, als möglich, auf gut deutsch, mit leerem Magen, hinüber walle in die geistige Welt, und zwar bloß aus Menschenliebe, — denn mit vollem Magen stirbt sich's schlecht! — Bei den Feldkommissarien, Feldärzten, Feldpredigern, und wie die Feldherrn alle heißen mögen, fällt mir die Frage ein: warum man nicht auch Feldschriftsteller anstellt? Es würde doppelten Nutzen haben. Erstens, hätte mancher, der um Tagelohn den Meßkatalog schwängert, ein gewisses Brod; er dürfte mindestens so lange, bis der ewige Krieg den ewigen Frieden herbeiführte, um den Verleger nicht mehr verlegen seyn. — Ein einziger Feldzug wäre für ihn ein wahrer Geldzug, besonders wenn er Gelegenheit hätte, den oft besprochenen Weltzug nach Indien mit zu machen. Zweitens

wären wir der vielen Klagen über unrichtige Erzählung der Vorfälle überhoben, denn er würde, wenn er auch fern von Treffen und Ausfällen bliebe, die Sache doch etwas mehr in der Nähe sehn, und dadurch die Wahrheit besser treffen und der Ausfälle auf sich überhoben seyn!"

„Vor lauter Ein- und Ausfällen," unterbrach jetzt der Sänger den Athemholenden, „übersiehst du es, daß alles zum Kampf hinausgezogen ist, und daß dort Jemand die Rednerbühne besteigt, um welchen schon eine Hörerschaar versammelt ist."

„Ei, zu der wollen wir uns gleich gesellen, denn es ist der berühmte Redner, den man von den Bergen verschrieben hat, und der so viel empfängt, daß man dafür zehen Narren unterhalten könnte!"

Nachdem der Lustige die Verdienste des bald Redenden um die Geschichte auseinander setzte, mir sagte, daß man ihn für einen wahren Patrioten hielte, der vom nahen Kampfe viel hoffte, bei welcher Gelegenheit er mir den Unterschied zwischen einem Hof- und einem Hoffnarren darthat, ließ der Redner sich also vernehmen:

„Wenn ein Freund des Staats zum ersten Male öffentlich tößt in dieser Versammlung, wovon könnte seine Rede ergiessen, als von der Pflicht: zu vertheidigen das Vaterland! Wohl mir, daß inwohnender Muth und die Gunst des Schicksals mich berufen hat, zu der großen, der ruhmvollen Arbeit! Laßt uns zu-

erst ihn auffassen, den Gesichtspunkt, wie er ist, laßt uns dann handeln, wie wir müssen, damit um so besser erkennen, die späten Enkel, wie sie seyn sollen!

Der Staat, hat er nicht alles gethan, um zu erlodern die heilige Flamme der Vaterlandsliebe? Hat er, der Fürst, welcher die Seele ist im Staate, nicht erfüllt, die Herrscherpflicht? hält er nicht zusammen mit Riesenhand die millionenfachen Bande? elektrisirt er sie nicht durch Göttergeist, daß einen Jeden ergreifen kann die Freudigkeit, sich hervor zu thun? Herauskämpfen müssen wir uns aus der Schlaffheit, und uns emporflügeln, mit neuer Kraft, damit zerrissen werde, das nahende Ungewitter. In Gefahr sind wir; aber diese muß eintreten, periodisch, denn es verlernt der Mensch in ruhiger Weichlichkeit Mann zu seyn; sie gähnte uns nie verhaßter an, darum müssen wir aufschmettern alle Gefühle, zusammenpressen jedes Vermögen, um zurück zu stürmen den Feind, der sein Grenzland überschritt und auch mit uns in bedenkliche Berührungen kam!

Hehrglänzend umwallt uns die Gerechtigkeit, doch darf diese Waffen-los keine Ermäßigung hoffen von der Uebermacht; es ist daher erforderlich zur Selbsterhal- und zur Gewährung des Rechts: Freiheit des Willens! Es ist eine Nation nicht zu bejammern, deren Heil und Ruhm vom Entschluß abhängt, denn er, der Gebietende, darf minder zählen auf erschöpf-

bare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung des Volks: daß des Landes Rettung die Sache eines Jeden ist, der da fühlet für Selbstständigkeit, Freiheit und Recht! Laßt uns daher stehen Einer für Alle; es trenne sich niemand von dem Bunde — —"

So weit war der berühmte Redner gekommen, als sich am Ende der Halle ein schreckbares Lärmen erhob. Aus wildem Geschrei vernahm man nur die Worte: „Geschlagen! Verloren!" Die wogende Menschenmasse warf sich auf die Zuhörenden und brachte auch uns ins Gedränge. Leichenblaß sprang der Rhetoriker von der Bühne, um zu erforschen die Ursache der Bewegung. Da verkündete ein keuchender Bote den Verlust einer Hauptschlacht, und unser begeisterter Patriot bewieß, indem er schmeichelnd dem Sieger entgegen ging, daß er wohl eher für Alle laufen, als für Alle stehen konnte.

„Ha," sprach der zürnende Sänger, „seht da, den Verfechter des Rechts und der Freiheit!"

„Was soll er sich darum bemühen," witzelte der lustige Rath, „Freiheit darf jetzt, gleich einer englischen Waare, nicht herein! Damit indessen die schöne Rede nicht unvollendet bleibe, will ich sie, wo möglich, in seinem Geist zu schließen versuchen. Er unterbrach sich selbst bei den Worten: es trenne sich niemand von dem Bunde, — ich fahre fort:

„wie auch er es nicht thun wird, es sey denn, der Ge-

halt bliebe aus, oder der Sieger böte ihm einen bedeutenderen. Denn er, der Geschichtenschreiber, lebt nicht allein von den Geschichten, sondern von dem, was er erwirbt mit oder in ihr, auch von dem Ruhme, mit welchem er sich zu umgeben weiß. Und er, der Ruhm, ist nun herrlich in immerwährender Bewegung wie ein Strom; wenn dieser still stehet, wird er Eis oder Sumpf. O, vermöchte ich es, ihn zu würdigen! Aber darzustellen ihn in der gebührenden Glorie, ihn zu zeigen, so, daß alle Lobredner, alle Vertraute seines Raths und seines Lebens, und Alle, die ihn sahen, den unterthänigen Blick und alle die sie hörten, die schmeichelnden Worte, und alle die auf ihn merkten, das Anschmiegen seines Geistes erkennen und sagen: „so war er!“ das erfordert, daß man sich ihm gleich setze, und dazu habe ich, der lustige Rath, nicht Lust!“)

Die Nachrede des großen Mannes verscholl, denn immer stärker wurde das Drängen, immer höher stieg die Angst; da nahte sich ein Mann mit vielen Ehrenzeichen geschmückt, gebot Schweigen und sprach: „Tröstet euch, noch haben sich die schlimmen Gerüchte nicht bestätigt und die Hofzeitung —“

„Hofft in der Regel zu viel!“ redete der Lustige dazwischen.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ donnerte gebietend, ohne sich umzusehen, der Mächtige.

„Frei zu sprechen das unzerstörbare Privilegium eines lustigen Raths!“

„Schweig Narr!“ schrie der Erhabene.

„Recht gern, damit ein anderer zu Worte komme. Belieben Sie fortzufahren!“

Doch ein neuer Schreckensbote, der die Gerüchte zu Thatsachen erhob, machte dieß unnöthig. Ernster ward mein Begleiter, der Sänger; des Wehklagens im Volke war kein Ende und vergebens suchte ein junger Philosoph die Nichtigkeit menschlicher Hoffnungen darzuthun und die Wirklichkeit alles Unglücks in Zweifel zu ziehen.

„Was ist,“ sprach er „ist nicht, so bald es nicht seyn soll!“

Lachend rief der Schellenmann: „Ihr werdet uns doch den schönen Glauben an die Wirklichkeit nicht wegraisonniren?“ —

Ohne sich von dem Getöse ringsum stören zu lassen, docirte der Philosoph:

„Den schönen Glauben an die Wirklichkeit? Was kann denn an dem Nichtseyn dessen, was in jedem Augenblicke, da ihr es erblickt habt, vor eurem Blicke vergeht, liegen? und wie könnt ihr, wenn ihr daran denkt, was Wirklichkeit in sich faßt, an die Wirklichkeit des in sich selber vernichtenden glauben, oder je geglaubt haben? Ueberlaßt euch meiner Philosophie, sie kann euch nichts entnehmen und ergiebt nur einen wichtigen

Begriff von der innern Anschauung und eine äußere Anschauung von der Idee, die des Lebens Potenz und des Todes Tendenz bildet. Diese Philosophie würde euch zwar nicht zum Schöpfer begehrter Dinge machen, was weder ist noch werden kann, weil es in sich nichts ist, als die Darstellung des Nichts in einer Intelligenz, aber sie würde euch zur schaffenden Idee des Absoluten umbilden. Ihr würdet sodann niemals auf euch selber zweifeln können, weil das Absolute allen Zweifel ausschließt, euch aber, als unmittelbare Wirkung, in unmittelbarer Evidenz darstellen wird, dagegen ihr jetzt, auf Fließendem ruhend und das Bildniß eures Flusses in euch selbst, nie zum Bestand kommt und an euch selbst verzweifeln müßt, sobald ihr merklich zum Zweifel kommen werdet. Allerdings ist es das anklebende Wesen des Menschen, daß er nur schwärmend, d. h. von Außen umgetrieben, im Vergehenden gehalten und ewig getäuscht, durch die Unaufhörlichkeit des Aufhörens, einen Schein von Evidenz findet. Dieses Schwärmen muß aber auch zur Philosophie erledigen, in Gott versunken werdet ihr den Verlust äußerer Dinge nicht bemerken, denn Gott erfüllet ganz, was er erfüllet und in ihm ist eitel Freude!"

„Und in euch" urtheilte der Lustige, „ist eitle Freude, wenn ihr die Welt mit Wortschwall erfüllen könnt. Ihr Schwärmer steigt wie die Schwärmer; in lustigen Regionen leuchten sie, aber fallen sie zur Erde, fort ist ihr

Licht, wie von euern prunkenden Träumen, wenn sie der Wirklichkeit sich nähern!"

„Weh' uns" jammerte der Sänger, „dort nähert sich ein Geistesverwandter der neuern Philosophie, ein Mystiker, und poetischer Vagabund!"

„Der kömmt wie gerufen!" tröstete Jener „denn eben nahen sich Herolde, einem Sieger den Weg zu bahnen durch die gepreßte Menschenschaar. Laßt uns zwischen die Säulen treten, dort mag uns der Mystiker die Weihe geben zur Kraft, ihn auszulachen. Höre Wanderer, wir streiten eben über eine Sache, die du gewiß entscheiden kannst, sag' ein Mal, was ist Mystik?" —

„Die Mystik ist mystischer als jedes Mystische in der Mystik und mystisch muß also die Erklärung ausfallen! Zu durchschauen das Weltall, zu verstehen die Luft- und Würfelstimmen der Natur, zu ergründen den feurigen Quell alles Geschaffenen und zu erfassen das Schlangenband des unendlichen Wechsels vermag der Sterbliche nicht. Ein Schleier hält die nie geborne und ewig gebährende Zeit umzogen und aus dem unbegreiflichen Urstoff entsprangen die nie begriffenen Kräfte, so daß wir verzagen müßten in ewiger Nacht, wenn nicht ein magisch-ehrfurchtgebietender Schein uns zu gläubigem Gebete und zur Ergebung und Erhebung hinstreckte."

„Die Mystik faßt also nur Gegenstände in sich, die man nicht begreift?" forschte der Lustige.

„So ließe sie sich in Demuth erklären!"

„Nun das hättest du mit drei Worten sagen können!“

„Prosaische, staubfressende Natur!“ zürnte der Mystiker, der jetzt den neuen Philosophen erblickte und hastig auf ihn zulief mit den Worten:

„So eben habe ich ein Gedicht vom Meister empfangen, welches ich dir mittheilen will, er hat endlich unser Lallen erhört und ein Meisterwerk in Jakob Böhme's Geist hervorgerufen!“

„O weh!“ rief der lustige Rath, „das wäre eben so viel, als wenn Er, der wahrhaft Große, bekannt gemacht hätte, seine Unsterblichkeit sey feil. Doch leset nur, ich will's versuchen, ob ich nicht auch etwas hervorrufen kann in meiner Manier.

Der Mystiker.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen,
Mängel umwanden!

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,

Der lustige Rath.

Er ist erstanden!
Klaget ihr Sterblichen,
Den die verderblichen,
Silbenmaß erblichen,
Reimer umwanden.

Poetereien
Was nur zu klappen pflegt,
Hat Er den Treuen
Opfernd nun hingelegt!
Worte verbinden
Kann er, das hören wir,
Wollt ihr Sinn finden,
Sucht ihn nicht hier!

Er ist erstanden!
Der Kling Klang Liebende,

Der Mystiker.

Der die betrübende
Heilsam und übende
Prüfung bestanden!
Hat der Begrabene
Schon sich nach oben
Lebend Erhabene
Herrlich erhoben?
Ist er in Werdelust
Schlafender Freude nah?
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da!
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen
Meister, dein Glück.

Christ ist erstanden!
Aus der Verwesung Schooß,
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden!
Euch ist der Meister nah;
Euch ist er da!

Der lustige Rath.

Hat die betrübende,
Die Geduld übende,
Weihe bestanden!
Steigt die begrabene
Narrheit nach oben?
Hat der Erhabene
Selbst sie erhoben?
Ihn befällt Reimelust,
Stellt euch dem Meister nah,
Hebt kein Gefühl die Brust,
Sind doch die Klänge da!
Drängen die Seinen
Göttlich grob uns zurück
Ach! wir beweinen
Nimmer ihr Glück!

Er ist erstanden!
Sizt in der Jünger Schoos
Windet die Banden
Des Ruhmes los!
Thätig Ihn preisenden
Gar nichts beweisenden,
Kärglich abspeisenden,
Schwersinnig reisenden,
Zu viel verheißenden,
Euch ist das Irrhaus nah',
Euch ist es da!

„Jetzt sollt ihr,“ sprach der Mystiker, „noch einige Stanzen von mir selbst, nach dem Altspanischen gebildet, hören!“

Doch ihn unterbrach der Lustige: „Ei was! schweigt mit eurem Spanischen! Ihr seyd mit eurem ganzen Au-

hange spanische Reiter, die den Pegasus zu einem Kunstpferde abrichten wollten. Gymnastiker seyd ihr, sucht den Kopf oben und steht doch auf ihm, dadurch erscheint euch alles aus dem umgekehrten Gesichtspunkte, den ihr aber gern für den wahren ausgeben möchtet."

Entrüstet wollte der mystische Dichter den deutlichen Rath gewaltsam zum Proselyten machen, da erschien, während der tiefsten Stille unter dem Volke eine alte Königsgestalt. Von ihren Getreuen umgeben, ließ sie sich zu einem Thronsessel führen und überblickte nun das Gewimmel. Ruhig saß der Herrscher, und hielt in der Rechten einen Scepter, an den Seiten mit glänzenden Steinen besetzt, in der Mitte nur ragte eine eiserne Spitze hervor, die, wahrscheinlich von vielem Gebrauche, schon sehr gebogen war. Wir drängten uns so nahe, als möglich, um zu erlauschen, was sich begab.

Mehrere Missethäter wurden jetzt herbei geführt, unter ihnen einer, der sich jämmerlich geberdete. Wer bist du? donnerte der Sieger ihn an.

„Ach! Erhabenster, der erbärmlichste Schriftsteller, Herausgeber von einem Flugblatt, welcher deinen Flug zu tadeln sich erkühnte, der sich aber zu deinen Füssen windet, und um Barmherzigkeit fleht."

„Schreibe fortan für mich und dir ist verziehn!" war die Antwort, da rief in heftiger Extase der Begnadigte:

„Stern der Welt!" (Einer hohen Schule nur! be-

merkte der Lustige) „Grenzenlos ist deine Güte! (wie dein Land! souflirte jener) du ließest deinem Knecht Gnade für Recht widerfahren; durch treue Anhänglichkeit wird er sich deiner würdig zeigen!"

„Nun wird aus dem Flug- ein Schimpf-Blatt, aber dafür kann es einst mit deiner Anhänglichkeit zur Generalprobe kommen!" rief ihm mein launiger Begleiter nach, als er seiner angstvollen Lage schon entronnen war.

Jetzt bemerkte der Erhabene den Sänger, der neben mir in düstern Gedanken stand: „Versuche dein Saitenspiel!" gebot er, „und nimm mich zum Gegenstand deines Gesangs!" Unentschlossen stand der Sänger; doch als ein neuer Befehl erscholl, blickte er starr auf, griff hastig in die Saiten, trat vor und sang:

Hohes Spiel hast du begonnen,
Für dich war des Todes Erz!
Kannst dich nun in Thaten sonnen,
Faßt dich nicht der grause Schmerz:
— „Länder hast du dir gewonnen,
Aber nicht ein einzig Herz!"

Ruhm suchst du dir zu erlauschen,
Deine Mittel sind nicht rein,
Thränen hast du zu vertauschen,
Schimmer handelst du dir ein;
Der Betrogenen Flüche rauschen
In des Hauptes Flitterschein.

Hörst du nie den Fluch erschallen:
Glaube nicht, es sey Gewinn!

Sturm bringt Seufzer, die verhallen,
Zu der Allmacht hehrem Sinn;
Thränen, die dem Schmerz entfallen,
Ziehn im Sonnenäther hin!

Auf der Zeiten raschen Wogen
Wirst du deinem Ende nahn,
Hell wird's dir: „du bist betrogen!“
Von des Lebens irrer Bahn
Ist der Täuschung Glanz verflogen,
Nackend steht der arge Wahn!

Bei des Mißtrau'ns stetem Wachen
Bleibt die Luft nicht blitzeleer;
Auf des Zufalls offnem Nachen
Hält sich auch der Starke schwer;
Denn des Unglücks grauser Rachen
Gähnt aus allen Schlünden her!

Grabesstille herrschte ringsum; unbeweglich stand der Sänger, als die Töne längst verhallt waren, man staunte den Kühnen an und fürchtete für ihn, denn die Gesichtsmuskeln des Besungenen waren in schreckender Bewegung!

„Höre,“ lispelte der lustige Rath, „ich dächte du ließest dein Geschenk im Stich, du bekömmst gewiß ein Band; aber nicht eins, was an dir, sondern eines, woran du hängst!

Auf den Erfolg harrend, fest gebannt auf seinem Platze, schaute der Greis hinauf zum Thronsitze. Der Sieger, sich selbst bekämpfend, riß jetzt einem seiner Untergebenen eine goldene Kette von der Brust und ließ sie dem Sänger darreichen, doch dieser sprach:

„Schmeicheleien erkauft man; die Wahrheit erhältst du umsonst!“ und trat dann unter das Volk, welches ihn jubelnd empfing.

Vielleicht um schnell den Eindruck des Gesanges zu stören, rief der Sieger den Lustigen, welchen eben die Glückwünsche an den furchtlosen Barden beschäftigten.

„Was hast du zu befehlen, Größter der Großen?“ war dessen schnelle Frage.

„Daß du uns gute Laune erzeugest durch guten Spaß.“

„Ach! Unüberwindlichster,“ entgegnete der Rath, „mit dir ist gar nicht zu spaßen; du nimmst gleich alles im Ernst! Darum gieb mir erst eine Licenz, daß ich ungehindert dir vortragen kann, was mir einfällt, ohne daß du mir es nachtragen willst?“

„Bewilligt, mein Kanzler soll sie ausfertigen!“

„Ja, das ist wohl recht schön!“ meinte der Lustige, „aber ich bitte mir noch eine Gnade aus.“

„Sprich!“

„Bezahle den Kanzler erst, denn der thut nichts umsonst!“

„Bewilligt, mein Schatzmeister mag es thun!“

„Nun bin ich zufrieden und erzähle meinen neuesten Traum!“

„Sieh', es dünkte mich, du ständest auf einem Thron in Pracht und Herrlichkeit und riefest mit lauter Stimme: „„Ich bin der Helden Erhabenster, wer that mehr als

lich?““ Die leuchtenden Punkte aus der Weltgeschichte lagen an den Stufen des Throns hingebeugt, dein Uebergewicht anerkennend. Nur einer hielt sein Haupt aufrecht und blickte stolz nach dir hin.

„„Verwegener! war deine Rede, du erkühnst dich, mir gleich seyn zu wollen?““

„„Ich bin größer als du!““ ward dir zur Antwort.

„„Wer bist du?““

„„Ich bin Moses!““ lautete der Bericht; „„mit diesem Stabe theilte ich das rothe Meer, und die Kinder Israels giengen trockenen Fußes hindurch; thue du ein ähnliches Wunder, und du wirst mir an Größe gleich!““

Kaum hatte der lustige Rath geendet, da winkte der Sieger, gieng hinaus und alles, was mit ihm gekommen war, folgte.

„Ach!“ klagte der Traumerzähler, „bei dem finde ich auch kein Unterkommen! Ja, wenn ich den Mosesstab hätte, dann wäre es wohl möglich.“

Ein aufwallender Lärm im Volke ward jezt durch ein neues Schauspiel unterbrochen. Aus dem Säulengange schritt gravitatisch eine Gestalt nach der Rednerbühne, doch plötzlich hielt sie an, umstarrte die Versammlung und ergriff einen der Nebenstehenden bei der Brust, indem sie hastig rief:

„Hast du den neuen Leviathan gelesen?“

Zitternd erwiederte der Ergriffene: „Nein!“ Zornesröthe überzog das Gesicht des Erschienenen und mit lauter Stimme ließ er sich also hören:

„Und du Repräsentant der Stupidite, du wagst es, dich mir unter die Augen zu stellen? Du, der du in der Dummheit untergegangen bist, der du nichts weißt von der Universalmonarchie, in welcher ich Universalminister zu werden gedenke? Doch ich will nicht aufirrben gegen die ruhige Besinnung meines Geistes, darum hebe dich weg und störe ferner nicht die Aussprüche der höchsten Intelligenz!“

Nach diesem energischen Auftreten wandte er sich und sprach:

„Ihr, die ihr auserwählt seyd, den Leitstern des menschlichen Wissens vor euch zu sehen, tretet näher! Vernehmt die Grundsäulen, auf welche alles gestützt werden muß: Ein Gott, ein Herrscher, eine Intelligenz! Rein ausgesprochen habe ich die himmlischen Laute, welche die Symbole der Menschheit seyn müssen, sobald sie aus sich selbst heraustreten und sich zum Guten hinneigen soll! Ihr staunt, ihr preißt und erhebt mich? Wohl euch, daß ihr dieß thut, denn so ist doch nur einige Hoffnung, euch — nicht zu mir zu erheben, — dazu habt ihr zu viel Gemüth! — wohl aber dahin zu bringen, daß ihr nicht erblindet bei meines Geistes leuchtenden Strahlen! Als ich ihn schrieb, ihn, — ich meine den Grundquell aller heutigen Ideen, den Leviathan — da war ich schon berühmter, als die Weisen Griechenlands

zusammengenommen; aber jetzt, nachdem ich die Gesammtmasse meines wenig behaarten, also geistvollen Schädels von mir geschleudert habe, o! daß Kampe ein Wort erfände, dessen Inhalt einigermaßen ausspräche, wie ich in der Welt genannt zu seyn verdiene, obgleich ein erschöpfender Laut nicht eher erzielt werden kann, bis ich selbst ihn erfinde. Damit ihr aber augenblicklich das Verdienst erkennet, und meine Individualität — nicht gewinne, abermals eine Unmöglichkeit! — nein! noch weniger begriffen werde als bisher, so lasse ich die Lichtstrahlen meines Kopfes, die charakteristische Gallerie meiner Erfahrungen stempeln. Zwar haben einige bornirte Leute sagen wollen, solch ein Stempel der Weisheit wäre ein Seitenstück zu den Zeichen gewisser Thiere in den heißesten Tagen, aber nichts weniger! Ich bin keinesweges gewilligt, mich gegen Tollheit zu schützen, nachdem ich einigermaßen begriffen habe, daß mein funkelndes Genie gegen jede irdische Fessel anstrebt. Aber habt ihr mit euern Maulwurfsaugen wohl begriffen, was die Hieroglyphen des Stempels bedeuten?

Hellsehendes Premier-Minister Institut! Nun erst wißt ihr es und erkennt abermals meine grenzenlose Weisheit und eure endlose Einfalt, und so muß es auch gehen, bis von meinen unerreichbaren Werken kein Buchstabe mehr zu finden ist. Doch jetzt will ich in meine Einsamkeit zurückkehren und dort über gesellschaftlichen Zustand und arithmerische Staatswirthschaft nachdenken. Nachdenken? nein! nur das Talent denkt nach; das Genie schreibt, wie es ihm einfällt. Zuvor will ich euch aber die Ursachen des Unglücks auseinander setzen, welches der Zeitgeist für unsern Staat herbeiführte!"

„Das was wollen wir thun!" riefen zwei Stimmen zugleich, und bald waren die drei Herren in einen Streit gerathen, weil jeder seine Gründe zuerst entwickeln wollte. Zwischen sie trat vermittelnd der lustige Rath.

„Meine Herren" hat er „bedenken sie doch, daß auf diese Weise keiner seinen Zweck erreicht; lassen sie mich entscheiden. Wie heißen Sie?" fragte er jetzt einen von dem Triumvirate.

„„Archen"" — Sie? „„Buch"" — Und Sie? „„Colon.""

„Ei, das ist ja ein politisches A. B. C. Was bedarf es da solcher Umstände, es geht nach dem Alphabete!"

„Was Alphabet!" sprach der Lichtstrahlende, „die hergebrachte Ordnung der Buchstaben gehört zum

Feudalwesen, wenn B klüger ist als A, so muß es nicht heißen A. B. C. sondern B. A. C."

Da hier keiner dem andern eine geltende Stimme zugestehen wollte, so sprachen sie lärmend alles unter einander, woraus sich denn zuletzt ergab, daß A. die Ursache der Unruhe einzig im Militärwesen, B. im Mangel an Intelligenz und im Ueberfluß an Gemüth, C. sie in allem suchte.

„Mit hoher Bescheidenheit" fing jetzt der lustige Rath an „bitte ich die Herren um Verzeihung, wenn ich es wage, einige Worte über ihre Machtsprüche reden zu wollen. Ja, meine Herrn, Recht haben Sie! Bei einem solchen Heere von Fehlern ist es der unerklärbarste Zufall, daß die Bewohner des Staats recht glückliche Unterthanen waren, und so muß ich mich mit ihnen wundern, wie er bisher bestanden hat, da sie doch die Unmöglichkeit des Bestehens darthun, eben so gründlich, wie einst ein Bauer dem höchsten Gerichte bewieß, er habe schon seit 20 Jahren nicht mehr leben können!"

„Das hast du auf Ehre! sehr klug gemacht!" rief jetzt ein von der Armee kommender Trupp Offiziere. „Ach!" seufzete der lustige Rath, „auf die Klugheit versteht ihr euch, denn ihr habt's recht gut behalten, daß sie lehrt: dem Feinde aus dem Wege gehen!"

Verächtlich drehten ihm die Helden den Rücken zu,

wandten sich an den Sänger und bewiesen, daß sie völlig schuldlos wären an der Schickung des Himmels und folgerichtig gehandelt hatten.

„Die Ohnmacht hat die Regel, die Kraft den Erfolg für sich“ sprach dieser und ward durch fernen Gesang unterbrochen.

„Was ist das?“ fragten die Umstehenden. „Eine neue Schlacht ist geliefert und man singt ein Te Deum!“

„Welch ein Frevel, nach dem Morden Gott zu danken!“ klagte der Sänger. „Den Angstruf der Sterbenden, die Wehklage Verarmter, soll das Siegsgeschrei decken! O ihr Fürsten, nimmer könnt ihr zurückkaufen den Fluch, den die verzerrten Züge der Gefallenen, die düstern Blicke der Verwaisten über euch aussprechen, denn euer Gold belebt den Vater nicht und eure Geschenke umziehen die Braut nicht wieder mit den wonnigen Bildern der Liebe. Keine bleibende Stätte finden die Verlassenen und bettelnd wallen sie zu dem Orte, wo ihre Lieben und ihre Hoffnungen schlummern. Von Menschenhand herabgerissen sind ihnen die Blüthen des Lebens, und kummervoll schleicht das Alter, um seine Freuden betrogen eilt das Kind zu des Grabes schlichtendem Dunkel, in dem halbgeschlossenen Auge schwebt noch der sehnende Wunsch nach Gefühl des Daseyns und der starre Blick scheint zu fragen: War das Leben?“ —

Sich wehmüthig verhüllend wankte der Sänger aus

dem Gewühle; da erscholl das heilige Wort: „Friede!“ und innig gerührt sanken Alle auf die Kniee.

„Und was hat nun das Vaterland gewonnen?“ fragte ich, von Empfindungen gepreßt. Da tröstete mich der Nachruf vom Sänger:

„Ist ringsum die Welt empört,
Mußt du auf dich bauen;
Wird des Herzens Wunsch zerstört,
Rette dein Vertrauen.
In der Zeiten Wechselspiel
Findet auch der Schmerz sein Ziel!

Was die Zukunft uns verdeckt,
Kann sich schnell entfalten;
Was uns furchtbar jetzt erschreckt,
Muß sich einst gestalten.
Wenn die dunkle Hülle bricht
Schaust du freudig auf zum Licht!“

Geendet war der Gesang; da drangen Sonnenstrahlen in die Halle, ich fand mich wieder, fast noch immer auf dem Fuß der Säule, und alles, so bemerkte ich hoch aufathmend, war ein Spiel meiner Phantasie.

(Geschrieben im Jahr 1807.)

F. W. Gubitz.

4.

Exclamation über die Nachdrucker in Deutschland.

Warum giebt es noch Nachdrucker in Deutschland, da die fortgeschrittene Geistesbildung die Gängelbande zerrissen hat, mit welchen man die menschliche Vernunft zu fesseln versuchte? — Die einfachen Begriffe von Recht und Unrecht scheinen noch nicht in allen Ländern bestimmt zu seyn, da in einigen die Gesetze gegen die Eingriffe in das Eigenthumsrecht nicht auch auf die Räuber ausgedehnt werden, welche sich an dem unverlierbaren Gut der Nationen, den Werken ihrer Schriftsteller vergreifen. Durch Druckprivilegien, diesem einzigen Bollwerk gegen die Kapereien der Nachdrucker, hat man zur Ausrottung derselben so wenig gethan, als überhaupt von manchen deutschen Fürsten für die Künste und Wissenschaften geschehen ist. Aus eigener Kraft hat sich der deutsche Genius bis zu der Höhe erhoben, auf welcher er dem zerstörenden Zeitenstrom trotzt, und in der deutschen Literatur sind die Grenzpfähle nicht zu suchen, welche das gemeinschaftliche Vaterland zerstückeln. Um so heiliger sollte daher dem

Deutschen ein Ruhm seyn, der ihm das Andenken der fernsten Jahrhunderte sichert, und schon jetzt die Bewunderung fremder Völker erwirbt; theuer sollten ihm die Männer seyn, die für diesen Ruhm ihre besten Kräfte verwendeten. Die unter Nicias Anführung im Sicilianischen Kriege gefangenen Griechen retteten sich durch Euripides Verse aus der Gefangenschaft; Alexanders, mit so vielen Eroberungs-Entwürfen schwangeres, Haupt ruhete auf den friedlichen Werken der Musen, und die Sprache Homers macht die Griechen auch in Fesseln des Despotismus noch ehrwürdig. Alle civilisirten Völker ehren die Priester Minerva's. Der Britte sucht die Asche seiner Dichter bei den Mausoleen der Könige; in Frankreich wird die Ruhestätte in Ermenonville nicht minder geehrt, als die Gruft zu St. Denis. Deutsche Denkmäler erheben sich nur über verfallenen Gräbern; der träge Zeitgenosse überläßt einer fremden Welt die Anerkennung des deutschen Verdienstes. Umsonst ist der, mit der Bildung seiner Nation beschäftigte, Weise und Dichter — mit der Hoffnung entschlafen, daß den Zeitgenossen seine Wittwe und Waisen ein heiliges Vermächtniß seyn werden, mit dem kärglichen Lohn seiner Arbeit abgefunden, — stirbt er vergessen und nur die Liebe der Seinen schmückt seine Gruft. Wenn aber auch ein glänzendes Verdienst der Mitwelt Bewunderung abgetrotzt hat, und der Kranz des Ruhms die Ruhestätte seiner Asche bezeichnet, so wird sich Gewinnsucht um so schneller mit

seinen Werken bereichern, da deren Werth nur nach seinem Tode anerkannt wurde, und es nicht der Mühe lohnte, während seines Lebens den kärglichen Gewinn zu schmälern. Wie gierige Raubbienen fallen die Nachdrukker über Früchte her, welche, der Lohn unbeachteter Mühen, am Grabe des Todten den Seinen zum Erbe fallen; wie Räuber, welche die Ruhe der Todten stören, um ihre Gewinnsucht zu befriedigen, reissen sie die schönsten Blumen aus dem Kranze seines Ruhms, indem sie seine Werke verunstalten und der Welt zerstückelt übergeben. Denn Veredlung und Geistesbildung beschäftigen den Nachdrucker nicht; die Vermehrung seiner Baarschaft ist der unedle Zweck, den er durch die unerlaubtesten Mittel zu erreichen sucht, und Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde führt ihn schneller zum Zweck, als die kostbare Ausbeute eines unermüdeten Forschers in den Schachten der Weisheit, wenn der Stempel der Unsterblichkeit, die er seinen Werken aufdrückte, von seinem Zeitalter noch nicht anerkannt ist. Die Ephemeren der Literatur, jene krüppelhaften Produkte der Geistesarmen, welche diese, wie wirkliche Bettler ihre Kinder, zum Einsammeln der Almosen aussenden, läßt auch der Nachdrukker unbeachtet, und befaßt sich nur mit den Schriften, deren Ruf oder innerer Werth ihm alles zu gewinnen und nichts zu verlieren verspricht. So gehen die kühnsten Anstrengungen und der Zweck geopferter Nächte verloren, denn nur mit Mühe und Opfern wird das Hohe gewonnen. Am

duftenden Kranze des Schönen sieht man freilich die Schweißtropfen nicht, die bei seiner Pflege vergossen sind, wie man am glänzenden Diamant keine Spuren der Werkstätte bemerkt, die er durchlaufen muß, bevor er das Diadem der Könige schmückt. Heilig müßten daher die Rechte seyn, welche ein Eigenthum giebt, das oft mit Verlust an Freuden und einem frühen Grabe erkauft wird, wenn das gesellschaftliche Wohl, das nur in der Sicherheit des Besitzes gegründet ist, nicht in seinen Grundlagen erschüttert werden soll. Das deutsche Mädchen würde die Hand nicht mit gestohlnen Ringen schmücken; der deutsche Jüngling würde seinen Fuß nicht in Schuhe aus des heiligen Crispins Niederlage stecken, und sie sollten beim Einkauf eines Geist und Herz bildenden Buches einige Groschen zu gewinnen suchen, mit welchen nicht schöner, als für des Inneren Veredlung gewuchert werden kann? Der deutsche Mann sollte — doch welcher deutsche Mann wird wohl einen Nachdruck kaufen? — Kein Dieb, so zahlreich auch dessen Zunft seyn mag, calculirt seine Speculationen so auf Sicherheit, wie der Nachdrucker. Dieser lebt ruhig von den Erndten eines fremden Fleißes, und kann mit dem Strick, an welchem er billig gehangen werden sollte, seine Ballen zusammen binden, wenn auch der unternehmendste Räuber die Perspective der Herculessäulen nicht aus den Augen verlieren darf, welche den Nachdrucker, der wie ein raubgieriger Kaper nach jeder Flagge steuert, die seine Gewinnsucht reizt, in

seinem Laufe nicht aufhalten; ja er findet sogar in den Bibliotheken seines Vaterlandes die Buchten, in welche er sich mit seiner Diebesladung wagen darf. Der Stein, welcher nach dem Vogel, der ein Laster mit allen Dieben gemein hat, genannt wird, ist für ihn kein Stein des Anstoßes. Als ob die durch jahrelangen Fleiß, und nicht selten mit Aufopferung des Lebens, errungenen Rechte eines Eigenthums auf der Waage der Gerechtigkeit leichter wären, als die jedes andern, hat man der ungezügelten Willkühr des Nachdruckers Schätze überlassen, welche ein unvergänglicher Schmuck gebildeter Völker sind. Der die Aecker scheidende Gränzstein hält die Gewinnsucht in Schranken, die Traube fällt nur in die Hand des Winzers, der sie mit Mühen gewann; die Aehre reift nur dem Fleiße des Landmanns, der sie mit seinem Schweiße begoß; selbst gegen den freien Vogel behauptet der Mensch sein Eigenthumsrecht, und nur in dem Gebiete des Wissens soll der Räuber ungestraft hausen? Freilich hätte man von jeher, da das Pulver vor der Buchdruckerkunst erfunden worden ist, ein gutes Mittel, den Mißbrauch der letztern zu bestrafen, wenn der Nachdrucker einen Schuß Pulver werth und der Strick nicht für ihn gut genug wäre. Wenn es nun gleich scheint, daß Niemand, der nicht die Logik der Diebe zu der seinigen gemacht hat, eines Beweises von der Schändlichkeit eines Gewerbes bedarf, das die Heiligkeit des Eigenthums vernichtet, und also eine der ersten aller bei dem Eintritt in die menschliche Gesellschaft

übernommenen Pflichten verletzt, so hat man doch den Nachdruck zu vertheidigen versucht. Man hat dem Nachdrucker die Polizei über die Buchhändler übertragen, Diebe ehrlichen Männern zu Aufsehern geben wollen, ohne zu bedenken, daß man damit ein Epigramm auf die Staatsverfassungen machen würde. Man hat den Nachdruckern die Pflege einer Pflanzung, welche ein Staat, dessen Grenzen der Aberglaube hütet, nur dem Auslande verdankt, anvertrauen wollen, um den Bock zum Gärtner zu setzen. Von dem allen kann nicht mehr die Rede seyn, seitdem Friedrich und Joseph sich über dem Grabe des geistlichen Despotismus die Hände reichten, seitdem die Zeit auf ihren gewaltigen Schwingen die Menschheit zum Lichte empor trägt.

Fortan hüte Gerechtigkeit den Tempel eines Ruhmes, der nicht Blute erkauft, aus der Einsamkeit deutscher Denker und Dichter kommenden Jahrhunderten herrlich entgegen blüht, und kein unreiner Fuß besudle die heilige Stätte, auf der Deutschlands Palladium ruht. Schmach und Schande treffe den Frevler, der sich in den Hallen bereichern will, aus welchen, wie aus dem Tempel des Höchsten, schimpflicher Wuchergeist entfernt werden sollte. Wo das Gesetz schweigt, finde der schändliche Nachdrucker einen unbestechlichen Richter in der Brust jedes deutschen Mannes.

C. F. Lange.

5.

Kleinigkeiten ohne Aufschriften.

1.

Man spricht oft darüber: daß so viele Dichter blind, so manche verrückt werden; mir scheint dieß gar nicht wunderbar. Wer immer neun Schönheiten, die Musen, vor sich sieht, soll der nicht entblinden? und der nicht vom Verstande kommen, wer immer mit neun Weibern zu thun hat?

2.

In einer Welt voll Hader neuen Kampf zu erregen, ist etwas sehr unbedeutendes, ihn glorreich vollenden, ist ein Fest für den Ehrgeitz, ein Triumph der Eitelkeit! Aber Frieden stiften ist groß, denn es ist eine Eigenschaft von Gott, dem die Fürsten zunächst stehen sollten. Deshalb ist ein altes Gesetz, nach welchem die Merowingischen Herrscher die Macht hatten, Frieden zu stiften, aber nie das Recht einen Krieg zu beginnen, wahrhaft ehrwürdig und königlich!

3.

Im 14ten Jahrhunderte nahmen die mächtigen Aeb-

te von St. Gallen bei einem Sterbefalle das beste Kleid und Geräth eines verblichenen Unterthanen für sich. Wie human muß uns ein Zeitalter erscheinen, in welchem man dergleichen Forderungen bis zu dem Tode der Leute verschob!

4.

Heut zu Tage giebt es keine Churfürsten mehr, wohl aber Courfürsten, die einen ächtchristlichen Sinn zeigen; denn sie halten, wenn sie einen Backenstreich empfingen, die andere Backe in Demuth bereit.

5.

Aus jeder Mode wollen die Damen jetzt eine Tugend machen, dagegen aber auch — des Gleichgewichts wegen — aus der Tugend eine Mode!

6.

Die alten Franken hatten in ihren Gesetzen nur für zwei Verbrechen, Verrath und Feigheit, die Todesstrafe. Gälten indessen diese Gesetze noch, so würde mancher Staat fast entvölkert werden!

7.

Es lassen sich jetzt viele Juden den äußern Christen geben, es wird aber dadurch immer mehr bewiesen: daß Wasser nicht große Dinge thut, wenn es nicht etwa Meere sind. Denn die getauften Juden werden keine Christen, die gebohrenen Christen aber Juden, selbst in der Hinsicht, daß beide Theile auf den Erlöser warten.

8.

Die Dinge, über welche der Mensch lacht, können als Basis dienen für das Studium seines Charakters und selbst ganze Nationen beurtheilt man am sichersten aus ihren Vergnügungen. Das Getöse der Janitscharen-Musik sagt für die Zukunft mehr als sonst der Beckenklang zu Dodona und aus den Luftflügen der Larifaris auf den Nationalbühnen und dem Gesange der Castraten und aus den verweichlichten Tönen überhaupt, läßt sich über Völkerschicksal bestimmter wahrsagen, als die Römer es konnten aus dem Fluge und Gesange der Vögel.

9.

Das bekannte Sprüchwort: „er hat das Pulver nicht erfunden", halte ich besonders in unserer Zeit, für ein achtungswerthes Compliment; ich mindestens verbäte mir die Ehre der Erfindung, bis das Pulver, wie bei den Hindostanern, nur bei Feierlichkeiten gebraucht würde.

10.

Die mystisch munkelnden und karfunkelnden Dichter bedienen sich des Opiums und jedes Reizmittels. So käuten die pythischen Priesterinnen Lorbeer, um ihre Raserei zu verstärken.

11.

Helden- und Prunkthaten erheben nie wahrhaft; sie geben blos flüchtigen Ruhm, weil sie die Zeitge-

nossen in eine Exaltation versetzen, welche kein vernünftiges Urtheil zuläßt. Wirkliche Größe ersteht nur aus dem Bekämpfen des Menschlichen in uns, wer diesem nachgiebt und aus Ehrgeiz oder des Lohns wegen sich zu Thaten drängt, raubt selbst dem kühnsten Leben die Verklärung. Die Grundsätze der Größe erkennend, stützte Washington sich blos auf seine Handlungen und um sich der Nachwelt werth zu erhalten, sprach einst Scipio zu den Gesandten spanischer Völkerschaften, die in ihm den Herrscher begrüßten: „Als Mann von königlichem Sinne will ich mich auch bewähren, darum Feldherr und Retter, nicht König heißen!“

12.

Die Deutschen haben schon seit Jahrhunderten manche Sitte der Franzosen nachgeahmt, warum sollten jene diese nicht auch im Dulden nachahmen, da doch ein gleiches Unglück — das der unrechtlichen Ansprüche Englands — jezt beide Völker dazu anregt. Nein, ihr Nationen, übt euch in englischer Geduld, beweißt aber vorher, daß englisch nicht von England, sondern von Engel herkömmt, sonst muß eure Geduld ohne Gnade confiszirt werden!

13.

„Das weiß Gott!“ klagte ein Bauer, dem in der Hütte ein Balken auf den Kopf stürzte, „seit Jahren sah es immer aus, als wollte er fallen und er that's nicht, just heute muß es geschehen!“

So verständig ohngefähr klagen die modernen Staatsmänner, wenn etwas zusammensinkt, was längst nur dem Zufalle seine Erhaltung verdankte!

14.

Die alten Spanier (Lusitaner, Vaskoner, Asturer u. s. w.) setzten ihre Kranken auf den Straßen aus, um von den Vorüberziehenden guten Rath zu empfangen. So ist die kranke deutsche Nation schon seit Jahrhunderten ausgesetzt; jeder Vorüberziehende gab auch oft nachdrücklichen Rath, aber der heilsame und der kräftige Arzt blieb aus!

15.

Der König Johann von Frankreich erhielt vom Pabste Clemens dem Sechsten eine Bulle, durch welche er und seine Nachkommen von der Verbindlichkeit „Wort zu halten" frei gesprochen würden. Was waren das für umständliche Zeiten, wo man dazu einer Bulle bedurfte!

16.

Das Sprüchwort: „es findet sich wie das Griechische!" paßt jetzt durchaus nicht mehr; es muß heißen: Es verliert sich wie das Griechische!

F. W. Gubitz.

6.

Zwölf Epigramme und eine Zugabe.

An Neuerungssüchtige.

„Des Meisters Denken," heißt's mit Recht,
„Ist nur das Hohe; Form entschwindet!"
Doch weh, wenn ihr die Form zerbrecht
Und nirgends dann den Meister findet!

Der moderne Gerichtshof.

Ich halt' ihn in Wahrheit für's jüngste Gericht,
Die Sünder sind da, nur die Richter noch nicht!

Der Lieferant.

Seht, Feind und Land ist arm geworden,
Doch bleibt im Staat, was er gewann;
Belohnt ihn drum mit einem Orden;
Seyd auch gerecht und hängt ihn dann!

An Forscher.

Ihr fragt: „Was man an Höfen treibt?"
Man findet in den längsten Tagen
Kaum Zeit, den Zeitgeist vorzutragen
Und sorgt: daß es beim Alten bleibt!

Raths-Decret.

Es soll, daß keiner Stadt wir weichen,
Ein Haus den Armen offen stehn;
Sie können, will der Fonds nicht reichen,
Ja nebenher noch betteln geh'n!

Wunsch.

Ihr, — wovon man längst nur sprach, —
Deutscher Sinn und deutsche Treue! —
Kommt zu Fremden! das, ihm Neue,
Ahmt dann wohl der Deutsche nach.

Die Philosophie.

Philosophie, des Glückes Quell,
Läßt schleunig jeden Irrthum scheiden;
Vor allem aber lehrt sie schnell: —
Die neu'sten Philosophen meiden.

Ueber gewisse Parterre-Helden.

Die Herrn, die sich mit Pochen brüsten,
Vermeinen: daß ihr Ruf gewinnt;
Als ob wir's nicht schon lange wüßten:
Wie treflich ihre Füsse sind.

Den heutigen Geistersehern.

Statt zu beweisen, daß es Geister giebt,
Beweißt ihr deutlich: daß ihr geistlos bliebt.

Einem groben Recensenten.

Mein Herr Kyd! über bildende Künste

Reden Sie stets, ohne Wärme und Licht;
Ihre redenden Künste sind Dünste,
Machen uns lachen und bilden uns nicht!

Der Gedichtsammler.

Vor dem Betteln warnt der Richter
Und das Stehlen straft er gar;
Doch bestiehlt Herr Duft die Dichter
Und erbettelt Honorar!

Als Offiziere Bälle geben.

Hinweg werft ihr der Väter Waffen,
Wenn euch ein Pas gelingt.
Was kümmerts euch, daß ihr, gleich Affen,
In Sclavenketten springt!

Zugabe an alle, die sich getroffen fühlen.

Ich stelle kühn mich eurem Toben,
Denn frei zu sprechen ziemet sich.
Versucht' ichs, euer Thun zu loben,
Macht' ich ein Epigramm auf mich!

F. W. Gubitz.

7.

Züge aus dem Leben.

Von verschiedenen Meistern.

1.

Ein etwas verrufener Prediger zu K. — sprach öffentlich ziemlich jesuitisch für die im Sondershausischen abgeschaffte Formel: Gott segne euch! Die eingeführte Gott segne uns! — worin der Prediger sich mit einschließt, war ihm eine Beschränkung priesterlicher Rechte. So erschien folgendes Epigramm mit der Aufschrift: „Beschluß der Bürger zu K — ."

„Gott segne uns! — das könnt' uns wohl behagen,
Der Zeitgeist will's, und deshalb ist es recht!
Doch unser Pastor muß Gott segn' euch sagen;
Der ist für Gottes Seegen viel zu schlecht!"

2.

Der neue Burgemeister in S —. erhielt den Regierungsbefehl: über seinen Wirkungskreis den jährlichen Bericht zu erstatten und monatlich auch die vorgeschriebenen

historischen Tabellen einzureichen. Er schloß sein erstes Schreiben mit den Worten:

„Was den letzten Punkt betrifft, so muß ich unter„thänigst melden, daß in diesem Jahre keine Histo„rien bei uns vorgefallen sind."

3.

In einer Gesellschaft wurde ein bekannter Dichter von einem jungen Manne, Namens Kleewitz mit Räthseln geplagt und geneckt, als er, mit ganz andern Dingen beschäftigt, sie nicht zu lösen vermochte. Der Dichter ward endlich ärgerlich und rief:

„Nun wohl, jetzt will ich Ihnen ein Räthsel aufgeben!

Alles lauschte und der Dichter sprach:

Das erste frißt's Vieh,
Das zweite haben Sie nie,
Das Ganze sind Sie!

Die Gesellschaft lachte laut auf und der junge Mann schritt erzürnt von dannen.

4.

Ein bekannter treuloser Commandant reißte unter dem Namen und mit dem Passe eines Kaufmanns durch ein Städtchen, an dessen Thoren Bürgerwachen standen. Der wachthabende Offizier erkannte den Angekommenen und fragte einen der Bürger:

„Womit mag der wohl handeln?"

„Mit Festungen!" war die Antwort.

5.

Während der Belagerung einer Festung kam ein unbemittelter aber braver Offizier mit einem etwas langen Busenstreifen nach der Wachtparade, wo ihn ein College bewillkommte mit dem Verse aus dem Witzspiel Herodes vor Bethlehem:

„Helden von der Wachtparade,
„Zieht die Busenstreife g'rade:

Rasch erwiederte der Erschienene aus derselben Quelle:

„Wie kann der Herr die Stadt verschonen,
„Da solche Esel drinnen wohnen!

Der andere forderte ihn heraus, aber nachdem dieß abgemacht war, ließ er ihn ungeneckt.

6.

Als in Berlin ein travestirter Luther in der „Weihe der Kraft" auf der Bühne erschien, war besonders der Titel dieses Schauspiels nicht begreiflich, und gab in einer Gesellschaft Gelegenheit zu der Frage: Wo die Weihe und die Kraft zu suchen sey? Ein Anwesender erwiederte auf der Stelle:

Prunkende Demuth,
Mystische Wehmuth,
Sinnige Schwermuth,
Christlicher Wermuth,
Treten in Reihe
Bilden die Weihe!

Eigenes Leben,
Wüthiges Toben,
Kindisches Leben,
Mächtiges Streben,
Nach Geist, der erschlafft,
Das ist die Kraft.

7.

„Unser Commissarius liefert fast täglich das Seitenstück zu einem Wunder Christi!" sprachen einige Militairs, und auf die Frage: Wie so? erhielt man zur Antwort:

„Christus speißte mit fünf Broden fünftausend Mann, unser Commissarius aber speißt oft mit fünftausend Broden 5 Mann.

8.

Professor Beurguet, ein guter Chymiker, gedachte in Berlin seine Luftfahrt anzustellen; ihn begleiten wollte Hr. v. B., — der im vorhergegangenen Winter die neuen, nicht sehr gerühmten, Laternen für die Stadt besorgen half. Die Unternehmung verunglückte und bald erfand die böse Welt folgendes Gespräch:

A. Was mag der Ball dort wohl bedeuten,
Und der Zusammenlauf von Leuten?
B. Der Herr v. B. — reist nach den Sternen,
Holt beß'res Licht für die Laternen!
A. Doch seht, ein böses Schicksal muß hier walten,
Der Ball steigt nicht; es bleibt also beim Alten!

9.

Einige Männer stritten heftig darüber: Ob in einer Residenz eine Universität an ihrem Orte wäre.

„Es darf durchaus nicht seyn!" rief einer derselben. „Und warum nicht?" wurde gefragt. „Weil in einer

Residenz die jungen Leute sich bald des Lernens überhoben glauben, denn sie merken hier am schnellsten, daß in der Welt die Dummköpfe protegirt werden!"

10.

Ein rühmlichst bekannter General-Chirurgus saß kurz vor dem Kriege 1806 in einem Zimmer der Palmierschen Resource in Berlin und sprach kräftig über das damalige preußische Cabinet. Viele, die gegenwärtig waren, schlichen sich davon, als sie einen Cabinets-Rath in einem entfernten Zimmer eintreten sahen. Jener hörte nicht auf zu eifern, und dieser trat jetzt unbemerkt zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Alter! nicht so bitter!" Nachdem er dieß gesprochen hatte, lehnte er sich, weil er vom Podagra geplagt war, an einen Tisch, um nicht zu fallen. Der General-Chirurgus, der das sah, antwortete schnell: „Nun, habe ich nicht recht? Wahrlich, bei Ihnen steht doch die preußische Diplomatik auf schwachen Füßen!"

11.

Der General Ramin, Gouverneur von Berlin, war wegen seiner Grobheit berühmt. Friedrich der Zweite, unzufrieden mit dem Muthwillen einiger jungen Offiziere in Berlin, ließ Ramin kommen und sagte ihm: „Er muß bessere Ordnung halten in der Garnison; — er muß den Fähnrichs grob kommen!" Ramin antwortete: „E. K. M. noch gröber? Nein, das wird nicht angehen, das ist nicht möglich!"

III.

Glossen.

I.

Ueber einen Aufsatz in den europäischen Annalen, 4tes Heft 1811 unter dem Titel:

„Abriß einer Regierungs-Geschichte des Königreichs Preußen seit dem Frieden von „Tilsit."

Bei manchem Wahren, das dieser Aufsatz enthält, hat er doch das Widrige, daß darin die bestehende Regierung und ihr Chef, der Freiherr v. Hardenberg, durch alle Rubriken gelobt, die vorigen Minister, Baron Stein, Graf Dohna, Hr. von Altenstein, schonungslos auf eine empörende Art herabgewürdigt werden. Nur allein der Exminister Beyme kommt gut weg, und es scheint, als halte der Verfasser es für möglich, er könne einst in integrum restituirt werden, da er mit dem Winde fährt; dem Styl nach muß man Friedrich Buchholz für den Verfasser halten. Dies kann aber nicht möglich seyn, denn

Seite 65 dieses Aufsatzes wird es dem entlassenen Ministerium vorgeworfen, daß es durch das Gesetz vom 5ten Febr. 1809 den Wucher privilegirt hätte, und Friedrich Buchholz sagt in seiner arithmetischen Staatskunst Seite 113:

„Nichts ist unstreitig alberner, als ein Gesetz, „welches den Wucher verbietet, vorzüglich wenn es „darauf hinaus läuft, ein Maximum festzusetzen, „welches man landesübliche Zinsen nennt.“

Seite 115: „Gerade, indem ich dies schreibe, „machen mich die öffentlichen Blätter mit dem Ge„setz über die Zinsen bekannt. Wer möchte dies „Gesetz tadeln? ꝛc.“

Der Verfasser jenes Aufsatzes sagt von dem verabschiedeten Ministerium

„Seite 69: daß die Rathlosigkeit und Divergenz „der vorigen Minister den König bewogen hätten, „sie zu entlassen.

Seite 64 bis 69 werden die Maßregeln dieses Ministeriums durchgehechelt.

Friedrich Buchholz sagt aber in der arithmetischen Staatskunst Seite 199:

„das (für Preußen) zu lösende Problem heißt:
„Wie es anzufangen, um dem preußischen Staate „nicht nur die Kraft zurückzugeben, die er durch „den Krieg verloren hat, sondern ihm auch eine ganz „neue Kraft zu ertheilen, durch welche er allen den „Unternehmungen gewachsen wird, die ihm in der „Zukunft aufstoßen können?"

„Ehe ich aber in die eigentliche Auflösung dieses „Problems eingehe, muß ich bemerken, daß ich mit „allen den vorläufigen Maßregeln, welche die Re„gierung zu eben diesem Zweck genommen hat, voll„kommen zufrieden bin u. s. w."

Also ist es doch wohl klar:

Friedrich Buchholz kann nicht der Verfasser jenes Aufsatzes seyn, wodurch das vorige Ministerium an den Pranger gestellt wird.

Dieser Aufsatz stellt folgende Sätze auf:

1) Nach dem Frieden von Tilsit habe der preußische Staat als eine sinnlose Trümmer dagestanden. Baron Stein habe aus diesem Chaos ein geordnetes Wesen machen sollen. Statt dessen habe er, ein Feind Frankreichs, sich in die verwegensten Pläne verloren. Nur

in einer Anschließung an Frankreich sey Heil für Preußen gewesen, Baron Stein habe sich davon entfernt, sich an die Spitze des lächerlichen Tugendvereins gesetzt, um vergebens dem Zeit- und Weltgeist sich entgegen zu setzen. Der Brief des Barons v. Stein habe dies Geheimniß zum Heil des Staats entdeckt. Mit diesen revolutionairen Ideen hätten die Reorganisations-Grundsätze des Barons v. Stein in der genauesten Verbindung gestanden. Z. B. die neue Städte-Ordnung, eine Schöpfung, in welcher die verschiedensten Zeiten mit einander vermischt wären, und der Begriff eines Bürgers in der allerseltsamsten Verwickelung erscheine; kurz, eine Schöpfung, die so wie sie selbst aus einem illiberalen und dürftigen Geiste hervorgegangen, für die Entwickelung des preußischen Staats immer unfruchtbar bleiben würde, sie bestehe, so lange sie wolle.

Bemerkung.

Abgesehen von den politischen Mißgriffen des B. v. Stein, zu deren Richter ich mich nicht aufwerfen will, so ist es doch eine falsche Angabe, daß der B. Stein an der Spitze eines Tugendvereins gestanden, und daß es unter diesen Namen eine revolutionaire geheime Verbindung gegeben hätte.

Was die Städteordnung betrift: so spricht der Verfasser wie der Blinde von der Farbe.

Soll es im Preußischen einst eine Nationalrepräsentation geben, so müssen die Mitglieder des Bürger- und Bauerstandes aus den Communen und Magistraturen hervorgehen. Haben sie hier gelernt, das Gemeindeste einer kleinen Sozietät wahrzunehmen, so werden sie besser geeignet seyn, in den gesetzgebenden Staatskörpern das Staatsinteresse wahrzunehmen, als wenn sie stets nur ihr Privatinteresse besorgt haben.

Illiberal nennt der Verfasser diese Städteordnung?

Früherhin setzte der König die Magistratur willkührlich ein. Er ließ durch Delegati das Kämmereivermögen und das ganz eigentliche städtische Interesse verwalten, welches doch nichts weiter als Privatvermögen aller Bürger war. Diese Verwalter mußten die Städte bezahlen.

Gewöhnlich trennten diese Verwalter des Staatsvermögens solches von dem Gesammtinteresse der Bürgerschaft, machten ein ganz eignes Wesen, ein Kämmereivermögen daraus, welches sie nur als eine Quelle für ihre Gehalte und für ihre Gehaltsverbesserungen ansahen. Ja oft war eine reiche Kämmerei eine Versorgungsanstalt für abgelebte Staatsdiener. Die Bürgerschaften hatten selten einen Nutzen von ihren Kämmereien.

Kann man es nun illiberal nennen, wenn der König den Bürgerschaften die Verwaltung ihres Gesammteigenthums wieder gegeben hat? Man nenne diese Maßregel wie man will, sie war wenigstens gerecht.

2) Spricht der Verfasser über die Pariser Convention vom 8ten Septbr. 1808, welche der Prinz Wilhelm abschloß, geradezu, als wenn er im französischen Cabinet dabei zugezogen worden sey.

Er meint:

Preußen hätte unter den damaligen Conjunkturen einen vortheilhafteren Traktat abschließen können, wenn es die Zeitverhältnisse besser zu benutzen verstanden und sich Frankreich fest hätte anschließen wollen.

Bemerkung.

Da diese Blätter der Politik nicht bestimmt sind, so schweige ich über diese Behauptung.

3) Werden nun, wie oben schon beiläufig bemerkt worden, die Maßregeln des entlassenen Ministeriums bitter critisirt, als:

1) Die Aufbringung 1 Million Thlr. durch die Let-

terie. Dies Projekt sey an seiner eignen Erbärmlichkeit gescheitert, 2) die Silberlieferung, 3) die Proklamation des Wuchergesetzes, 4) die Einkommensteuer, 5) die begünstigte Theokratie, 6) die versprochene und nicht gehaltene Zinszahlung von den Staatspapieren.

So wenig ich hier die Vertheidigung dieser Maßregeln übernehmen will, so ist es doch ungerecht, dem entlassenen Minister Altenstein so mitzuspielen, wie es der Verfasser thut.

Seite 64 heißt es, seine Finanzmaßregeln hatten den Charakter der Halbheit, um nicht zu sagen der Kleinmeisterei.

Daselbst wird er ein Mann von geringen Talenten und von geringer Erfahrung genannt. Ich übergehe das Uebrige.

Hr. v. Altenstein mag Fehler begangen und schiefe Ansichten gehabt haben, aber daß es ihm an Erfahrung, an Sach- und Dienstkenntniß gefehlt hätte, das ist Verläumdung. Er arbeitete unter dem Staatskanzler, Freiherrn v. Hardenberg, ehmals im fränkischen Departement, und hatte das Zutrauen seines erfahrenen Chefs, der viel zu edel ist, als daß er nicht auch noch jetzt Hrn. v. Altenstein Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte.

Wenn der Verfasser die Finanzmaßregeln dieses wahrhaft würdigen Mannes tadelt, weil ihnen nicht eine Reorganisation des ganzen Staats vorangegangen, so vergißt er, daß Hr. v. Altenstein 2 Collegen hatte, von denen der Großkanzler Beyme oder Graf Dohna vielleicht ganz entgegengesetzter Meinung war.

Es wird eben sowohl von dem Tadler übersehen, daß Hr. v. Altenstein gerade die Finanzen übernahm, als der Staat in der höchsten Ohnmacht lag, 1808.

4) Wird dem Könige sein verlängerter Aufenthalt in Königsberg übel ausgelegt, und sey sonst die Demarche, welche Schill genommen, nicht möglich gewesen.

Die von Königsberg aus erlassenen Verordnungen hätten alle das Gepräge der Seltsamkeit gehabt, als hätte man es darauf angelegt, Grundsätze zu sanktioniren, die Allem widersprochen hätten, was in allen Theilen der Welt sonst üblich sey.

5) Die Schlacht von Wagram hätte endlich dem Hofe keine Wahl übrig gelassen; während Deutschlands Könige und Großherzöge nach Paris gegangen wären, um Napoleon zu danken, habe der König einen Mittelsmann, den General Kalkreuth, nach Paris geschickt, durch den der König den Wunsch Napoleons erfahren, daß er nach Berlin zurückkehren möge.

6) Wird nun die Anstellung des Freiherrn v. Hardenberg erzählt, und dargestellt, was seitdem in der Staatsorganisation geschaffen worden sey.

Dem Adel wird allein die Opposition beigemessen, welche der Staatskanzler auf seinem Wege finde, und gesagt, es sey höchst lächerlich, zu hören:

Wie der Adel gegen den Blasengeist, als gegen etwas declamire, was den Untergang des Staats mit sich führe.

7) Der Verfasser schließt mit dem gerechten Wunsche: Preußen durch eine Verfassung regiert zu sehen, welche der Nation ihre Rechte sichere, und sie für die Zukunft vor jenen mangelhaften Gesetzen bewahre, die unvollziehbar gewesen; vor Gesetzen, wie sie in den letzten 20 Jahren nur zu häufig erschienen wären und erscheinen müßten, wo die Nation unvollständig repräsentirt worden sey. Dieses Wunsches Erfüllung sey um so näher, da die Regierung versprochen habe, dem von ihr empfundenen Bedürfniß einer National-Repräsentation abzuhelfen.

Bemerkung.

Die Ansichten des Verfassers von der neuen Anordnung der Dinge und von den hochherzigen Gesinnungen

des Freiherrn v. Hardenberg sind die meinigen, aber ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie nicht auf Unkosten anderer, auch nicht zu verachtender Männer, hätte ausgesprochen werden sollen.

v. Cölln.

2.

Ueber eine deutsche Satyre.

Die Deutschen waren nie große Satyriker, um so mehr muß man sich über den sehr gelungenen Versuch in diesem Genre wundern, den Hr. Professor Schmieder in Halle in folgendem Werke gemacht hat.

v. Cölln.

Pädagogik. (Halle bei Gebauer.) Ueber die Einrichtung höherer Bürgerschulen, ein Versuch von C. C. Schmieder, Doktor der Philosophie, Oberlehrer an der Realschule zu Halle u. s. w. Mit vier Tabellen. (1809. XII. und 6. gr. 8. 18 gr.)

Die höheren Stände, welche die Regierung des Ganzen theilen, bedürfen keines tiefen Wissens, noch einer großen praktischen Fertigkeit. Es ist gut, wenn alle Regierer, vom Fürsten bis zum Maire, im Fluge emporsteigen. Wo schnell avancirte junge Männer an der Spitze stehen, geht in der Regel alles leicht und gut von Statten. Der höhere Stand ist seiner Natur nach erblich, und soll, für die Idee der Menschheit erzogen, zum Herrn der Schöpfung erhoben werden. Nicht das höchste Wesen, sondern die reine

Vernunft ist ihm höchste Gesetzgeberin. Der Cultus wird ihm als ein nothwendiges Erforderniß zum Bestande aller menschlichen Verfassungen dargestellt, damit das Beispiel der höhern Stände nicht Afteraufklärung erzeuge. Die Ehre wird mittelst der Eitelkeit in das jugendliche Gemüth tief als das Heiligste eingeprägt, weil sie sein künftiger Himmel und seine Hölle werden soll Einen hohen freien Blick giebt die höhere Mathematik; der höchste Werth liegt in der abstracteren Arithmologie. Die Weltkenntniß ist das Brodstudium des höhern Standes, sie muß auf eklektische Philosophie gebaut werden. Für ihn gehört eine Encyklopädie aller Zweige des Wissens, denn vornehme Leute müssen eine vielseitige Cultur und ein ausgedehntes wissenschaftliches Interesse haben. Der Mittelstand, der zum eigentlichen Dienste des Staats bestimmt ist, wuchert mit seinem geistigen Vermögen, macht Wissenschaft zum Broderwerb, oder treibt Künste und Handwerke mit Raffinement. Nicht die Ehre ist die Zielscheibe des Bürgers, sondern eine sorgenfreie Wohlhabenheit; bis er diese erlangt, geht all sein Dichten und Trachten auf Geldverdienst. Man macht den Bürger unglücklich, wenn man ihm die Ehre (das Winkelmaß und die Bleiwage der höheren Stände) als ein wünschenswerthes Gut vormalt; denn was er seyn kann, will er dann nicht werden, und strebt nach Dingen, die über sein Vermögen sind. Uebung der Körperkraft ist bei diesem Stande nicht nöthig; denn er ist nicht zu grober Arbeit bestimmt. Eben so ist die völlige Ausbildung des Geschmacks überflüssig; denn

die Verfeinerung ist kein Vorwurf für den Bürger. Nur diejenige Moral leuchtet dem jungen Bürger ganz ein, und wirkt mit voller Kraft auf ihn, die ihm zeigt, daß Gutseyn die nothwendige Bedingung zu seinem zeitlichen Glücke sey. Die Gottheit, welche dem Haufen als Richter, dem nach Idealen strebenden Menschen als Meister erscheint, wird hier als liebevoller, aber nicht verliebter Vater dargestellt. Die Jugend muß für die currente Wirklichkeit erzogen werden. Stolz beherrsche den Hohen, Furcht den Pöbel, den Mittelstand aber die Hoffnung. Der Unterricht für den Bürgerlichen muß einen ganz andern Gang, seine Bildung eine ganz andere Tendenz nehmen, als bei dem Adelichen. Der gemeine Mann ist immer Mittel zu den Zwecken Anderer, die ihn leiten und bevormunden, und die er unweigerlich als Höhere, als seine Herren anerkennt, wenn sie nur seine augenblicklichen Bedürfnisse befriedigen. Das tägliche Brod im eigentlichen Verstande ist der Hebel seiner Thätigkeit, und mehr ist ihm nicht gut. Religion, mit ein wenig Aberglauben vermischt, Polizeiordnung und Innungs-Vertrag sind die Stützen seiner Wohlfahrt. Seine Leidenschaften müssen früh durch Furcht vor der Strafe und frühe Gewöhnung zum blinden Gehorsam in Schranken gehalten werden. Sie dem Mittelstande gleich stellen, würde heißen, die Hefe unter den Wein rühren. Kinder aus der untern Volksklasse müssen in jeder Körperkraft geübt und zu mechanischen Fertigkeiten abgerichtet werden. Ihre sittliche Bildung soll nicht in wirklicher Veredlung, sondern

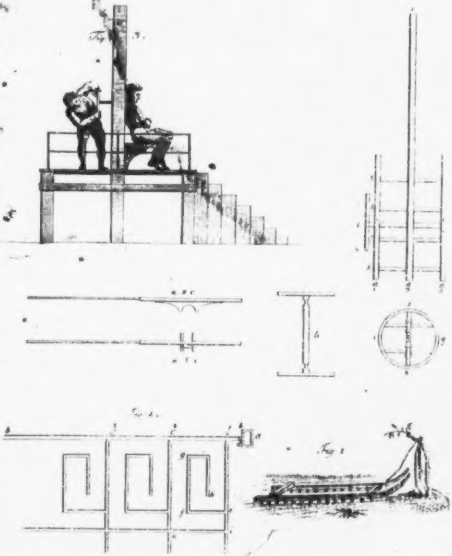
in vorsichtiger Richtung des Willens bestehn. Nicht jeder Auswuchs des Aberglaubens muß vertilgt werden: denn er führt oft gute Motive fürs Leben bei sich, und bestimmt den niedern Haufen nicht selten zum Gutseyn, wo weder Religion noch Menschengewalt ausreichen würden. Nimmt man ihm den Teufel ganz und gar: so macht man ihm die heiligen Bücher verdächtig, so raubt man ihm seinen einzigen Trost in Noth und Elend. Wo man diese Dreifaltigkeit im Menschen nicht gelten lassen wollte, blieben die strafenden Folgen nicht aus. Wo man den Adel mit dem Mittelstande zusammenzwängte, wurde ein steriles Bastardgeschlecht erschaffen. Die Vermischung des zweiten und dritten Standes, riß eine Menge von Knaben, zum Frohndienst geboren, mit Kartoffeln dazu aufgeklärt, zu dem Dünkel hin, etwas zu werden. Nur die strengste Absonderung dieser Stände in Erziehung und Unterricht vermag heilsame und erfreuliche Resultate herbei zu führen.

Ende.

Bemerkung einiger sinnentstellender Druckfehler im ersten Hefte der Fackeln.

Seite	256	5te Zeile v. unt.	lese m. st.	Deines, Unsres.
—	259	9. — v. oben	— — —	in den in denen.
—	260	10. — v. oben	— — —	um welchen, um welche.
—	263	2. — v. oben	— — —	Geschichtenschreiber, Geschichtschreiber.
—	263	3. — v. oben	— — —	Geschichten, Geschichte.
—	264	[illegible] — v. u.	— — —	erreicht, erzielt.
—	daselbst	— — —	— — —	wichtigen, richtigen.
—	265	9. — v. u.	— — —	auf, an.
—	265	10. — v. u.	— — —	muß das Komma weg.
—	265	9. — v. u.	— — —	Evidenz, Existenz.
—	267	9. — v. u.	— — —	Was, Wo's.
—	268	10. — v. o.	— — —	Schlafender, Schaffender.
—	274	7. — v. u.	— — —	nur, noch.
—	285	16. — v. o.	— — —	nicht, nicht mit.
—	286	8. — v. o.	— — —	entklinden, erblinden.
—	288	6. — v. u.	— — —	Dedona, Dodona.
—	289	11. — v. u.	— — —	auch euch.
—	293	1. — v. o.	muß das Wort Neben unterstrichen seyn.	
—	293	9. — v. o.	lese man statt	geben, gaben.

Ein spanischer Insurgent

Opfer der Inquisition.

1. Eine Frau, welche lebendig verbrannt werden soll, mit der Samarra vom ersten Grade und der Carrocha bekleidet.
2. Eine Nonne, welche dem Scheiterhaufen, durch ein Bekenntniß vor der Verurtheilung, noch entging, mit dem Sanbenito bekleidet.
3. Eine Frau, welche nach abgelegtem Geständniße, doch aber erst nach gesprochenem Urtheil, noch begnadigt wurde, mit der Samarra und Carrocha vom 2.ᵗᵉⁿ Grade bekleidet.
4. Ein Mann, bestimmt, lebendig verbrannt zu werden, mit der Samarra und Carrocha vom 1.ᵗᵉⁿ Grade bekleidet.
5. Ein Mann, in dem Falle wie die Frau N.º 3.
6. Ein Mann in dem Falle wie die Nonne N.º 2.